

Hausschatz der Länder- und Völkerkunde

von

Alexander Schöppner.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.

2. Lieferung.] Zweite Auflage. [Preis 10 Ngr.

Hausschatz

der

Länder- und Völkerkunde.

Geographische

Bilder aus der gesammten neueren Reiseliteratur.

Von

Alexander Schöppner.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Herausgegeben

von

Dr. Sophus Ruge,

derz. Vorsitzenden des Vereins für Erdkunde in Dresden.

Mit Titelbild,

30 Ansichten in Tondruck und 40 in den Text gedruckten Vignetten.

Prospect.

„Land und Leute“ lautet heutzutage das Losungswort für das Studium der Geographie. Das „Land“ ist, wie Riehl bemerkt, von unsern Geographen genugsam beschrieben, die „Leute“ aber sind nicht selten, mehr als sich gebührt, vergessen worden. In der rechten Darstellung von „Land und Leuten“ liegt das fruchtbarste und interessanteste Moment der Länder- und Völkerkunde. Nach dieser Seite hin soll sich unser „Hausschatz“ für die Schule wie für das große gebildete Publikum als ein zeitgemäßes Unternehmen darstellen und reiche Belehrung in einer ansprechenden Form gewähren.



II. Niederlande und Belgien.

1. Niederländische Landschaft.

[Karl Schnaase.]

Weithin in der unbeschränkten Fläche ziehen sich Wiesen, im allerfrischesten Grün, bald offen, bald durch Deiche geschützt; wohlgenährtes Vieh lagert darauf; hinten am Horizont stehen hohe Windmühlen wie Thürme, aber vorn kleine Wäldchen im üppigsten Baumwuchse; freundliche Häuser mit spiegelhellen Fenstern; oder kleine gothische Kirchen sehen über die Deiche, auf denen hölzerne, wunderlich geformte und bunt bemalte Wägelchen leicht hingleiten. Wagen und Deiche und Bäume und alle frischen Farben wiederholen sich noch frischer im klaren Spiegel des Stroms. So hat man schon hier, ohne noch das Land betreten zu haben, das Gefühl der niederländischen Landschaft, die Eigenthümlichkeiten, welche die Richtung des Lebens wie der Kunst bestimmen mußten. Dieser weiche, unzuverlässige Boden ist zur schnellen That nicht bestimmt; gegen das schnell wachsende Wasser hilft weder Kraft noch Entschluß; nur Vorsicht und Geduld. Der Sinn für die Form wird hier nicht angesprochen, wo die Fläche immer gleich ist. Der Sinn für die Farbe bildet sich aus und mit ihm die Freude am sinnlich ruhigen Leben, welches das Verdienst wie der Genuß der Vorsicht ist. —

Sie wissen, wie hart es mir ist, anzufangen und nicht fortzusetzen; im Reisen wenigstens. Und doch muß ich mich diesmal bescheiden, nur die Vorhalle Hollands zu betreten, an den Küsten zu bleiben, ohne den „reinen Osten", Amsterdam, Haarlem, Utrecht, besuchen zu können. Wer nicht bis zur Sättigung haben soll, der will doch naschen, und so beschlossen wir, Freund Bernhardt und ich, auf einer Ausflucht nach dem nahen Leyden vom Lande der Canäle die Süßigkeit des Kernes zu kosten. Gewissenhafte Gäste der heilenden See, nahmen wir also gestern unser kühles Bad in ungewöhnlich früher Stunde, wanderten dann durch den heitern Busch, durch die Stadt, zum äußersten Canale und erreichten glücklich die „achte Schuyte", denn stündlich geht diese gemächliche Reisegelegenheit ab, und schon viel früher, als zur achten Stunde. — Sie kennen im Ganzen die Einrichtung dieser Fahrzeuge, die ohne kostspielige Eleganz die nöthigsten Bedürfnisse holländischer Bequemlichkeit befriedigen. Dem Stübchen (het Roef),

dem bescheidenen Aufenthalt der, wie billig, etwas höher besteuerten Aristokratie, fehlt nie der niedrige Tisch mit dem unentbehrlichen Feuerbecken und dem bekannten andern Geräth der unverhehlten, freilich nicht scheinbaren, Reinlichkeitsliebe. Sehr weiche Federkissen liegen auf den hölzernen Bänken umher, und Vorhänge an den Fenstern, Duodezausgaben der Prachtexemplare in den Wohnstuben, gewähren auch hier das dem Holländer so gemüthliche Halblicht, das bei ungünstigem Wetter durch den Tabaksdampf der dann oft dicht gedrängten Gäste möglichst gesteigert wird. An freundlichen Tagen, wenn die Sonne die feuchte Luft des Canals durchwärmt, bleibt man freilich lieber im unbedeckten Theile, und kommt so rauchend, schlafend, oder bequem und eintönig schwatzend, mühlos an den Ort der Bestimmung. Indessen ist die Fahrt nicht gar zu langsam, jedenfalls empfehlenswerth wohlfeil und doch — da bei der großen Zahl täglich abgehender Fahrzeuge selten Ueberfüllung entsteht — auch von den höhern Ständen benutzt. Wir waren noch zu frühe für die Abfahrt gekommen; dafür aber gab die Reisegesellschaft, die langsam sich einfand, günstige Aussicht. Ein gar liebliches Professorenkind, ein freundliches Willkommen aus dem gelehrten Leyden, bestieg mit dem jüngern Bruder den Nachen. Die Fülle der schönen Holländerinnen, die freilich später oft einen bleichen, schweren Charakter annimmt, war hier noch in jugendlicher Frische, und stand gar zierlich in der feinen französischen Tracht. Leider aber wollte sie nur in der Tracht vom Französischen wissen, nicht in meiner Anrede, die sie freundlich, aber bestimmt ablehnte. Bald tönte auch die Glocke, als letzter Ruf zur Abfahrt, der Pferdeknabe (das Jägerchen, wie man ihn hier zärtlich nennt) saß auf seinem Quersattel, und unsre sanfte Reise begann. — Bald mündet der vom Haag herkommende Canal in den, welcher von Delft nach Leyden führt; wir wandten uns also links, und fuhren nun lange Zeit bei sehr sorgfältig erhaltenen Landhäusern vorbei. In Holland wie in Venedig sind die Canäle die Schauseiten der Häuser, während man die Straßen des Innern weniger würdigt. An sie reihen sich diese ruhigen Lustsitze, welche dem Reisenden der Wasserstraße das Land als den Aufenthalt gewerbloser, genießender Rentner erscheinen lassen. Gewöhnlich sind diese Landhäuser in mehrern Stockwerken, aber niedrig gebaut, in einfachen Formen, aber mit frisch gestrichenen Läden und Thüren und hellglänzenden Spiegelfenstern, welche das mäßige Vergnügen der Neugierde dem Bewohner, nicht dem Vorüberfahrenden gestatten. Dieser wird dagegen durch den Anblick überreicher Blumenbeete, bunter Spaliergewächse oder der dichten, schattigen Baumgänge entschädigt. Häufig, wenn das Wohnhaus selbst weiter im Innern des Gartens, liegt dann dicht am Canal ein Pavillon, gewöhnlich, um den Genuß der stündlich vorbeikommenden Fahrzeuge nicht auf eine enge Gegenwart zu beschränken, sondern Annäherung und Entfernung beobachten zu können, mit einem dreiseitigen, ganz zu Fenstern bestimmten Vorbau. An diesem möglichst bunten und zierlichen, oft in gothischen oder chinesischen Formen erbauten Häuschen ist denn auch der Name des Landsitzes zu lesen; manchmal nur die Localität angebend, z. B. Voorburg, Yperburg; zuweilen in galanter Erwähnung ehrbarer Hausfrauen oder Töchter, Carolinenburg, am Häufigsten aber das Wohlgefallen des Besitzers aussprechend, Welgelegen oder Frede best, Lust en rust, Groot genoeg, Vreude en Rust. Freude und Ruhe! Die wahren Penaten dieser friedlichsten aller Burgen, eigentlich nur verschiedene Verkörperungen derselben Gottheit. Die Ruhe, erzählt man, wird häufig hier so strenge verehrt, daß viele der müßigen Bewohner dieser Landsitze selbst die Reise in die nächste Stadt lebenslang aufschieben. Nur durch diese grenzenlose Liebe zur Ruhe wird der Patriotismus begreiflich, welcher die Holländer abhält, nicht, nach englischer Sitte, weniger hochbesteuerten Lebensgenuß in anderen Ländern zu suchen. Geräuschlos zogen wir unsre Wasserstraße fort durch diese geräuschlose Welt der „Freude und Ruhe", deren ewige Sabbathstille für uns unruhigern Geister des festern Landes wenig gemacht sein dürfte. [141]

2. Amsterdam und die Holländer.

[A. Meßmer, J. Goldschmidt.]

Es ist zwar keinem Zweifel unterworfen, daß die Städte am Meisten den Charakter ihrer Bewohner ausdrücken, vorausgesetzt nämlich, daß es keine Kunstproducte sind, die eben nach der Laune ihrer Schöpfer aussehen müssen; aber bei Amsterdam ist das so leibhaftig der Fall, daß Jeder, der etwas vom Charakter der Holländer wüßte und plötzlich hierher versetzt würde, nicht schwer thun könnte, sich zurecht zu finden. Es ist die Stadt so wenig als das Gemeinwesen der Holländer alt. Sie erhob sich erst, als Antwerpens Stern sank und die Flagge der Generalstaaten auf allen Meeren zu wehen begann.

Natur und Ansehen der Stadt sind höchst eigenthümlich. Man hat es zwar gern das nordische Venedig genannt und es hat mit der Lagunenstadt allerdings Einiges gemein. Das Y kann eigentlich auch für nicht viel mehr als eine Lagune gelten. Der Boden ist auch hier nur Schlamm und Sand und mußte erst durch Pfähle, man kann sagen, durch versenkte Wälder und Berge, gewonnen und gesichert werden. Auch geht das Meer durch hundert Canäle, die eben so viele Lebensadern des Verkehrs sind, durch die Stadt; sie selbst steht auf 90 Inseln, die durch 290 Brücken verbunden sind. Aber bei näherer Besichtigung schwindet die Parallele bedeutend. Fürs Erste sieht man auf einen Blick, wie in Venedig für Kunst und Schönheit, hier fast nur für Nutzen und Bedürfniß gebaut wurde. Venedig steht unmittelbar im Wasser und steigt unmittelbar aus dem Wasser, ist nur „Wasser und Stein“, kein Fleck für etwas Grünes, kein Raum, sich neben dem Wasser umzukehren, die wenigen öffentlichen Plätze abgerechnet. Der Holländer suchte aber Land zu gewinnen, Raum für breite Straßen und seinen Lieblingsanblick, grüne Bäume, abgesehen davon, daß der Rücken seiner Hauptstadt an festes Land stößt. Nun noch vollends der südliche Hauch, der über Leben und Treiben des gondelfahrenden Venetianers schwebt, während der Holländer nur schwere Schiffe mit brauchbaren Dingen schleppt und überhaupt die personificirte Prosa in allen seinen Verrichtungen ist.

Schon von alten Zeiten sind verschiedene Docks, d. h. Hafenbassins aus dem Y ausgeschnitten, wovon die berühmtesten der Reichsdock und der Freihafen sind; dazwischen liegt eine weite Wasserfläche, durch Pfähle eingepfercht. In neuester Zeit sind dazu zwei großartige Docks, der östliche und westliche, gekommen, die wohl an 1000 größere Schiffe bergen könnten. So ist die ganze Nordseite der Stadt so zu sagen zu einem einzigen großen Hafen umgeschaffen. Dazu kommt nun noch ein weit aussehender Bau für die leichte Zu- und Abfahrt der Schiffe. Die Zuidersee ist sehr stürmisch, und so lange blos dieser Weg offen stand, mußten die Schiffe oft Wochen und Monate harren, bis sie günstig durchkamen. Nun ist durch Nordholland, d. i. den Landstrich Amsterdam gegenüber, der zwischen der Nord- und Zuidersee liegt, der große Nordcanal gegraben, der 120' breit, 10' unter dem gewöhnlichen Meeresstrand, und 14 Stunden lang, vielleicht nicht seines Gleichen in der Welt hat. Man sieht, welch eine Energie und welche Kosten die Holländer daran wendeten, sich den ungeschmälerten Besitz des Handels zu erhalten.

Innerhalb dieses großartigen Rahmens gemeinsamer Opfer und Einrichtungen hat sich nun Jeder in seiner Weise niedergelassen und sein Oertchen bereitet. Auch hier ist zuerst für Sicherheit und Nutzen gesorgt. Wie gesagt, sind alle Häuser auf Pfähle gestellt, daher der bekannte Witz des Erasmus, er kenne Leute, die wie die Krähen auf den Gipfeln der Bäume wohnen. Man sieht daher auch manches Haus ein wenig kopfüber oder sonst zur Seite geneigt, als wollte es ein gemüthliches Schlümmerchen halten.

Das Baumaterial der Häuser sind fast durchaus rothe Backsteine, durch weiße Fugen von Mörtel verbunden. Auch sind die Häuser insgemein schmal, auch nicht besonders hoch, wenigstens im Vergleich mit andern Hauptstädten. Die Bauart ist großentheils dieselbe; das ganze untere Geschoß nehmen die großen Fallfenster der Auslagen ein, darüber steht Fenster an Fenster, denn da man in der Enge blos vorne zum

Lichte kam, mußte man hier möglichst viel zu erobern suchen. Das Dach hat in der Regel einen hohen Giebel, so daß in den langen Gassen und Straßen die Häuser wie eine Reihe Soldaten aufmarschirt erscheinen. Nur in der Herrengracht hat sich ein vornehmerer Ton einschleichen wollen und sieht man viele Häuser mit horizontalem italienischem Abschluß, aber sie verschwinden in der Masse der übrigen als Fremdlinge und werden dem amsterdamer Bürger schwerlich einen andern Geschmack beibringen. Was an Schmuck und Zierrath an diesen Häusern zu finden ist, gehört zum Seltsamsten, was man sich denken kann. Die Grundfarbe ist die dunkelrothe des Ziegels, die noch durch Oelfarbe recht kräftig gemacht ist, hie und da dunkelbraun bis schwarz — ich glaube, in ganz Amsterdam ist kein weißes Haus. Hingegen sind alle Simse und was sie sonst noch zur Zierde hinzuzuthun für gut fanden, weiß, besonders in der Verzierung der Giebel. Jeder hat den seinigen auf eigene Weise aufgeputzt. Schnörkel auf und ab, Wülste und Würste, Fratzen und Blumenguirlanden, Schnecken und andere Formen, im Einzelnen immer nett, im Ganzen immer barock und geschmacklos. Darüber ragt endlich die Glorie des Hauses, der Kamin, der gewiß in der ganzen Welt nirgends seltsamere Gestalten annimmt, bald kerzengerade, meistens wie ein Schwalbenschwanz auseinandergehend, hie und da ganze Büschel von Kaminen, die wie Fächer sich ausbreiten. Selbst bei fremdartigen Gebäuden, die wie jene italienischen etwas classische Glätte überwerfen wollten, konnte sich der Holländer nicht verläugnen; flugs war er da und machte irgend eine seiner sinnreichen Zierrathen oder eine Gabel am Kamin hinauf, wodurch für den Fremden der classische Eindruck sicher in unauslöschliches Gelächter sich auflöst. Es kommen außer dem Braun und Weiß, die sich natürlich grell genug abheben, noch andere bunte Zuthaten. Die Fensterläden oder Jalousien haben sie meistens lebhaft grün, das sonstige Holzwerk an Auslagen u. s. w., wenn nicht weiß, lichtgelb. Denkt man sich nun lange Straßen, in der Mitte durch breite schiffsbedeckte Canäle durchschnitten, mit grünen Bäumen besetzt und durch solche bunte Häuserreihen geschlossen, so kann man sich in Etwas den wunderlichen Eindruck vorstellen. Dazu kommen noch einige Kirchthürme, die man auf den verschiedensten Seiten der Stadt erblickt und die nothwendig zum Bilde des Ganzen gehören. Es ist ein ganz eigener Geschmack in diesen Thürmen von der großartigsten Kleinlichkeit, die man sich denken kann; Säulchen, Vögelchen, Spitzchen, Kuppelchen übereinander, zuhöchst noch Kuppelchen blos aus Rippen ohne Dach, also durchsichtig, und darüber die Spitze, Alles blank und reich vergoldet, überdies mit Glöcklein behängt, an denen den ganzen Tag das Gebimmel des Glockenspiels nicht aufhört; wenn es einen Fleck in Europa giebt, der ein bischen chinesisch ist, so ist es gewiß Holland und Amsterdam.

Das holländische Haus- und Familienwesen wäre viel interessanter zu beachten, aber man kann in Holland schwerer als irgendwo in das häusliche Heiligthum hineinschauen und muß sich mit einigen Schlüssen von außen begnügen. Bei all den Fenstern, welche die Häuser an der Stirn tragen, ist der Holländer doch ein sehr verschlossener Mensch, Alles ist versperrt und verhängt, daß kaum ein Luft- und Lichtstreif und jedenfalls kein Stäubchen hineinkommt. Dabei wollen besonders die Frauen dennoch ihrer natürlichen Neugier nicht allzuviel Abbruch thun und haben an fast allen Häusern Spiegel vor den Fenstern, in denen sie, ohne sich selbst dem profanen Blicke auszusetzen, die Gassen auf- und niederblicken können. Aus allen Häusern blickt Wohlstand und Bequemlichkeit — es ist erstaunlich, was man oft in der nächsten besten Bürgerswohnung an Teppichen, Mahagony, köstlichen Gefäßen u. s. w. zu Gesichte bekommt. Dies wird aber mit einer Sorgfalt, die an Leidenschaft gränzt, aufbewahrt und blank gehalten. Nirgends sieht man mehr scheuern, kehren, spritzen, poliren als hier. Ein großer Theil der ärmeren Bewohner hat seine Wohnungen unter der Erde, nämlich in den Kellern, und muß durch ein tiefgelegtes Fenster zur Straße hinaufschauen. Dennoch sieht es selbst in diesen Löchern oft recht freundlich aus. In der Regel haben sie ihre Fenster mit Eisengitter wohl verwahrt, dahinter ein freies Plätzchen, auf dem sorgfältig gepflegte Blumen stehen. Dasselbe gilt von den Leuten, die auf den Schiffen hausen, deren ebenfalls eine gute Anzahl ist; Alles ist reinlich und nett und die Blumen fehlen nicht. Es versteht sich dem Gesagten zufolge wohl von selbst, wie sehr sie auch auf Reinlichkeit und Nettigkeit in der Kleidung sehen, was besonders von den Frauen gilt; überall an den blanken Fenstern und Thüren, in den polirten Gewölben stehen sie, wie aus dem Glaskasten hervorgeholt. Uebrigens machen ihnen besonders

die Engländer das schlechte Compliment, daß sie etwas „Austernhaftes — ostryous —" an sich hätten, nicht blos in einer dicken, quallenartigen Constitution, sondern auch im Gesicht, als seien sie mit andern Wesen, die im feuchten Elemente leben, aus dem Wasser gekrochen und noch nicht zu Menschen gebacken. Nun, das griechische Ideal wird man unter Holländerinnen nicht finden, auch keine Laura, kein Gretchen und wie die poetischen Gestalten alle heißen; aber rothe Gesichter, gesunde Behäbigkeit, hie und da einen Umfang, der über die Schönheitslinie hinausgeht, und zwar etwas oft. Den Schmuck lieben sie sehr und tragen viel an Ringen, Armbändern, Brochen u. s. w. zur Schau. Ein absonderlicher Schmuck, der von ganz gemeinen Personen bis zur staatmachenden Dame hinaufgeht, ist eine Art goldener Krone oder Haube, die das Oberhaupt bedeckt, an der Stirn einen Ausschnitt hat, daß sie frei bleibt, und neben den Ohren eine Rose oder etwas Aehnliches bildet. Die gemeinen Frauen tragen darüber ein durchsichtiges weißes Häubchen, die Damen außerdem den französischen Hut, so daß der Schmuck nur ein wenig sichtbar wird. Hie und da schlingen sie noch eine Agraffe quer über die Stirn. Diese Krönchen sollen als Familienschatz sehr hoch gehalten und mit größter Sorgfalt aufbewahrt werden. Was die Männer betrifft, so hat der echte Holländer einen eigenen unverkennbaren Typus: breites Gesicht, die Stirn hingegen schmäler; dicke Wangen, an denen der Backenbart sorgfältig bis in die Nähe des Mundes gepflegt ist, hervorstehendes Kinn, etwas abwärts geschlitzte Augen, so daß sie gegen die Nase zusammenneigen und einen ebenfalls abwärts gespitzten Mund mit lächelndem Ausdruck. Wenn es in Europa überhaupt eine physiognomische Aehnlichkeit mit den Japanesen und Chinesen giebt, so ist sie unter den Holländern zu suchen, wie diese auch in ihrer ganzen Industrie mit jenen fernen Ostvölkern die meiste Aehnlichkeit haben und seltsamer Weise von allen europäischen Nationen mit ihnen auf dem besten Fuße stehen. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß der holländische Bürger, der ja meistens Handelsmann ist, die Ordnung selbst ist. Er lebt nicht viel außer der Familie; man sieht' dies am besten aus der erstaunlich geringen Zahl von Gast- und Kaffeehäusern in den belebtesten Städten und überhaupt an den wenigen öffentlichen Unterhaltungsorten. Ja, in den Gasthäusern selbst macht man so wenig Aufhebens um den Fremden, daß es mehr scheint, man theile aus Gnade mit ihm Tisch und Wohnung, als daß man ihn anzulocken und festzuhalten sucht. Es ist das nicht immer bequem, allein ich gestehe, daß es mir besser gefällt, als das aufdringliche, marktschreierische Wesen am Rhein. Der Mynher hat aber auch sein regelmäßiges Bedürfniß, Abends seine „Wandeling" zu machen, seinen Thee draußen zu schlürfen und sein Pfeifchen draußen zu schmauchen. Zu diesem Zwecke haben alle Wohlhabenderen ihre „Buitens" (buiten im Gegensatz zu binnen heißt draußen), kleine Gärtchen mit Sommerhäuschen, sorgfältig gehegt und gepflegt, gewöhnlich an einen Canal stoßend. Solche Gärtchen sind überall in der Nähe der Städte und auch um Amsterdam in großer Zahl. Sie tragen meistens sehr friedliche, behagliche Aufschriften, wie z. B. Lust en rust (Lust und Rast); Wel tevreden (wohl zufrieden); Groot genoeg (groß genug); Vrede best (Friede das Beste) u. s. w. Das Alles mag nun sehr philisterhaft sein, aber es ist unläugbar gemüthlich.

Wenn von dem Charakter der Holländer die Rede ist, darf ein wesentlicher Zug desselben, die Blumenliebhaberei, nicht unberührt bleiben. Der Blumenmarkt zu Amsterdam giebt uns Gelegenheit, diese nationale Leidenschaft guter Art kennen zu lernen.

Ein schönes Genrebild, ein hübsches Stück holländischen Lebens gewährt der Anblick desselben. Unabsehbare Reihen von Blumen waren dort auf Reihen und Gestellen aufgestapelt; eine ungeheuere Menge Verkäufer, dicht ineinander gedrängt, strengten ihre Lungen aufs Höchste an, machten in allen Nüancen der Stimme auf ihre Blumen aufmerksam, und suchten durch irgend etwas Auffallendes in dem Tone ihrer Worte, in den Geberden, mit denen sie die Blumen dem Vorübergehenden unter die Augen, respective Nase, hielten, irgendwie Aufsehen zu erregen, um so die Käufer von dem Nachbar weg zu sich heranzuziehen. Zwischen den Blumengassen trieb sich munter das Volk umher, scherzend und lachend, jubelnd und jauchzend nach Herzenslust. Denn dieser Blumenmarkt ist besonders fürs Volk bestimmt, und so waren denn natürlich von denjenigen Gewächsen, wie Orangen, Camelien u. dgl., die nur reiche Leute kaufen können, verhältnißmäßig sehr wenige aufgestellt, so daß ein Blumenfreund schwerlich hier seine Rechnung gefunden hätte. Blumen, die einen angenehmen Geruch verbreiten,

waren hier auch nicht in großer Menge, denn das Volk hat keine feine Nase. Aber desto mehr fanden sich hier Blumen, die sich durch lebhafte Farben auszeichnen: Ringelblumen und die schreiendgelbe Stinkblume, die man beide bei uns nicht einmal in den Gärten haben mag, bildeten hier in Töpfen die große Mehrzahl aller ausgestellten Blumen, und diese wurden von dem Volk mit Eifer gekauft.

Der Sinn für Blumen ist ungemein groß in Holland; aller Orten sieht man das Bestreben, durch sie der flachen, reizlosen Landschaft mehr Leben zu geben. In Amsterdam selbst ist die Blumenliebhaberei sehr bedeutend; denn allenthalben, wo in dieser engen, dumpfen Stadt, in die die Sonne nur wenige Strahlen sendet, sich an den Häusern ein freies Plätzchen findet, sieht man Blumen, die hier freilich schwer gedeihen und leicht kränkeln, da Luft und Licht sparsam zugemessen sind. Das Bedürfniß, in diesem großen Kerker ein Stückchen Natur zu haben, überwindet viele Schwierigkeiten, die weniger zähe Leute als die Holländer abschrecken würden.

Die Holländer sind Freunde lebhafter Farben; nirgends in der Welt sieht man alle möglichen Gegenstände, Häuser, Schiffe, Brücken, Zäune, Mühlen besser und sorgfältiger in Farbe gehalten, nirgends wird besser und glänzender lackirt, als hier in Holland. Wo man hinsieht, erblickt man Anstreicher in Thätigkeit, welche die kaum beschädigten Stellen wieder auffrischen; hundert Gegenstände, die bei uns nichtbeachtet im Winkel stehen, sind hier mit einer glänzenden Farbe bestrichen. Mit dieser Lust an Farben, die durch das ganze Volk verbreitet ist, hängt es auch sicher zusammen, daß das kleine Holland so viele Maler hervorgebracht hat, und wiederum ist das lebhafte Colorit, das diese ihren Bildern gaben, eine Folge des Nationalgeschmacks. Dieser Neigung für helle Farben entsprechend, richtet sich auch die Cultur der Blumen hier viel mehr auf die Farbenpracht, als auf den Duft, den sie verbreiten; das liebliche, aber unscheinende Heliotrop, die Reseda und ähnliche Blumen sieht man hier nicht, dagegen werden die stolzen Tulpen, die Georginen u. s. w. in Menge gezogen, und die Hyacinthen sind nur wegen ihrer Farbenpracht geschätzt, von ihrem Duft spricht Niemand. [99. 44]

---

3. Zaardam und Broek.

[C. v. Hailbronner.]

Ich fuhr auf einem der stets hin- und hergehenden Dampfboote nach Zaardam, das unter einem Meere einförmiger Windmühlen an dem jenseitigen Ufer Amsterdams liegt. Es ist ein nettes, freundliches, von schmalen Canälen durchkreuztes kleines Städtchen, worin jedes Haus wieder besonders von Wasser umgeben, von niedlichen Gittern und Gärtchen eingefaßt und durch Brückchen mit dem Continente der Stadt verbunden ist. Begreiflich säumten wir nicht lange, um das Haus Peters des Großen zu sehen, worin er so lange gezimmert und geschreinert hat. Es steht noch ganz in seiner ursprünglichen Gestalt, wurde jedoch mit einem auf Säulen ruhenden Steindache zum Schutze gegen die Elemente und den Fanatismus der Reisenden überbaut. Das Häuschen ist von Holz und enthält ganz die magere Einrichtung der damaligen Zeit. Aus den von Reisenden besudelten Wänden ragen die einfachen Marmorplatten des Kaisers Alexander mit kurzer bündiger Inschrift wohlthuend hervor; die Folianten aber, welche hier aufliegen, und worin Jeder seinen Witz und Namen niederlegen kann, gehören zu der trockensten Lectüre der Welt.

Eine der bizarrsten Erscheinungen in der Umgegend Amsterdams ist das 2 Stunden davon entfernte Broek. Schon die Art, wie man dahin gelangt, ist originell. Große, flache Fahrzeuge mit Galerien und einer großen Cajüte, in welcher Kohlenpfannen und thönerne Pfeifchen nicht fehlen, werden durch fünf bis sechs Pferde, die im Souterrain durch Kreisbewegung große Schaufelräder in Bewegung setzen, langsam ans nördliche Ufer hinübergeschoben, und nur den Holländern konnte es einfallen, ein solches Surrogat für Dampfboote zu ersinnen. Da somit die Ueberfahrt zögernd genug von Statten geht, so kann man sich zur Genüge an der trostlosen Einförmigkeit der Windmühlenwälder ergötzen.

Wir nahmen ein gutes, ächt holländisches Frühstück und erhielten eine kleine, niedliche Chaise auf zwei hohen Rädern und mit Leinwand überspannt, die uns rasch auf Dammwegen nach dem wunderbaren Broek hinrollte. Eine Unzahl chinesischer Tempelchen, die um ein schönes Bassin standen, und zierliche Landungsplätze, vor denen Gondeln nach dem Schnitte desselben Landes lagen, zeigten uns den Eingang zu der Residenz der spleenischen Nabobs en retraite, die ihrer transatlantischen Phantasie hier vollen Zügel schießen ließen. Alle Fenster der überaus niedlichen Häuschen waren dicht mit kostbaren Vorhängen verhüllt, eine wahrhaft ängstliche Säuberlichkeit herrschte überall vor und die abgeschmackteste Kleinlichkeit zog durch alle diese architektonische und Horticultur-Herrlichkeit. Lange wandelten wir durch die blanken Steindammtrottoirs fort, die eben erst, gleich einem Zimmerboden, aufgewaschen schienen, und es gelang uns nicht, eines Menschen habhaft zu werden, um Eingang in einen dieser pedantisch idyllischen Zaubergärten zu erlangen. Wir nahmen uns daher die Freiheit, in den ächt holländisch-chinesischen Park des Herrn Backer einzutreten, der sich längs des Bassins hinzieht. Alles, was verirrte menschliche Einbildungskraft an gothischem Geschnörkel und Geschmacklosigkeit auf einem Erdenraume aufhäufen kann, findet sich hier zusammengespeichert, und diese lächerlichen Statuen, schauerlichen Einsiedlerhütten und barocken Vogelkäfige rivalisiren mit steifen Blumenbeeten, und verfolgten uns noch lange gleich Gespenstern. Erst als wir ruhig unsern Cyklus vollbracht, bellte uns ein Aufseher mit holländischer Grobheit über unser kühnes Beginnen an, wobei es wohl gut war, daß wir nicht verstanden, was der erboste Diener in seiner schwarzen Galle über uns aussprudelte. Wir trieben ihn durch verständliche Pantomime mit unsern Stöcken von uns, wurden aber in einem andern Landhause weit freundlicher empfangen, ja, es ward uns sogar gestattet, einen Blick in das Innere zu thun, wobei ich nur betheuern kann, daß es mir eine Last wäre, ein solches beängstigendes Palais zu bewohnen, wo man nur der excentrischsten Reinlichkeit zu Gefallen lebt, und wo jeder Lebensgenuß sich dieser unterordnet. Broek ist von einer einzigen langen Straße durchzogen, welche auf der Rückseite durch Weiden von einer unabsehbaren Moorfläche geschieden ist. Dieser Weg ist nur für Fußgänger, und das einzige Verbindungsmittel besteht in Gondeln. Wir fuhren Abends zurück, und nachdem wir noch am Mauthhause der See einen Kampf mit einem massiven holländischen Douanier bestanden, welcher wahrscheinlich unsere in Amsterdam gelassenen Pässe verlangte, scheiterten diese Unterhandlungen ebenfalls an der Möglichkeit sich zu verständlichen, und wir schwammen gemüthlich, unsere Cigarren schmauchend, auf dem Rücken einer andern Schildkröte in die buntbelebte Sumpfkönigin zurück. [58]

4. Charakterzüge der Belgier.

[J. G. Kohl.]

Es ist in Belgien eine merkwürdige Mischung der Bevölkerung, indem die romanischen Wallonen und die deutschen Vlamänder auf die verschiedenste Weise sich begrenzen und in einander übergehen. Der Wallone hat nicht die Leichtigkeit und Leichtfertigkeit des benachbarten französischen Blutes, sondern einen Beisatz von deutschem Phlegma erhalten, der ihn zum kräftigen, ja auch gewaltsamen Choleriker macht. Der Vlamänder umgekehrt hat nicht die Kälte und starre Zähigkeit des holländischen Wassermenschen, ein heißes romanisches Blut hat sich in das kältere deutsche gegossen und giebt ihm Regsamkeit, Schnellkraft, Leidenschaftlichkeit, mehr als man sonst bei einem deutschen Stamme trifft. Die Geschichte von Belgien ist ein höchst interessanter Abschnitt der allgemeinen europäischen Geschicke; sie giebt ein Bild voll Rubens'scher Frische und Vollblütigkeit, hie und da untermischt mit unheimlichen Rembrandt'schen Licht- und Schattenpartien. Hier war die Geburtsstätte bürgerlicher Freiheit zu einer Zeit, da das ganze westliche Europa noch unter dem Joche des Faustrechtes war. Hier entwickelte sich früh ein Aufschwung und eine Blüte des Städtethums mit Handel und Gewerbe, wie es erst

viel später und kaum irgendwo in diesem Maße in Italien und Deutschland gedieh. Mit dieser städtischen Blüte ging eine hohe Bildung Hand in Hand, das beweisen heute noch die herrlichen Bauten aus jener Zeit, die Werke der ersten niederländischen Malerschule und manches Andere. Freilich kam mit dem Wohlstand auch ein Uebermuth, der die gräulichsten Kämpfe, die wildesten Ausbrüche der Gewalt hervorbrachte. Man braucht blos an die Aufruhre und Parteischlachten, wie sie in Gent und Brügge vorkamen, zu denken. Es war hier noch unglücklicher Weise das Kampfgebiet des romanischen (französischen) und deutschen Elementes, zwischen denen das Volk, wie zwischen zwei Mühlsteinen, beständig gerieben wurde — ein Kampf, der bis auf den heutigen Tag fortdauert. Die Zeit der burgundischen Herrschaft war äußerlich die glanzvollste, obwohl die bürgerliche Freiheit nach Innen manchen Stoß erlitt. Mit der österreichisch-deutschen Herrschaft unter Kaiser Max schien die glücklichste Verbindung mit dem großen Körper des Reiches vollbracht und der französische Einfluß, der für Belgien immer verderblich war, für immer gebrochen — aber leider kam es in der Wirklichkeit anders. Nachdem der große Geist Carls V. zur Ruhe gegangen war, kam jene einseitig spanische Richtung ans Ruder, die mit despotischer Willkür den Niederländer in den spanischen Stiefel zwängen wollte. Uebergriffe, Mißgriffe, schonungslose Rückschläge beiderseits und jener unheilvolle Kampf, in dem, wie der billige Conscience es bitter beklagt, nicht nur der Wohlstand des Landes, sondern die edelsten geistigen Güter untergingen. Der spanische Krieg brachte den Niederlanden all das Unheil, das im folgenden Jahrhundert der dreißigjährige Krieg über Deutschland brachte. Das Resultat des Kampfes, der auch Spanien zu Grunde richtete, war die Unabhängigkeit Hollands und eine Art Mittelherrschaft für die südlichen Provinzen, die endlich völlig an Oesterreich übergingen. Diesem Umstande war für die genannten Provinzen die Wiederherstellung der katholischen Religion zu danken. Das will nicht so viel sagen, daß sie etwa dem Volke mit gewaltsamen Maßregeln aufgezwungen wurde, der Belgier ist schon von Natur aus anders geartet, als der Holländer, für ihn hatte der Calvinismus auf die Länge nichts Anziehendes, er brauchte blos auf die alten Bahnen zurückgeführt zu werden, um mit Leib und Seele katholisch zu bleiben. Es gehört zum Grundcharakter des Belgiers: er ist katholisch. Noch heutzutage findet man vielleicht in wenigen katholischen Ländern einen so thatkräftigen Glauben wie hier — der ohne Scheu, aber auch ohne Ostentation, in kindlicher Unbefangenheit, wie er sein soll, geübt wird. Endlich besteht auch im Volke noch lange nicht jene Alleinherrschaft der materiellen Interessen, wie man es wohl vom Holländer sagen kann. Der Belgier hat mehr Sinn für das Schöne und Große, er ist nicht so viereckig und prosaisch wie der Holländer-Philister, er ist phantasiereicher, poetischer, der Begeisterung für das Höhere leicht zugänglich, großherzig. Man braucht blos ins Auge zu fassen, wie viel hier in jedem Orte für die Erhaltung der historischen Denkmäler und überhaupt für die Kunst geschieht. Ich sah keine einzige Kirche, kein Rathhaus, kein anderes öffentliches Gebäude, das nicht entweder im besten Zustande war, oder woran man nicht eifrigst bemüht war, die Unbilden, die eine elende Zeit darüber gebracht, abzuwischen. Das hängt mit einer andern Eigenschaft des belgischen Volkes zusammen, der Pietät gegen die Erinnerungen der Vorzeit, der Dankbarkeit gegen die alten Fürstenhäuser, dem schönen Stolz auf ihre Geschichte und die großen Männer der Vorzeit. Man wandert in ganz Belgien wie in dem Ahnensaal eines altadeligen Hauses, dessen Bilder dem Enkel von alter Größe erzählen und ihm mächtiger zureden, derselben würdig zu sein, als es Worte könnten. Damit verbunden ist der Nationalstolz, der hier in voller Blüte steht, und der seine gute wie seine schlimme Seite hat. Das Gute daran ist eben das edle Ehrgefühl, das alles Unwürdige verschmäht und sich niemals, weder gegen den Eingebornen, noch gegen den Auswärtigen wegwirft; die Vaterlandsliebe, die der größten Opfer fähig ist, und ihre Rechte mit Eifersucht hütet. Das Schlimme daran aber ist die ewige Selbstberäucherung. Dagegen hat der Belgier glücklicher Weise ein Gegengewicht in der angeborenen Energie seines Charakters, die ihn eher zum Uebergriff und zum gewaltsamen Ausfahren treibt, als daß sie ihn ruhen ließe.

Im Umgange und im Privatleben kommt Einem der Belgier auf eine Weise entgegen, daß man alsbald mit ihm leben möchte. Er ist freundlich und zuvorkommend, gesellig und theilnehmend. Er lebt gern außer dem Hause und freut sich der Gesellschaft; sein Haus hat nicht wie das des Holländers den Charakter eines

versiegelten Schatzkastens, sondern einer offenen Wohnung, wo man gern aus- und eingeht. Wo mehrere Belgier beisammen sind (und das ist zu gewissen Zeiten, in Gärten, Gasthäusern, Estaminets und Plätzen der Fall), da wird eifrig und laut gesprochen, disputirt, gelacht und gejubelt; besonders haben die Frauen eine erstaunliche Geschwindigkeit, ihre vlämischen Laute übereinander zu jagen.

Ein wichtiges Element des öffentlichen Lebens ist immer und vielleicht noch auf lange Zeit der Gegensatz des französischen und deutschen Einflusses in Sprache und Sitten. Die Regierung redet, die bedeutenderen Journale ebenfalls, die Kammern verhandeln französisch, die Bevölkerung hingegen ist größtentheils deutsch, d. h. vlämisch, und die Interessen des Landes müssen mehr und mehr ihren Schwerpunkt in Deutschland suchen. Auch ist eine gute Zahl bedeutender Männer im Lande selbst im edelsten Sinne für vaterländischen, d. h. deutschen Aufschwung thätig, vorzüglich durch Anregung der vlämischen Sprache und Literatur. Darunter steht voran der edle Conscience, dessen Novellen von Diepenbrock übersetzt sind. [84]

5. Brüssel und Antwerpen.

[W. J. C. Müller.]

Kein größerer Gegensatz als zwischen Brüssel und Antwerpen, obwohl sie nur anderthalb Stunden auseinander liegen. Brüssel könnte eben so gut zu Frankreich, Antwerpen zu Holland oder Deutschland gehören, aber auch wieder, Brüssel bildet Paris vor, Antwerpen London. In Brüssel spricht Jeder französisch und Jeder versteht es, in Antwerpen ist bei Fragen und Anreden alle Augenblicke die kopfschüttelnde Antwort: „Flamisch!" d. h. ich bin ein Flamänder. Brüssel hat seine Straßen voller Läden mit Glasfenstern bis auf den Boden, glänzend mit Gas beleuchtet. Der Dandy aus allen Ländern, Damen von jeder Jugend, Arbeiter in der Blouse schlendern dort umher bei Tage und bei Nacht, um die geschmackvoll aufgestellten Waaren jeder Art zu besehen. Mehrere Theater spielen jeden Abend und schließen erst um 11 Uhr ihre Vorstellungen. Estaminets und Cafés, durch zwei bis drei Stock eines Hauses sich hinziehend, oft mit Sitzen auf der Straße, tönen wider von dem Klappern der Brettspiele und dem Rollen der Billardkugeln und sind angefüllt mit Zeitungslesern, über denen Allen auf erhöhtem Sitz hinter dem Büffet die Dame thront, welche die Aufsicht und Rechnung für alles zur Bedienung Gehörige führt. Alles will sich amüsiren und für jedes Amüsement ist im Ueberfluß gesorgt. Alles lebt auf den Straßen und Boulevards. In Antwerpen sind fast nur die Läden der Confiseurs und anderer Eßwaarenhändler nach pariser Art ausgestattet; die Passagen, in einem großen Gebäude mit der Aufschrift Cité vereinigt, ziehen nicht leicht andere an sich, als die Etwas kaufen wollen; die Häuser sind meist auch im Erdgeschoß bewohnt, aber nicht blos da, sondern bis oben hinauf vereinigen sich Rouleaux und Gardinen, um die Fenster bis auf den kleinsten Spalt zu verhüllen. Cafés und Estaminets giebt es zwar auch von jeder Classe und in großer Fülle, aber sie sind weder so glänzend noch so besucht wie die brüsseler. Man lebt mehr der Arbeit, mehr dem Ernst, obwohl die Nähe der beiden großen Weltstädte London und Paris sich auch hier nicht verleugnet. Der Hafen Antwerpens mit den mächtigen Bassins, Docks zum Einladen und Ausladen für die größten Seeschiffe, giebt dem Theil der Stadt, der an ihm liegt, ein noch anderes Aussehen als dem übrigen; jedes Haus am Quai ist ein Estaminet für Seeleute und Andere, die sich für wenige Groschen an Austern und allerhand Seegethier, sowie an allen möglichen englischen und belgischen Bieren erlaben wollen; jedes Haus in den angrenzenden Straßen hat seine Läden voll der buntesten Waaren jeder Art, die von den Schiffern aller Länder eingeführt oder eingeschmuggelt werden. Der breitschreitende Matrose und der Arbeiter mit der kurzen Thonpfeife im Munde drängen sich hier bald arbeitend bald müßig durcheinander. Die Häuser sind noch höher und giebelreicher als in den anderen Straßen, aber weniger klösterlich verhüllt; Mütter und Kinder sitzen

vor den Thüren; es ist der gewerbliche, kleinhandelnde, ärmliche Theil der Stadt, weit entfernt von den breiten Straßen, welche die Place Verte mit der Rubensstatue und den großen Hôtels und den prächtigen Maireplatz mit Rubens' Haus und des Königs Palast verbinden. Rubens hat überall seine Spuren hinterlassen. Die Stätte, die ein großer Mann betrat, ist eingeweiht und auch hier weiß jedes Kind von Rubens' Statue, nach der es sich orientirt, und kennt seine Bilder in den Kirchen. In Brüssel ist außer der Gudulakirche wenig von Kirchlichem zu besehen, und auch in dieser ist an Gemälden nichts Bemerkenswerthes; Antwerpen hat vor vielen anderen seine Kathedrale, seine Kirche St. Jacques, seine Paulskirche, architektonisch bedeutend und interessant und angefüllt mit den Meisterwerken der niederländischen Schule.

Die Rathhäuser geben in beiden Städten, in Brüssel wie in Antwerpen, schon durch ihr Aeußeres von gewaltigem Umfang und Höhe und ehrwürdigem Alter den Eindruck von der Bedeutung der Städte in Flandern; das brüsseler enthält auch im Innern interessante Portraits und Räume; der Saal, in dem das Urtheil über Egmont und Hoorn gesprochen wurde, ist jetzt für die großen Feste bestimmt, welche die Stadt alljährlich dem Könige giebt; in Antwerpen erfreute mich zur Börsenstunde um 1 Uhr das rege Treiben dieser noch immer gewichtigen Handelsstadt, wie es sich auf dem rings umschlossenen Hofe und in den Seitenarkaden des Rathhauses entfaltete, während ich in dem vergnügungssüchtigen Brüssel einen Mittag in dem Hôtel de Flandre für 4 Frcs. ein weltberühmtes Diner von vielleicht vierzig bis fünfzig verschiedenen Gängen einnahm, und Abends in dem geschmackvollen Theater St. Hubert einer Vorstellung beiwohnte. [178]

---

6. Brüssel.

[J. G. Kohl.]

Brüssel ist anerkannt eine der schönsten Städte von Europa und in dieser Beziehung oft mit Edinburgh, Petersburg, Stockholm, Berlin, Mailand, Neapel und andern großen Städten verglichen worden. Doch hat Brüssel gewisse Vorzüge, die es mit keiner von diesen europäischen Hauptstädten theilt.

Die Hauptstadt jedes Landes ist gewöhnlich nicht nur in ihren Bevölkerungsverhältnissen, in ihren geselligen und politischen Beziehungen, sondern auch selbst in ihrem Bauplane und in ihrer äußeren Gestaltung und Physiognomie der beste und bestimmteste Ausdruck des Charakters des ganzen Volks, dessen Herz- und Centralpunkt sie darstellt.

Belgien ist ein reiches, üppiges und productenvolles Land. Sein Reichthum strömt vor allen Dingen in seiner Hauptstadt zusammen, und dort liegt er auf den Märkten, in den Kaufläden und Boutiquen und überall im Aeußeren und Inneren der wohnlichen Häuser zu Tage. Die Wohlhabenheit der Belgier, ihre Gemächlichkeit und Bequemlichkeit spricht sich überall in der Physiognomie ihrer Hauptstadt deutlich genug aus.

Die Natur des Landes Belgien ist mehr ansprechend und anmuthig als großartig. Sie ist aus cultivirten Ebenen und reichbebauten Hügellandschaften gemischt. Auch dies spricht sich wieder in der Lage und Umgebung von Brüssel aus, die weder so pittoresk sind wie die der Hauptstädte Schottlands oder Süditaliens, noch auch so prosaisch und einförmig, wie die Residenzen Rußlands oder Preußens.

Das Senne-Thal erweitert sich bei Brüssel zu einer hübschen wiesen- und baumreichen Ebene. Rund herum aber liegen anmuthig bebaute Hügel. Die Stadt hat sich in ihrer Nachbarschaft, als wollte sie sowohl ein Pröbchen des waldigen und bergigen Wallonenlandes, als auch ein Pröbchen der vlämischen Marschländer in ihrer Nähe haben, den berühmten, großen und dichten Wald von Soigne conservirt, und zugleich besitzt sie Triften, Weiden, Niederungen und Marschen längs der Senne.

Dazu gruppiren sich schöne Parks und Gärten nicht nur rings herum, sondern dieselben bringen auch überall mit frischem Baumlaube und Blumenparkets in die Ringmauern der Stadt selbst hinein, so daß der, welcher diese

Stadt durchirrt, bald gewahrt, daß sie die Hauptstadt eines sehr cultivirten, anbaureichen Landes sein müsse. Madrid, die Hauptstadt eines Landes, in welchem die Gartencultur auf einer sehr niedrigen Stufe steht, ist in Vergleich mit Brüssel kahl, öde, baum- und gartenlos, wie Castilien selbst.

Wie die Elemente der Bevölkerung, wie die Züge der Natur des Landes, so findet man auch alle Beschäftigungsarten der Belgier in ihrer Hauptstadt wieder. — Rußland ist der Hauptsache nach ein militärischer Beamtenstaat, daher ist auch in seiner Capitale Petersburg fast Alles entweder Beamter oder Militär. — In Belgien dagegen blühen sowohl die Künste und Wissenschaften, als auch Fabriken und Industriezweige aller Art, und vor allen Dingen beseelte die Nation von jeher ein sehr unternehmender Speculations- und Handelsgeist. Sie hat daher alle diese Eigenschaften und alle jene ihre Lieblingsgewerbe auch in ihrer Hauptstadt zu erfreulicher Blüte gebracht.

Brüssel ist somit nicht blos eine Residenzstadt der Fürsten und des Adels, nicht blos ein Sammelpunkt der leitenden Beamten und der militärischen Kraft des Landes, es ist zugleich auch, und war dies von jeher, eine sehr rege Handels- und Fabrikstadt. Seine Spitzen-, Tuch- und Teppich-Fabrikate sind in der ganzen Welt eben so berühmt, wie seine wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen und Resultate.

Brüssels Kaufleute, seine Banquiers, seine Fabrikanten sind eben so groß und einflußreich, wie seine müßigen Capitalisten und seine Ländereien besitzenden Seigneurs. Wie man daher in der Stadt einen freien Garten neben einer dichtgedrängten Häusergruppe, ein gefälliges, neues Gebäude neben einem ehrwürdigen antiken Gemäuer findet, so entdeckt man auch neben einem luxuriösen Palastviertel eine mit langen Rauchfängen gezierte Fabrikabtheilung und dazu noch an den beschifften Canälen ein von Verkehr und Wandel aller Art bewegtes Handelsquartier.

Man hat Brüssel wohl zuweilen „Klein-Paris“ genannt. Allein Paris ist vergleichsweise viel französischer, viel nationaler und eigenthümlicher. Brüssel dagegen ist, wie die Nation der Belgier selbst, viel gemischter, viel versöhnender, überhaupt viel europäischer. Und eben dieser Charakter drückt sich sowohl in allen Beziehungen und inneren Zuständen der Stadt als auch schon in seiner ganzen äußern Physiognomie sehr bestimmt aus. [84]

7. Belgische Wohnungen.

[J. G. Kohl.]

Ein deutscher Binnenlandbewohner, ein Obersachse, ein Thüringer oder Brandenburger, macht in der Regel schon große Augen, wenn er zu den Städten unserer deutschen Niederlande, nach Bremen und Hamburg, kommt, und sieht, welchen zweckmäßigen, wohlthuenden Comfort die Menschen um sich geschaffen haben. — Allein er wird seine Augen noch viel größer machen, wenn er einmal nach Belgien und Holland kommt und den ganzen Hausapparat eines reichen Bürgers von Brügge, Gent oder Amsterdam in Augenschein nimmt. In der That fröstelt mich ein wenig und es muthet mich nichts weniger als heimisch an, wenn ich mir in dem Hause eines genter Kaufmanns oder Gelehrten den niedrigsten Grad von Luxus und Kunstfülle zurückrufe, mit dem sich in Deutschland ein Mann von einer gleichen Lebensstellung begnügt. Unbequeme hartgepolsterte Sophas, geflochtene zerbrechliche Rohrstühle, Lithographien statt der Oelgemälde an den Wänden, unbequeme steinerne oder hölzerne Zimmerfußböden, die kein Teppich bedeckt und auf denen das Spielzeug der Kinder unordentlich zerstreut ist, Tische, auf denen nicht weggesetzte Kaffeetassen oder andere gebrauchte Eßgeräthe herumstehen und wo zwischendurch ein schmutziges Buch aus einer Leihbibliothek erscheint, Fortepianos, von denen man beim Eintreten des fremden Besuchs schnell die Hauben, Tücher, oder was sonst darauf liegen blieb, wegräumt, und dergleichen Dinge kommen mir dabei in den Sinn. — Statt des-

sen finde ich hier Speise- und Wohn-, Gesellschafts- und Arbeitsstube überall zweckmäßig geschieden, die Zimmer überall mit schönen Tapeten oder Oelgemälden, die Fußböden mit Teppichen, welche das Hacken-, Nagel- und Rindssohlenledergeräusch aus dem Hause verbannen, wohlbedeckt. Eine eigne reichversehene Bibliothek liefert den literarischen Bedarf des Hauses. Was in die Küche, was in das Toilettenzimmer gehört, ist dahin gebannt und dort wohl aufgehoben. Das ganze Mobiliar ist reich, geschmackvoll, zweckmäßig und bequem, und es sind dabei neue Eleganz und alte Solidität in angenehmer Harmonie vermählt.

Da man in diesen Landen alle die solidesten Holzarten der vier Welttheile zu den Möbeln verwandte, so conserviren sie sich lange, und man sieht in den Sophas und Stühlen, Tischen und Schränken in den Niederlanden eben so wohl wie in den Häusern der Städte selbst eine ganze Reihe von Zeitaltern vertreten. Es giebt da noch Schränke, Tische und Großvaterstühle, Gläser und Becher aus der Zeit der Oesterreicher, Spanier und Burgunder, nicht etwa nur in den Museen und Kunstkammern, sondern auch im gemeinen Leben, im täglichen Gebrauch, und man erkennt daher in diesen Wohnungen und Zimmern ein Spiegelbild auch der moralischen Zustände dieser conservativen Nation, welche auch in ihren Sitten, in ihrer Staatsgesetzgebung das Alte mit dem Neuen anmuthig zu verbinden weiß. — Man glaubt überall in den niederländischen Häusern im 19., 18., 17. und 16. Jahrhundert zugleich zu leben.

Es herrscht in diesen Häusern, sowohl in ihrer äußeren Architektur, als in ihrer inneren Einrichtung ein sehr verschiedener Geschmack, eine große Freiheit und nichts weniger als Einförmigkeit. Und dadurch eben kommt das Malerische, das Gemüthliche dieser Städte, Häuser und Zimmer heraus. In den englischen Wohnungen ist auch überall der höchste Comfort, die größte Ordnung, Nettigkeit und Reinlichkeit. Aber sie sind alle — ich spreche hier insbesondere nur von dem gewöhnlichen Schlage der englischen Bürgerwohnungen und städtischen Häuser — erstaunlich einförmig und dabei in der Regel ohne alle architektonische Pracht und Solidität. Beides verbietet in England fast schon der Umstand, daß diese Wohnungen in der Regel auf einen Grund und Boden gebaut werden, der den Bürgern nicht gehört, und der nach einem mehr oder weniger kurzen Zeitraume — meistens nach 99 Jahren — mit Allem, was darauf gebaut ist, an den großen adeligen Grundherrn zurückfällt.

Die Häuser der meisten englischen Städte sind daher alle nach einem und demselben, zwar sehr zweckmäßigen, aber sehr unpittoresken und nüchternen Modelle zusammengezimmerte Fabrikate. Privatwohnungen aus alter Zeit findet man nur auf dem Lande bei den Grundherren. Die englischen Städte sind mit jedem Jahrhunderte wenigstens einmal von Grund aus umgebaut worden.

Hier in Belgien dagegen, wo man sehr solid auf eigenen Grund und Boden baute, hat man immer sehr solide Wohnhäuser errichtet, und man findet daher in den Städten dieses Landes dergleichen Häuser in allen möglichen Arten des Stils. Hier haust ein Krämer in einem Gebäude, in dem schon vor 300 Jahren ein spanischer Gouverneur, oder ein Offizier Alba's, ja vielleicht gar der Kaiser Maximilian selber wohnte. Dort steht eine ganze Straße von aufgetempelten und mit breitem Steinschnitzwerk verzierten Giebeln, die schon zur Zeit der Margaretha von Parma ganz ebenso dastand. Hier eröffnet sich ein Platz mit ganz derselben Größe, mit derselben Physiognomie und Scenerie wie zur Zeit Carls V. Da werden einem dann die Straßen, die Marktplätze und der Anblick, den sie gewähren, wahrhaft interessant, ja heilig. Da begreift man es, warum es der Mühe werth ist, sie anzublicken, sie zu beschreiben und ihr Bild mit Griffel und Pinsel zu verewigen. [84]

8. Seraing im Jahre 1836.

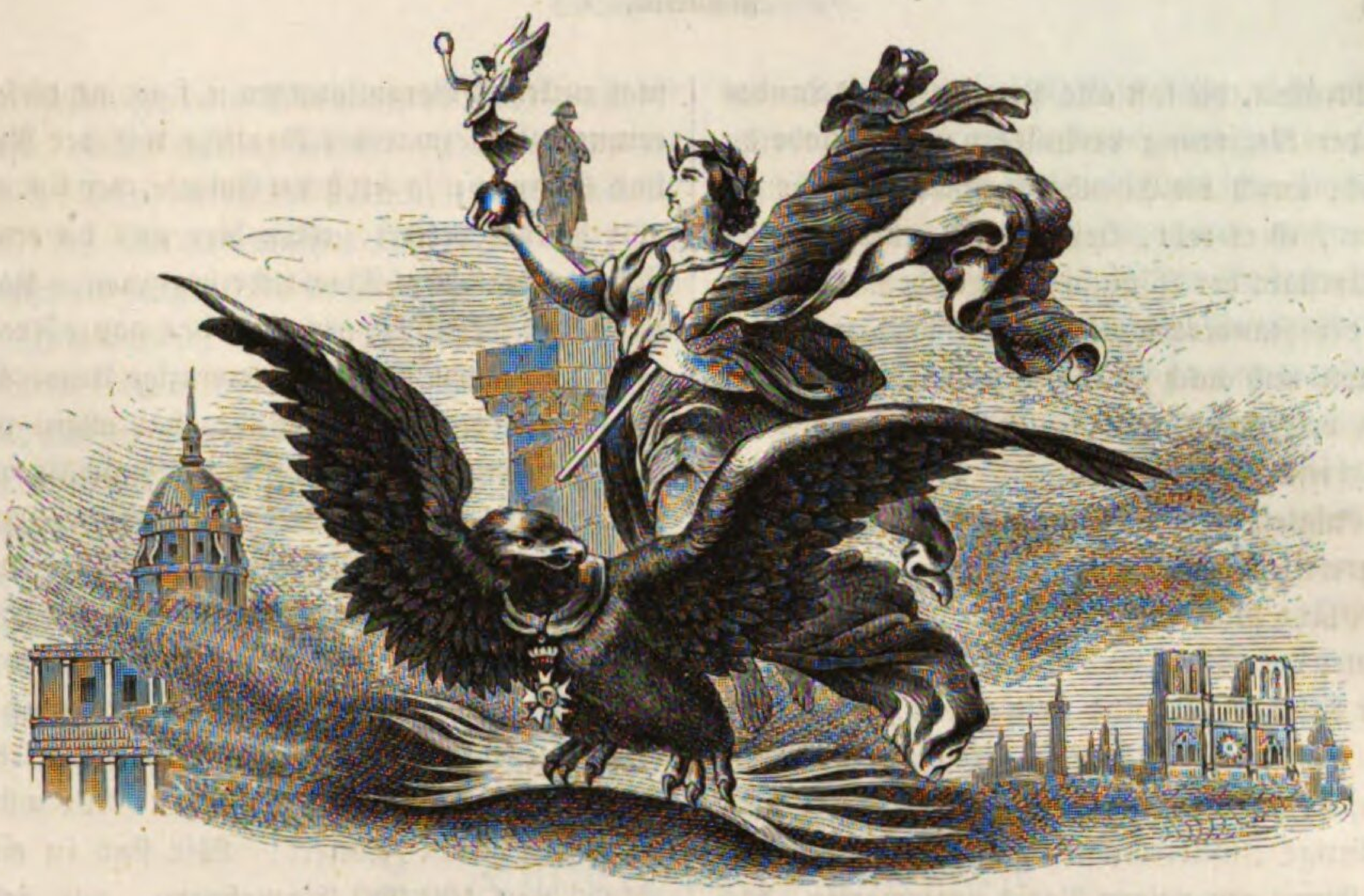
[C. v. Hailbronner.]

Wenn man von Aachen über Lüttich und Namur nach Brüssel zieht, durchstreift man eine der schönsten Gegenden Europas. Die Straße längs der Maas hin, von Lüttich nach Namur, ist eins der zauberischsten Bilder, und ich kann es nur mit dem Murgthal vergleichen. Namurs Lage hat im Kleinen Aehnlichkeit mit der Umgebung Lüttichs und die als uneinnehmbar angenommene Citadelle ragt stolz über Stadt und Thal empor. Es giebt aber wenige Punkte, die schöner zu nennen wären, als Lüttich, die freundliche, reinliche, thätige Fabrikstadt, umschlossen von grünenden Bergen und beschützt durch die beiden das Thal sperrenden Schlösser. Man folgt dem Ufer des Flusses, um nach Seraing zu gelangen, welches man nach halbstündiger Fahrt vor sich liegen sieht: ein schöner räumlicher Landsitz des ehemaligen Fürsten, mit Alleen, Anlagen und Seitengebäuden aller Art. Noch ist man durch den Fluß davon getrennt, und noch kann man nicht begreifen, wie in diesem Schlosse, das nur das Gepräge des Comforts an sich trägt, und das ruhig und scheinbar menschenleer vor uns liegt, der Centralpunkt des Continental-Maschinenbaues zu finden sein soll. Man schifft über und betritt das Schloß, rechts steht als Riesenschildwache der Löwe von Waterloo und noch ist Alles ruhig in dem schönen Schloßhof. Allein nun durchschreitet man das alte Thor, und es ist, als trete man ein in das Haus der Cyklopen. Erstaunt, betäubt bleibt man stehen, denn nichts vermag diesen Geist der Thätigkeit, dieses Ineinandergreifen aller menschlichen und künstlichen Kräfte, dieses Getöse der Dampfmaschinen, dieses Zischen des glühenden Eisens, dieses Kochen, Sprühen und Toben, diese scheinbare Gefahr bei jedem Schritte, und dennoch diese beispiellose Ordnung und Ruhe zu schildern, welche schon beim ersten Eintritt in die Augen fallen, und welche gerade durch den erstaunlichen Contrast mit der fast unabweislich scheinenden Verwirrung, die eine solche Anhäufung von Menschen und Maschinen hervorbringen zu müssen scheint, am stärksten auf den Geist des Beschauers wirken. Und doch löst sich Alles in Einklang und Ordnung auf, und alle Kräfte dieses großen Ganzen vereinen sich einfach, und wie von selbst, gleich den Rädern eines Uhrwerks, zu einem Zwecke. Welcher Zweck aber dieses ist, sieht man bereits in den fast unbegreiflichen Schöpfungen dieser Anstalt, die über den ganzen Continent verbreitet sind. Belgien darf als das industriösefte Land nach England angesehen werden. Hunderte von Etablissements sind in wenig Jahren gegründet worden, alle gedeihen und rufen wieder neue hervor, und die meisten verdanken ihre Blüte den Maschinen von Seraing und der beispiellosen Thätigkeit Cockerills. Man bilde sich nicht ein, daß irgend ein sklavischer Druck in dem Etablissement von Seraing stattfinde, um solchen erstaunlichen Arbeiten zu genügen. Ich habe nie eine Anstalt gesehen, in welcher mit mehr Lust und Liebe gearbeitet wird, als in Seraing; und wie furchtbar diese Menschen auch arbeiten, so ist dabei doch mehr ihr eignes Interesse im Spiel, als Zwang. Wenn man an den großen Ravin kommt, wo die Kohlenabschwefelung vorgenommen wird, und der von allen Punkten des stundenweiten Umkreises der Anstalt gesehen werden kann; wenn man diese gelbgebrannten hexenartigen Weiber ihren Metallbrei an den unzähligen Flammen kochen sieht; wenn man die schwarzen Satanslarven den 300 Fuß tiefen Kohlenschachten mit reißender Dampfesschnelle entsteigen sieht; wenn die Hunderte halb verbrannter Menschen die eisernen glühenden Stangen handhaben, wie wir die Reitgerten, und die rauhen Eisenplatten Millionen Funken auf den Walz- und Streckwerken sprühen und bei eintretender Nacht endlich das glänzende Gaslicht sich über dieses Schauspiel herabsenkt, und den magischen Zauber dieser phantasmagorischen Gestalten und der geisterähnlich fortarbeitenden unzähligen Dampfmaschinen ins Schauerliche erhöht, und wenn die Feuerflammen zu den zahllosen thurmhohen Kaminen herausschlagen, und das dumpfe Getöse und Brausen durch die Stille der Nacht dröhnt, so glaubt man sich in die fucina del

diavolo versetzt. Und alles dieses führt mit fester Hand John Cockerill, der König der Maschinen († 1840). Er beschäftigt in Seraing allein 2200 Menschen; und doch ist diese Anstalt nur der kleinste Theil der Etablissements Cockerills; denn wo man in Belgien hinkommt, findet man von seinen Fabriken oder doch von seinen Maschinen; und wie er der Schöpfer der Maschinen, so ist er jetzt die Seele der belgischen Industrie. Erst seit einem Jahre hat er angefangen Locomotiven zu bauen und bereits sind unzählige Bestellungen bei ihm eingelaufen. Es ist allerdings wahr, daß Cockerill nichts Neues erfunden hat, allein alle Maschinen wurden bei ihm verbessert und die Arbeiten von Seraing werden selbst in England vorgezogen. Das Vollendete in Güte und Eleganz ist das Gepräge von Seraing.

(Auch nach Cockerills Tode ist das Fabrikwesen von Seraing in stetem Fortschritt begriffen. Die Bevölkerung des Dorfs betrug 1820, als Cockerill sich ansiedelte, 2000 Einw., jetzt 17,000 Einw.) [58]





III. Frankreich.

1. Paris und Frankreich.

[Naumann.]

Auf Paris und sein nächstes Gebiet war der französische Staat beschränkt, als er unter Hugo Capet entstand; von Paris aus ward das übrige Frankreich erworben, erobert, beherrscht. Noch heute trägt das Land die Spuren dieser allmäligen Gestaltung. Auf das Centrum bleibt das eigentliche, das charakteristische Frankreich beschränkt; nur hier trifft man die wahren Franzosen, nur hier im Blesais (dem Gebiet von Blois) hört man das echte, unverfälschte Französisch im Munde des niedrigsten Bauers mit derselben Reinheit, wie von der Bühne oder der Tribüne herab; je weiter man sich von diesem Centrum aus nach irgend einer Himmelsgegend hin entfernt, je abweichender wird die Volksthümlichkeit, je mehr Patois hört man; die französische Sprache selbst erscheint wie ein Fremdling, der sich unter einer andern Nation eingebürgert hat, wenn nicht wie ein Eroberer. Das französische Wesen gleicht einem Stern, der seine Strahlen nach allen Seiten aussendet, von dem aber Paris den Kern bildet; je näher diesem Kern, um desto heller und klarer, während an der Grenze seines Dunst- oder Strahlenkreises die Einwirkung fremder Körper immer fühlbarer wird. Die Bretagne im Westen, die Provence und Gascogne im Süden, wie so ganz verschieden, wie fremdartig in Sprache und Volksthum sind sie, verglichen mit dem innern Frankreich. Auch der aus Deutschland kommende Reisende hat erst eine fremdartige Kruste zu durchbrechen, bevor er den französischen Nationalcharakter entschieden ausgeprägt findet; es ist die deutsche Grenze und sie ist nicht gering an Ausdehnung und Dichtigkeit. Es ist ein langer Streifen deutschen Volksthums, der sich von Dünkirchen bis Besançon hinzieht; unvertilgbar herrschend im Elsaß, jenseit der Vogesen noch kräftig und zäh, in dem nördlichen Lothringen sich noch weit ins Land hinein erstreckend, verschwimmt derselbe nur allmälig im eigentlichen Franzosenthum.

Aber wie mächtig dieses Herz von Frankreich, Paris, pulsirt, wie abhängig alles Land von diesem Centrum ist, das läßt sich überall in den Provinzen und Provinzialstädten erfahren. Da sind wir in Orleans, dieser an sich so reichen Stadt, gelegen am schilfreichen Strom der Loire,

an Straßen, die fast alle Provinzen des Landes mit der Regierung verknüpfen; aber nahe an Paris, durch die Eisenbahn ihm noch mehr genähert, ist es todt, kleinstädtisch, als wäre es die Vorstadt der Königin des Landes. Und ob wir der Zaubergewalt dieser Stadt entfliehen wollten und nach Bordeaux eilten in das Gewühl von mehr als 160,000 Einwohnern — auch diese 160,000 sind nicht selbständig, eine Eintönigkeit des Lebens überschleicht uns wie Langeweile, mitten im Gedränge der Straßen und Plätze fühlen wir eine Leere, die im großen Theater der Stadt noch leerer erscheint. Denn es ist Alles so arm und klein neben Paris. Und mag sich Lyon, das große, reiche, bevölkerte Lyon, noch so titanisch aufbäumen, mag es noch so blutige Insurrectionen versuchen, es bleibt dem Einen gewaltigen Paris unterworfen, das einst sogar den herostratischen Ausspruch that: Lyon ist ausgestrichen von der Reihe der Städte! Auch in den Schluchten der Pyrenäen, wo ein neues Volksleben hervortritt, sowie an der Küste des mittelländischen Meeres zu Marseille, wo fremde Wellenschläge die Kreise beirren, die Paris erzeugt, auch da noch herrscht es. Ja, das ganze Frankreich hat nur als Totalität Werth und Geltung, nur Paris allein ist als Einzelnes selbständig. Wer Deutschland zum ersten Male verläßt und sonst nichts gesehen hat, als Mittelstädte, wie Cöln, Frankfurt, Hamburg, der hat mehr Welt gesehen, als er in Frankreich sehen wird, so lange er nicht Paris sah: denn an die Selbständigkeit der deutschen Städte erinnert hier nichts oder wenig und zwar in sehr absteigender Potenz. So hat, um nur Einiges hervorzuheben, jede bedeutende Stadt in Deutschland Lesehallen mit ausländischen Zeitungen, in Frankreich sucht man vergebens darnach, oft selbst an den Grenzen. Ich schweige von Straßburg, das noch zu deutsch ist. Allein in dem nahen Nancy trifft man nur Ein Exemplar der Augsburger Allgemeinen Zeitung, im Innern nichts, nur in dem mit Hamburg commercirenden Bordeaux, der vielen daselbst angesiedelten Deutschen wegen, einige deutsche Zeitungen, dagegen in dem nördlicher gelegenen Nantes keine, selbst nicht einmal englische oder spanische, trotz des lebhaften Handels mit den betreffenden Ländern, natürlich wenige Privatpersonen abgerechnet. Paris allein gewährt dem Fremden einen regelmäßigen täglichen Ueberblick über seine Heimat in seiner Sprache. In Paris allein wird der Fremde durch seiner Heimat entlehnte Vergnügungen u. s. w. an dieselbe erinnert und zwar der Deutsche wie der Russe und Spanier; ja selbst der Chinese, der sich einmal hierher verirrt, wird hier und da einem Schatten aus dem Theelande begegnen. Paris allein hat Alles, hat mehr als das ganze Frankreich zusammen: es hat die einzige Universität im großen deutschen Maßstabe, hat allein umfassende Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, giebt allein ein Bild von dem Fortschritt der Zeit im Ganzen, hat eben allein Alles, was Frankreich nicht hat, und der bacchantische Lärm dieser Stadt mit ihrem Volksgewühle, ihren Concerten, ihren Barrikadenschlachten muß in dem entlegensten Departement und der belebtesten Stadt des Innern widerhallen! Wo würde man nicht daran erinnert! Wir sind in einer Stadt von 100,000 Einwohnern, wir gehen ins Café, man stellt uns einen Stelzfuß vor, der sein Bein für die Freiheit geopfert hat. Wo hat er es verloren als in Paris? Paris macht die Barrikaden, macht die Geschäfte für das ganze Land und die größte Stadt im Innern muß ihm gehorchen. — Wir sind im Süden, Gensdarmen führen einen jungen, listigen Burschen vorüber — wohin? nach Paris; er hat sich selbst angegeben, wegen eines Verbrechens, das er in Paris begangen habe, und soll nun vor das Tribunal daselbst gestellt werden. Er kommt an — kein Wort ist wahr, weder von dem Verbrechen, noch von einer sonstigen Angabe, der verschmitzte Bursche hat nur auf diese Weise die Reise nach Paris umsonst machen wollen, nach jener Stadt, die ihn magnetisch anzog, die ihm goldene Berge versprach! Die Anekdote ist wahr, sie ist nicht nur einmal, sie ist vielmal geschehen.

Gehen wir nach Saumur; es ist eine anmuthige Stadt und nach deutschen Beispielen groß und lebhaft genug, um selbständiges Interesse zu haben. Wir sind in einem Zirkel, da tritt ein Freund ein, den man erwartete, es ist der Secretär eines berühmten pariser Journalisten oder Autors, man fragt ihn nach Neuigkeiten aus der Hauptstadt und die Gesellschaft lauscht dem Erzähler, der seinen pariser Mund recht voll nimmt, mit einer Aufmerksamkeit, als wohnten sie nicht in einer belebten Stadt, nein, in einem Dorfe. Und es ist wahr, die hübsche Stadt ist neben Paris nur ein Dorf.

Oder wohnen wir einer fête agricole im Departement bei. Die Stadt ist sehr groß, wo sie gefeiert wird, daß aber das ganze Programm

des Festes ihr vom Minister aus Paris geschickt wird, daran ist sie gewöhnt. Das Programm blos? Nein, selbst die blauen seidenen Schleifen, die die Commission des Festes dort im Knopfloch trägt, selbst diese sind von Paris mitgeschickt worden, als ob eine Bevölkerung von 80,000 Seelen keinen Bandladen besäße! — Wir sind in Tours, kehren wir in einer Volksauberge ein; alle Provinzen sind vertreten, Paris das Einzige hat sein Contingent gestellt. Aber dieser Pariser, hat er denn allein Recht im Gespräch? Wahrhaftig, diese Stadt muß ihm ein ungeheures Selbstgefühl geben, daß er allen Provinzen zusammen imponiren will. Ja so groß, so gewaltig ist Paris, daß jede Regierung von Stephan Marcels Zeiten an, in den englischen Kriegen, zur Zeit der Ligue wie der Fronde, ja selbst zur Zeit des Convents davor zitterte, daß Ludwig Philipp es vergebens durch Bastillen zu bändigen suchte und daß auch die napoleonische Regierung es für nothwendig hielt, Alles, was politisch gefährlich schien, daraus zu verbannen. [109]

---

2. Pariser Straßenindustrie.

[E. Koloff, L. Kalisch.]

Seit langer Zeit gilt Paris für die Hauptstadt der civilisirten Welt; das ist ein alter, weitverbreiteter, aber nichtsdestoweniger unberechtigter Glaube. Man hätte Paris richtiger die Stadt der Tausend und Einen Industrie nennen sollen.

Paris zeigt niemals das nackte, mit offenen Schwären bedeckte Elend, welches Einem sonst wohl entgegentritt. Das hat seinen natürlichen Grund. Wenn der Pariser unglücklich ist, braucht er nur Einen Schritt zu machen, um in eine bessere Lage zu kommen. Jede Jahreszeit bietet ihm neue Existenzmittel, jeder Tag schafft ihm neue Hülfsquellen. Daher ist auch das pariser Elend stets mit einem trügerischen Schein von Wohlhabenheit überfirnißt; es hat sehr oft keine Strümpfe an, aber es trägt immer blankgewichste Stiefel.

Mit dem zwanzigsten Jahre wird der pariser Gamin vernünftig, und da er einsieht, daß sein bisheriger Lebenswandel nothwendig ein Ende nehmen muß, so steckt er sich in die Soldatenuniform und sammelt Lorbeern für 5 Centimes Tagelohn. Im Fall er Protection hat, wird er Marchand de crimes.

Da er als „Mord- und Todtschlags-Verkäufer" gewohnt ist, den ganzen Tag auf der Straße zuzubringen, hat er die Gewohnheit verloren, für häusliches Unterkommen zu sorgen. Wenn es die Jahreszeit gestattet, streckt er sich der Länge nach auf den Quais, auf den Brücken, unter den Schoppen der Markthallen oder sonstwo nieder; im entgegengesetzten Fall spricht er von Zeit zu Zeit bei einem Kameraden ein oder schläft für einen Sou in den öffentlichen Schlafsälen. Der Marchand de crimes genießt unter seinen Bekannten einiges Ansehen. Im Allgemeinen ist er ein ganz unschuldiger, tugendsamer Mensch, obschon er sein Leben in einer Atmosphäre von Schändlichkeiten und Verbrechen zubringt, Morgens von einem Selbstmorde frühstückt und Mittags von einem Raubmorde seine Zeche bezahlt.

Weil aber die Stelle eines Verbrechenhändlers nicht so leicht zu haben ist, so schafft sich der Pariser eine Leiter, einen Pinsel und eine Leimbütte an, um sich als öffentlicher Anleimer (afficheur) zu constituiren. Als solcher theilt er dem Publicum jeden Morgen den Theaterzettel mit, und wenn das Geschäft beendet ist, trägt er Annoncen herum, wofern es ihm seine Kräfte noch erlauben; denn heutiges Tages sind die Annoncen so groß, daß herkulische Stärke dazu gehört, um sie anzukleben und herumzuschleppen.

Mit dem Annoncen-Anleimer steht in gleichem Range der Adressen- und Prospectus-Austheiler, distributeur d'adresses et de prospectus, welcher am Ausgang der belebtesten Passagen, am Pont-neuf, in den volkreichsten Straßen aufgepflanzt ist.

Eine bemerkenswerthe Gestalt der Straßenindustrie ist der Anbrenner, allumeur, ein wahrer Brander, welcher gegen die Käufer auf ruhiger See ausgeschickt wird. Seine Amtsverrichtungen beschränken sich einfach darauf, vor

einem Ausstande sich das Ansehen zu geben, als ob er die ausgelegte Waare genau untersuchte. Wenn ein Käufer sich nähert, läßt er geschickter Weise einige lobpreisende Worte fallen, bezahlt den verlangten Preis, ohne zu feilschen, und stellt sich hocherfreut, einen so glücklichen Kauf gethan zu haben. Lange zuvor, ehe diese Industrie auf die Straße herunterkam, ward sie in den höheren und höchsten Kreisen der Gesellschaft geübt. Unter den Straßengewerbsleuten, welche sich mit Vorbedacht, Gewalt, Hinterlist, kurz mit allen Anzeichen deutlich ausgesprochener Gaunerei auf das Publicum stürzen, heben wir besonders Einen hervor, welcher den Käufer und Zuschauer im eigentlichsten Sinne des Worts beim Kragen nimmt; wir meinen den Dégraisseur, welcher angeblich Fett- und andere Flecken aus den Kleidern macht. Dieser Ehrenmann hält sich gewöhnlich auf den Boulevards oder Quais auf. Um die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln und um seinen Ausstand herum die größtmögliche Anzahl von Fracks zu versammeln, lockt er die Vorübergehenden in der Regel durch das Schauspiel einiger Schlangen und Vögel herbei. Sobald der Kreis sich gebildet hat, durchfliegt der Dégraisseur mit einem Adlerblick die Reihen der Umstehenden, und indem er geraden Wegs auf das ehrlichste und gutmüthigste Gesicht zuschreitet, faßt er mit der einen Hand den Kragen des Fracks und läßt mit der andern den weißlichen Schaum seiner Seife auf den ganz saubern Umschlag tröpfeln. Während der auf diesen raschen, unvermutheten Ueberfall nicht gefaßte Patient sich einer unerbetenen Wohlthat, die sich in Strömen über seine Kleider ergießt, zu erwehren sucht, hält der Dégraisseur den sich sträubenden Frack fest und beginnt unverdrossen seine Demonstration: „Voyez, Messieurs, cet habit faisait mal à voir, tant il était malpropre. Jamais je n'avais vu quelque chose d'aussi sâle et d'aussi dégoutant que l'habit de Monsieur. Mon savon va faire disparaître toutes ces souillures.“ Nach diesem pathetischen Exordium beruhigt sich der Patient und der Doctor fährt fort: „Voyez, Messieurs! j'imbibe le revers, je frotte l'étoffe légèrement, puis plus fort, je la mouille, je l'essuie; il n'y a plus rien. Examinez!“ und indem er das geängstigte Schlachtopfer losläßt, schließt er tröstend: „Monsieur peut maintenant marcher, la tête n'est que 5 sous, Monsieur, et ce morceau de savon vous appartient.“

Ein würdiges Gegenstück zu dem Fleckenreiniger ist der Stiefelputzer, décrotteur; dieser packt uns im Vorübergehen unversehens beim Fuß, zieht ihn auf seinen Wichskasten und bürstet lustig darauf los. Wenn er mit der Arbeit halb fertig ist, fordert er seinen Lohn, und im Fall wir ihn verweigern, läßt er uns mit einem blanken und einem schmutzigen Stiefel abziehen.

Der Dritte im Bunde des Fleckenreinigers und Stiefelputzers ist der Zahnauszieher, arracheur de dents, welcher die Zähne unter Pauken- und Trompetenschall ausreißt, auch Heilmittel gegen Zahnweh und Hühneraugen verkauft.

Die Theaterwelt gewährt einer großen Anzahl von Parisern Beschäftigung und Unterhalt. Ohne die ehrenwerthe Claqueur-Zunft in Anschlag zu bringen, treffen wir hier die Billetverkäufer, ferner die Contremarkenhändler, die Programmausrufer, endlich die Platzspeculanten.

Der Gürtel der Boulevards, welcher Paris umschließt, ist der wahre Schauplatz dieser Hellerindustrie ohne Feuer und Obdach. Hier bietet uns Einer seine Spazierstöcke en fer creux an, les seules autorisées par la police, wie er sich ausdrückt; zehn Schritte weiter sollen wir eine chaîne de sureté oder Gelegenheitsbrillen untersuchen; Dieser verkauft Hemdknöpfchen à 5 Sous, Jener Falzmesser à 50 Centimes, ein Dritter Ohrlöffel à 5 Centimes, ein Vierter crayons imperméables à 2 Sous.

All diese mannigfaltigen Industriezweige haben ihren Grund und Boden noch in wirklichen oder eingebildeten Bedürfnissen des Publicums; aber es giebt eine große Anzahl von Erwerbsarten und Thätigkeiten in Paris, welche lediglich der Curiositätensucht der Franzosen ihr Bestehen danken.

Als ich einst einen Spaziergang auf den Boulevards machte, sah ich vor einem Hause unweit der Porte St. Martin eine Gruppe Neugieriger, und als ich mich derselben näherte, bemerkte ich in einem Schaufenster dieses Hauses, in welchem ein Panorama zu sehen war, eine menschliche Figur, die, als hätte sie ein Uhrwerk im Leibe, langsam und in genau abgemessenen Pausen den Kopf und den rechten Arm bewegte. Es entspann sich unter den Zuschauern ein Disput wegen dieser Figur. Einige behaupteten, sie wäre nicht von Wachs, wie der Anschein vermuthen ließe, sondern von Fleisch und Bein, was deshalb Widerspruch fand, weil die Figur, die der blendenden Mittagssonne und unzähligen neugierigen Blicken ausgesetzt

war, auch nicht im Mindesten mit der Wimper zuckte.

Während man disputirte, machten sich mehrere Gamins den Spaß, durch verschiedene Albernheiten, die sie so zu sagen dicht unter der Nase der Figur ausführten, dieselbe zum Lachen zu bewegen. Sie lachte aber nicht, und man hörte schon auf, an dem wächsernen Dasein dieser Gestalt zu zweifeln, als der Vorhang fiel und nach einigen Secunden die fragliche Gestalt mit einer dampfenden Pfeife an die Thüre kam.

Der Mensch, hörte ich später, besitzt das Talent, stundenlang unbeweglich zu stehen; durch dieses Talent ernährt er sich.

Es giebt in Paris Leute, denen ihr häßliches Gesicht ein leidliches Dasein verschafft. So habe ich in der Nähe meiner Wohnung einen Menschen kennen gelernt, der, ein wahres Affengesicht, sich dadurch Geld erwirbt, daß er Caricaturmalern als Modell dient. Sein Mangel an Reiz sichert ihn vor Mangel an Brod.

Fast den ganzen Winter hindurch wurde im Cirque ein großes Spectakelstück: Bonaparte, gegeben. Der Schauspieler, der die Titelrolle gab, ist sehr mittelmäßig, und dennoch ward die Rolle keinem andern gegeben. Und warum? weil er eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Kaiser hat. Sein Gesicht ist seine Rente; sein ganzes Genie besteht darin, daß er dem größten Genie (?) ähnlich sieht.

Ein curioses Geschäft haben die Epileuses, die Frauen, die ihren eiteln Mitschwestern die Haare aus dem Kopfe reißen, die grauen nämlich. Dieses Geschäft rentirt sich durchaus nicht schlecht; und da es in Paris viele Damen giebt, die mit der unartigen Zeit Händel anfangen und sich deshalb in allerlei Verjüngungsprocesse einlassen, so haben diese Epileuses für ihre raufsüchtigen Finger immer Beschäftigung, besonders wenn sie ihr Metier gut verstehen. Es giebt keine Leidenschaft, keine Albernheit, keine Dummheit, die nicht in Paris von der Industrie ausgebeutet würde. Wie viele Menschen leben in Paris vom Kartenschlagen! Aber das Kartenschlagen, das in deutschen Städten von alten häßlichen Weibern im Geheimen betrieben wird, ist hier ein Geschäft, ein öffentliches Gewerbe, dem die äußere Eleganz nicht fehlt. Die berühmte Madame Lenormand hat hier unzählige Nachfolgerinnen, die ihre Orakel verkaufen.

Die Sorge um das tägliche Brod zwingt den Erfindungsgeist zu der originellsten Thätigkeit. So habe ich beim Beginne des Frühlings Leute gesehen, die ganze Bataillone rauflustiger Maikäfer feilboten. Jeder dieser Maikäfer stand aufrecht in einem papiernen Panzer und hatte an einem der Vorderbeine als Rappier einen Strohhalm, mit dem er seinem Gegner an den Rüssel fuhr. Der Strohhalm ward an das Vorderbein angeleimt und die Duellanten, die sich gern ihrer Waffen entledigt hätten, machten zum Ergötzen aller Schaulustigen die possirlichsten Bewegungen und fanden leicht Käufer. Diese Ausbeutung der Maikäfer durch den Menschen ernährt vielleicht einen Monat hindurch zahlreiche Familien.

Und doch haben diese und ähnliche Erwerbszweige, so sonderbar und eigenthümlich sie auch sind, nichts, was mit dem Anstande und der Sitte im Kampfe stünde. Wie tausendfältig sind erst die Gewerbe, durch welche das Laster in geheimen und verborgenen Schlupfwinkeln sich ernährt! [86. 74]

---

3. Blagueur und Blague.

[L. Kalisch.]

Blagueur! — Man wird dieses Wort vergebens in einem französischen Wörterbuche suchen, denn es gehört nicht zur weißen Wäsche der französischen Sprache und die Akademie, die sehr auf holländische Reinlichkeit hält, hat es daher nicht aufgenommen. Dennoch ist es ein Wort, das jeder Franzose fast jede Minute im Munde führt. C'est un blagueur! C'est une blague! Il blague! kann man in Paris jeden Augenblick hören.

Blaguer heißt eigentlich blauen Dunst machen. Nun, das könnten wir Deutsche zur Noth auch. Aber das Wort drückt zugleich die Art aus, wie man diesen Dunst bereitet, und in dieser Bereitungsart sind die Franzosen Meister.

Als ich mich, erzählt Kalisch, einem Friseur

auf dem Boulevard des Italiens zur Verschönerung übergab, fuhr der Haarkünstler, bedenklich den Kopf schüttelnd, auf dem meinigen herum. Er schien so sehr bestürzt, daß ich ihn erschrocken fragte, ob er irgend ein Unglück in meiner Frisur entdeckt habe. Er sagte mir hierauf, daß mein Kopf in einer schrecklichen Weise vernachlässigt sei, und als ich ihm versicherte, daß erst vor einigen Tagen einer seiner Collegen seine Kunst daran probirt, antwortete er: „N'importe! celui qui vous a arrangé les cheveux n'est pas philocome.“ Er sagte darauf, daß er nicht nur philocome, sondern le plus philocome sei. Alles, was er nun mit meinem geplagten Kopfe anfing, geschah zu Nutz und Frommen der Philokomie. Er goß mir eaux philocomes aufs Haar und nannte mir einen berühmten Chemiker, dem es nach sehr langen Studien und dem tiefsten Nachdenken gelungen, dieses haarliebende Wasser zu erfinden, das zwar sehr theuer sei, aber wegen seiner unzählbaren Tugenden nicht theuer genug bezahlt werden könne. Der Mann entwickelte eine solche Beredsamkeit und brauchte dabei solche originelle rhetorische Figuren, daß ich eben so wenig müde wurde ihn zu hören als er zu sprechen. Er ließ sich aber seine Philokomie und seine rhetorischen Blumen theuer bezahlen. Als ich einem Franzosen von diesem Friseur erzählte, sagte er: C'est un blagueur!

Man kann in Paris keinen Schritt thun, ohne auf eine Blague zu stoßen. In einer Kneipe, wo man für achtzehn Sous dinirt, hört man von einer Dame de Bureau sprechen. Diese Dame ist aber nichts mehr und nichts weniger als die Köchin, und das Bureau ein auf einem Küchentische liegendes Brett mit einem Bogen Papier, auf welchem sie die eingehenden Sousstücke zusammenaddirt. Für die kleinsten und gemeinsten Dinge erfinden sie die größten und bestklingenden Namen. Kugeln, die aus Sägespähnen und Kolophonium bestehen, um das Anzünden des Holzes zu erleichtern, nennen sie boulets pyrophiles, und Bäder, in denen nichts Anderes ist, als unschuldiges Wasser, heißen sie: Bains hydropathiques.

Unsere deutschen Philosophen beuten für ihre abstractesten Abstractionen nicht so sehr die alten Sprachen aus, als die Franzosen für die allerordinärsten Gegenstände.

In einer so ungeheuren Stadt wie Paris ist es eine große Kunst, sich bemerkbar zu machen, und diese Kunst erfordert Charlatanerie.

Es war an einem Sonntag, als ich die Champs elysées besuchte. Dort befand sich auf einem Platze ein undurchdringlicher Menschenknäuel, der neugierig nach einem Punkte gaffte. Ich strengte meine Ellenbogen an und sah bald, daß der Gegenstand dieser Neugierde ein junger Mensch war, der, einen hellen Burnuß mit goldener Stickerei um die Schultern und einen Fez auf dem Kopfe, in einem Wagen stand und den Honig seiner Suade fließen ließ. Er sagte, daß er eine neue Art Bleifedern erfunden, die an Vorzüglichkeit alle Bleifedern überträfen, die je der menschliche Erfindungsgeist ins Dasein gerufen. Er nahm eine solche Bleifeder in die Hand und sagte: Womit schneiden Sie die Bleifedern, meine Herren? — „Natürlich, mit einem Federmesser,“ werden Sie mir antworten. Meine Bleifedern braucht man aber mit keinem Federmesser zu schneiden, jedes beliebige Messer genügt. Er holte nun ein ungeheueres, säbelartiges Messer herbei, hieb wild in eine Bleifeder und als er sie nach einer Secunde mit einer außerordentlichen Fertigkeit zugespitzt, sagte er: Sie sehen, meine Herren, daß man mit diesen Bleifedern durchaus nicht delicat umzugehen braucht. Sie zweifeln noch? — Gut! ich will Sie bald eines Bessern belehren. Sehen Sie dieses Brett, das ich jetzt ergreife? Dieses Brett ist von Eichenholz. In dieses Brett werde ich mit einem Hammer die Spitze dieses Bleistiftes treiben, ohne daß sie bricht. Die Menge gafft; der Bleistifthändler nimmt den Hammer und schlägt den Bleistift in das Brett hinein. Aber er thut noch mehr. Er schlägt mit der Spitze der Bleifeder ein Stück nach dem andern von dem eichenen Brette, ohne daß nur das geringste Stückchen von der Bleifeder abspringt, mit der er nun auf einen großen Bogen verschiedene Figuren zeichnet.

Um zu beweisen, daß jede seiner Bleifedern dieselbe Eigenschaft besitzt, greift er rechts und links aus den vor ihm aufgehäuften Bleifedern, spitzt eine nach der andern mit dem bereits erwähnten langen Messer und schlägt große und kleine Stücke von dem Eichenbrette, daß die Splitter unter die Menge fliegen. Dabei spricht er beständig, macht Witze und pikante Bemerkungen über politische und soziale Zustände der Gegenwart und sucht auf diese Weise das Publicum in horchendem und gaffendem Zustande zu erhalten.

Als er die Vortrefflichkeit seiner Waaren genug dargethan zu haben glaubte, sagte er: Ich bin eigentlich gar nicht da, um diese Bleifedern

zu verkaufen, sondern um meine Firma bekannt zu machen. Wie fange ich dies aber an? Nun sinnt er eine Weile mit verschränkten Armen nach und schlägt sich dann mit den Worten: Il me vient une idée! vor die Stirne.

Diese Idee besteht darin, daß er Jedem, der ein Viertelduzend seiner Bleifedern kauft, eine versilberte, dem, der ein halbes Dutzend kauft, eine vergoldete Medaille als Prämie giebt. Diese Medaille zeigt auf einer Seite das Portrait des Verkäufers, auf der andern die Firma desselben. Nun greift die Menge zu, und ich habe gesehen, daß er während fünf Minuten mehr als zwanzig Franken gelöst.

Als ich einige Wochen später die Champs elysées wieder besuchte, sah ich denselben Bleifedernhändler wieder. Ich drängte mich herbei, um zu hören, ob er sich in seinen Reden wiederholte. Er wiederholte sich aber nicht, sondern faßte das Publicum diesmal an einer andern Seite. Ich weiß recht gut, sagte er, was die Welt von mir denkt. Sie denkt: der Mensch, der hier auf dem Wagen steht mit dem hellen Burnuß um die Schultern, mit dem Fez auf dem Kopfe und dem rothgekleideten Orgelburschen hinter sich, ist ein Charlatan. Nun, meine Herren, ich gestehe frei und offen, daß ich ein Charlatan bin. Ja, ich bin ein Charlatan, weil ich in einem solchen Costüm vor Ihnen stehe. Aber ich frage Sie, meine Herren, würden Sie in so großer Menge vor mir stehen, wenn ich nicht in solchem Anzuge vor Ihnen erschiene? Würde die Vortrefflichkeit meiner Waare allein genügen, Ihre Aufmerksamkeit an sich zu ziehen? Gewiß nicht! Sehen Sie nun, so ist die Welt. Das wahre, das bescheidene Verdienst wird nicht beachtet, wenn es nicht die Maske der Charlatanerie borgt. Wer ist nun Schuld daran, daß ich so vor Ihnen stehe, ich oder die Welt?

Diese Blague verfehlte ihren Zweck durchaus nicht. Das Publicum kaufte mehr als je, so daß er nach einer Viertelstunde mit seiner Waare, die in der That vorzüglich war, aufgeräumt hatte. [74]

---

4. Die elyseischen Felder.

[W. Seyffarth.]

Was mit Ausschluß der Theater sich als öffentlicher Vergnügungsort bezeichnen läßt, dem entspricht weder der Garten der Tuilerien oder des Luxemburg, noch der Park von Monceaux. Alle drei sind Gärten zum Lustwandeln oder Ausruhen, zum Lesen oder Nachdenken. Ein wenig näher dem Begriffe eines öffentlichen Vergnügungsortes tritt der Jardin des Plantes, ursprünglich nur botanischer Garten, eine dankenswerthe Gabe dreier Könige, des XIII., XIV. und XV. Ludwig, und heute eine großartige Anstalt, welcher Büffon's Geist und vierzigjähriges Wirken den Stempel aufgedrückt haben, den sie trägt. Was dem Garten die Farbe eines Belustigungsortes leiht, das sind natürlich weder die gelehrten Vorlesungen von dreizehn Professoren über alle Zweige der Naturgeschichte, noch die Schätze des anatomischen Saals, weder die berühmten Sammlungen getrockneter Pflanzen, noch die zoologischen, mineralogischen und geologischen Galerien. Aber von Früh bis Abend jeden Tag ist der Garten unentgeltlich geöffnet und noch zu Anderem geeignet als zu anmuthigem Lustwandeln. Man findet sich am Bärenzwinger oder am Affenhause, lacht hier über die Sprünge und Purzelbäume, über die Fratzen und das Schäkern seiner Bewohner, sieht die wilden Thiere füttern und entwickelt in Verwunderung setzende Kenntnisse, bildet dann einen Kreis und labt sich an Speise und Trank, oder macht von Alledem den Zuschauer und stillen Beobachter.

Wenn die Pariser, wie sie stets thun, das Palais Royal nicht allein zu ihren Vergnügungsorten zählen, sondern auch auf der Liste derselben ziemlich hoch stellen, so liegt dem wohl eine kleine Begriffsverwirrung zu Grunde. Die geschlossenen Räume des Palais Royal bieten allerdings Gelegenheit zu Genüssen der verschiedensten Art. Abgesehen von den aus den Gräueln der letzten Revolution geretteten Kunstschätzen, verheißen schon die europäischen Firmen: Very, Vefour und Les trois frères Provençaux jeden erdenkbaren Gaumenkitzel, fesseln

die Eßwaaren-Gewölbe durch die erlesensten zur Schau gelegten Proben aus dem Reiche der Früchte und Gemüse, der Fische und Leckereien, laden die prächtigen Cafés gastlich ein, ruft donnernder Paukenschlag in das unterirdische Café des Aveugles, und liefern alle Gewerbe das Neueste und Schönste ihrer Erzeugnisse. Kann aber dieses Locken und Reizen, dieses Rufen und Einladen, kann eine ab- und zuströmende Masse Gesättigter und Hungernder, Schauender und sich Ergehender die Räume des Palais Royal zu einem Vergnügungsorte stempeln? In dieser Hinsicht steht er weit hinter den elyséischen Feldern zurück, dieser vom Concordienplatze unterbrochenen, aber von ihm bis zur Barrière de l'Etoile in gerader Linie eine volle halbe Stunde langen Fortsetzung des Tuileriengartens, eingerahmt zwischen die Vorstadt Saint-Honoré zur Rechten und das rechte Seineufer zur Linken, durchschnitten von der breiten Fahrstraße nach Neuilly und durchkreuzt von unzähligen Baumgängen. Selbst in der rauhen Jahreszeit unverödet, gewähren die elyséischen Felder im Frühling, Sommer und Herbst an warmen Abenden ein Bild so dichten, bunten und fröhlichen Treibens, als sei ganz Paris dort versammelt. Während die große Fahrstraße sich mit Wagen und Reitern füllt, welche dem boulogner Gehölze zueilen oder aus ihm zurückkehren, füllen sich die Seitenalleen mit Fußgängern jeden Alters, und während die vornehme Welt sich brüstet, geht das Volk seinem Vergnügen nach. Gehütet von den Augen ihrer Mütter oder Bonnen, rollen sauber gekleidete Kinder in Carossen oder Omnibus, die mit vier, sechs, acht Ziegenböcken bespannt sind, auf und ab. Nebenher trabt der Führer. Auf dem Bocke sitzen gewöhnlich zwei Knaben, der eine die Lenkseile, der andere die Peitsche in der Hand, jener die Thiere zügelnd, dieser sie antreibend. Die gefahrenen Mädchen singen und lachen. Bei ihnen wie bei den Knaben kommt schon der leichte französische Sinn zum Durchbruch. Dort, wo Soldaten aller Waffengattungen, Männer in Blousen oder bürgerlichen Röcken, kleine und große Mädchen, große und kleine Jungen in enggeschlossenen Kreisen beisammen stehen, geht vielleicht ein Hanswurst auf dem Kopfe, oder balancirt eine Frau einen Stuhl, auf welchem ein Mann sitzt, der einen Knaben balancirt, welcher ein Kaninchen bei den Ohren emporhält, oder wird ein Eiertanz aufgeführt, oder machen Hunde wunderbare Kunststücke, sitzt eine Hellseherin mit verbundenen Augen auf einem Sessel, und legt ein Mann ihr Fragen vor, welche die Zuschauer ihm schriftlich reichen und jene zu ihrem Erstaunen, doch nicht immer nach Wunsch, beantwortet, oder kämmt ein Mann sich das Haar, und wie er es kämmt, dabei den Rock bald zuknöpft, bald lüftet, das Gesicht jetzt breit und dick, jetzt lang und dünn zieht, die Zähne fletscht, mit den Augen blinkt oder schielt, erkennt man bald diese, bald jene Aehnlichkeit, ruft jetzt Bravo und lacht aus vollem Halse. Dort singt ein Mann Lieder, die ihm über den Arm hängen und fleißig gekauft werden; hier arbeitet ein elektrischer Apparat, und macht der Schlag der umlaufenden Kette die Einen schreien, Andere quieken. In Reihen auf Bänken und Stühlen vor einer niedrigen Schaubühne, deren Orchester zwei Geigen bilden, ergötzen sich Kinder und Erwachsene an der stündlich wiederholten Vorstellung eines Stücks, in welchem ein Polizeicommissär und ein Gensdarme, ein Hanswurst und der Teufel, der sie Alle holt, die Hauptrollen spielen; oder sitzen mit kaum in Schranken gehaltener Heiterkeit vor einem Puppentheater, wo der winzige David den Riesen Goliath erschlägt, eine Frau als Luftballon auffliegt, und von einer Gans geritten ein Esel über die Bretter galoppirt, und drängen sich Viele hinter einen blauleinenen Vorhang zu einer Zauberlaterne, um für einen Sou die „pièce curieuse“ zu sehen. Kühne Herzen, mehr Frauen als Männer, besteigen die russischen Schaukeln; andere kühne Herzen, mehr Männer als Frauen, besteigen Boote, die von Seilen getragen mit vollen Segeln Wellenberge erklimmen, und aus der Höhe in den Abgrund stürzen. Hier wird Ball geschlagen, dort das Kugelspiel gespielt. Reiselustige besehen durch die Gläser der Guckkasten die Haupt- und Hafenstädte, die sie besuchen, die Seen, die sie durchschiffen, die Alpen, über welche sie wandern möchten, und empfinden weniger oder doppelt schmerzlich, daß ihr Geschick es ihnen versagt. Carousselle mit und ohne Ringstechen, mit Hirschen, Schwänen und Pferden, mit Lehnstühlen und Wagen drehen sich pfeilgeschwind; nach nahem und fernem Ziele wird aus Vogelflinten geschossen; gegen den sichern Verlust von Sousstücken und den unsichern Gewinn von Makronen oder Glaszeug schieben angehende Jünglinge auf ovalen Billardtafeln elfenbeinerne oder hölzerne Kugeln unter aufgestellte Kegel; Mütter lassen ihre Söhnchen, Väter ihre Töchterchen an den

Tischen der Lebküchler hier das Glücksrad, dort den Glücksbecher schwingen, und wovon die Hälfte des Einsatzes das Doppelte gekauft hätte, das gewährt, weil gewonnen, den Kleinen zweifache, den Aeltern dreifache Freude. Zwischendurch wetten zwei, drei, vier Männer aus dem Volke; welcher von ihnen ein gepolstertes, an eisernem Stocke in eiserne Röhre gefugtes Kissen durch die Gewalt des Faustschlags am tiefsten hineinzwinge, streiten Andere, welcher am schwersten oder am leichtesten wiege, und lassen sich der Reihe nach auf einem der vielen, unter streifigen Baldachinen stehenden Wagsessel behaglich nieder. Hier sitzt ein blinder Flötenbläser, dort ein blinder Geiger auf niedrigem Schemel. Beiden hängt ein blechernes Näpfchen vom Halse auf die Brust. Der Flöte entschlüpft manch falscher Ton und die Geige ist verstimmt. Aber Kupfer und Silber fallen mit gutem Klange in die Näpfchen, und immer scheint es, als seien die Aermsten die bereitwilligsten Geber.

Wenn eine Art Jahrmarkt gehalten wird, vermehrt sich nicht allein die Regsamkeit dieses Treibens, sondern auch die Zahl der Buden und Zelte, räumt im Schatten des Hintergrundes, besonders nach der Seine hin, die Schaulust der Eßlust den Platz, und übt die Garküche ihre Herrschaft auf glühenden Kohlenbecken oder scharf geheizten Oefen mit papierdünnen Waffeln und improvisirtem Hausbrod, mit in Fett schmorenden Kartoffeln und duftenden Bratwürsten, der kalten Speisen und des unentbehrlichen Salats zu geschweigen. Auch Obst giebt es von allen Sorten und in Körben feil getragenes Gebäck der verschiedensten Art. Aber an Menge des Vorraths kommt nichts dem Pfefferkuchen gleich. Wein und Bier und Kaffee fehlen nicht. Doch begnügen sich die Meisten mit Coco, einem aus Wasser und Süßholz bereiteten Getränk, dem bisweilen ein Aufguß von Citronenschale beigemischt ist. Im Reiche der Garküchen ruft der sinkende Tag bescheidene Lichter und Lampen ins Dasein. Dem Vordergrunde wälzt er, ob Jahrmarkt sei oder nicht, eine Lichtflut zu. Nahgerückte Reverberes säumen beide Seiten der großen Fahrstraße und lassen ihre Flammen nach allen Richtungen leuchten. Kein Verkäufer ist so arm, er zündet ein Lichtchen an. Auch vor jedem Geiger und Flötenbläser brennt eins zu seinen Füßen. Die Marionettentheater und alle Schaustellungen schmücken sich mit weißem und buntem Lichte nach Verhältniß ihrer Größe und der Zahl ihrer Gäste. Ohne Rücksicht auf Letztere hängen die drei großen Cafés, die zugleich Restaurationen sind, ihre Lampenguirlanden auf, erscheint vor dem einen ein gewaltiger Abler mit ausgebreiteten Flügeln in Brillantenschmuck, und gießen sie sämmtlich in ihren mit Blumen und Zierrath umhüllten Pavillons, aus welchen die Stimmen von Sängern und Sängerinnen erschallen, einen Lichtstrom herab. Dann drängen sich die Massen enger und enger zusammen, lauscht man hier und horcht man dort, wird überall geschwiegen und geplaudert, genossen und geschwelgt, bis Lampen und Lichter erlöschen, aber die Reverberes noch die Finsterniß bannen, und der Tummelplatz vieler Freude und mancher Thorheit verödet. [147]

---

5. Der Kirchhof Père la Chaise.

[L. Rellstab, K. B. Stark.]

Schon die Straße, welche nach diesem Kirchhof führt, ist eine Art Vorhof desselben; denn zur Rechten und zur Linken erblicken wir in fortlaufender Reihe Steinmetz- und Tischlerwerkstätten, wo Grabsteine, Denkmale aller Art, schwarze hölzerne Kreuze, Tafeln und dergl. theils vorräthig, theils in Arbeit sind. Auch anmuthig geordnete Vorräthe von Blumenkränzen, meist von Immortellen, findet man, um die schöne Sitte zu erleichtern, den geliebten Todten an ihren Sterbetagen oder sonst bei festlichen Anlässen einen Kranz zu weihen. Der Kirchhof selbst ist erst seit 1804 geöffnet. Der Landsitz eines Jesuiten, Franz la Chaise, Beichtvaters Ludwigs XIV., wurde durch die Revolution zu einem Todtenacker bestimmt, der jetzt bereits drei Lieues im Umfange hat. Die älteren Gräber daselbst sind nur Denkmäler oder bezeichnen verpflanzte Särge. Da nun an jedem Tage über 30 neue Bewohner hier einziehen, so beträgt die Zahl der Bestattungen etwa 10,000 jährlich. Nach sechs bis zehn Jahren

werden die Gräber, die nicht für immer gekauft sind, umgewühlt, und der alte Bewohner muß unerbittlich einem Nachfolger weichen. Doch das enge Kämmerchen, das man hier bezieht, ist ungleich theurer, als die theuersten Wohnungen in der Stadt; denn man bezahlt für zwei Metres 532 Francs, für jeden Metre mehr wieder so viel, vom siebenten Metre an aber gar 1000 Francs für jeden. So kostet der Raum des kleinsten Zimmerchens wenigstens 10,000 Francs. Größere Denkmäler sind hier so kostspielig, daß selbst die reichsten Familien oft vor der Ausgabe zurückschrecken. Indeß hat ein reicher, aufgeblasener Handwerker 300,000 Francs an diesen Ruhm gewandt. Wir stehen nun vor der Pforte des Eingangs. Die Inschrift in lateinischer Sprache, welche quer über die Thorflügel läuft, lautet: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und ich am jüngsten Tage auferstehen werde." Auf dem linken Thorflügel lesen wir: „Ihre Hoffnung ist der Unsterblichkeit voll;" auf dem rechten: „Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist." Wohl denen, die beseelt von solchem Geiste die ernste Stätte betreten!

Der Kirchhof entspricht einer in reichem Styl gebauten Kirche; Kunst und Pracht begleiten uns, indem wir mit Staunen diese Todtenstadt durchwandern. Anfangs glaubt man einen Park vor sich zu haben, indem man einen breiten, von Cypressen, Taxus und anderen immergrünen Gewächsen umbuschten Gang hinaufgeht. Der Abhang, auf welchem sich die Gruftstätten verbreiten, ist in Terrassen getheilt. Alleen führen uns höher und höher; wir steigen zum Theil auf Stufen hinan und blicken zur Rechten und zur Linken die langen Zeilen der dicht an einander gedrängten Denkmäler hinunter; die Gassen zwischen den Gräbern sind größtentheils gepflastert. Ueberall Gebüsch und schattige Bäume. Dennoch hat die gelblich weiße Farbe der Leichensteine, Säulen und Obelisken in Verbindung mit dem kalkigen Erdboden das Uebergewicht gegen das milde wohlthuende Grün. Bei der Riesenmäßigkeit des Umfangs können wir nur hie und da einem hervorragenden Denkmale Aufmerksamkeit zuwenden.

Nicht weit vom Eingange biegt ein schmaler Weg durch das Gebüsch rechts ab, und wir sehen vor uns eine alterthümliche gothische Kapelle. Zwei Granitsärge neben einander, über denen sich Säulenpfeiler mit einem wohlverzierten Giebeldach erheben, zeigen zwei liegende ausgehauene Gestalten, eine männliche und eine weibliche mit gefalteten Händen, Abälard und Heloise.

Ein Tempel von weißem Marmor im edelsten griechischen Styl enthält die Bildsäule des Generals Foy († 1825), groß als Kämpfer für sein Volk auf dem Wahlplatze der Deputirtenkammer und nicht minder mit Ehren genannt auf den Wahlplätzen des Krieges unter Napoleon. In einer kostbaren Tempelhalle sieht man auf einem Kissen, weich wie Sammet, die Krone und die Wappen der russischen Fürstin Demidoff. Der heitere Molière († 1673), der erste Lustspieldichter der neuern Zeit, ruht unter einem einfachen Steinsarge. Die nachbarliche Gruft des Fabeldichters Lafontaine († 1695) ziert eine Urne, auf welcher der Fuchs seiner allerliebsten Fabel mit einem Kranze um den Hals bellt. Das Grabmal des tiefsinnigen Mathematikers und Astronomen Laplace († 1827 als Pair zu Paris) ist mit Sternen geschmückt. Ueber der Gruft des gefeiertsten neuern italienischen Operncomponisten, Bellini's († 1838), trauert der Genius der Musik; auf dem Denkstein sind die Namen seiner berühmtesten Opern verzeichnet. Er hat zur Seite einen berühmten Kunstgenossen, den Componisten Boieldieu († 1834). Freundliche Umbüschung beschattet ihre Gräber und die Vögel singen lieblich in den Zweigen. Nicht ohne sanfte Rührung treten wir an die nächste Grabstätte. Hier schlummert Bernardin de St. Pierre († 1814 bei Paris), der Verfasser der reizenden Erzählung „Paul und Virginia", welche gleich im ersten Jahre des Erscheinens fünfzig Auflagen erlebte. Von dem größten Schauspieler des neueren französischen Trauerspiels, Talma, zeugt in großen Buchstaben sein Name. Gewiß der höchste Ruhm für ihn war es, daß Napoleon einst seinen größten Marschällen und Ministern zornig sagte: „Keiner von Euch ist unentbehrlich. Niemand in Frankreich ist unersetzlich, außer Talma." Ja, da liegen sie nun alle, die stolzen Marschälle Napoleons, Massena, Suchet, Lefebvre, Cambacérès und viele andere, vor deren Commandowort Bataillone verwehten, wie Spreu. Ein Kreis dunkelgrüner Cypressen, die einen einfachen grauen Grabstein umgeben, bezeichnet den stillen Ruheort jenes Tapfersten der Tapferen, der Sieger in dreißig Schlachten war: es ist der Marschall Ney, der am 7. December 1815 im Garten des Luxemburg erschossen wurde. Die größten Staatsmänner, die berühmtesten Feldherrn

besuchen diese Stätte, insbesondere die Söhne Englands. Sie schneiden ihre Namen in das umgebende Gitter ein und nehmen zum Andenken ein kleines Cypressenreis von der Gruft des Helden mit.

Interessant ist es, die Geschichte der Baustylwandlungen in dem Denkmälerwalde dieses Kirchhofs zu studiren.

Die napoleonische Zeit und die der Restauration, welche ja gerade von Frankreich aus großartige wissenschaftliche Untersuchungen über die alte Welt in Aegypten, Syrien, Griechenland leitete, welche die ganze Fülle der antiken Herrlichkeit in Paris vereinigt sah, sie hat auf die Gräberwelt den merkwürdigsten Einfluß gehabt: dorische Tempel erheben sich, Mausoleen, hochragende Statuen auf Postamenten und Säulen, Pyramiden werden treu nachgebildet, auch der einfache Grabstein sucht sein Vorbild in der Gräberstadt von Athen. Da beginnt aber seit der Julirevolution eine allmälige Umwandlung, und sie ist jetzt zum völligen Durchbruch gelangt. So materiell diese Zeit erscheint, so sehr gerichtet auf Ausnutzung der wirklichen Welt, so abgekehrt dem mittelalterlichen Leben sie ist, so sehr auch in dieser Richtung gerade Frankreich von oben geleitet ward, so ist daneben das specifisch religiöse Leben in merkwürdiger Stärke erwacht, man hat sehnsüchtig den Blick in das Mittelalter, ja in seine frühere Periode zurückgewendet, vor Allem hat aber der nationale, an dem allgemeinen Menschenthum und modern-römischer Weltherrschaft übersättigte Drang künstlerisch zu den großen nationalen Denkmalen früherer Jahrhunderte zurückgegriffen. Nordfrankreich, als die rechte Heimat des gothischen Styles, hat denselben bereits nicht allein in großartigen Restaurationen zu erneuern verstanden, auch der reiche Privatmann läßt sich auf der Höhe von Père la Chaise sein Familiengrab als gothische Kapelle bauen. Eine Menge von Anlagen sind eben im Entstehen, hier werden noch die Grundmauern gelegt, dort bereits die zierlichen hohen Giebel, die Fialen, die spitzbogigen Fenster mit dem Stabwerk errichtet, bunte Gläser eingesetzt, das Innere ausgemalt, eine Gruppe auf den kleinen Altar oder ein Bild ist bereits gestellt und frische Blumen bezeugen den kürzlichen Besuch der Familie. [125. 153]

---

6. Die Insel. (L'Ile Saint-Louis.)

[Lebende Bilder aus dem modernen Paris.]

Wenn man in einigen Wochen oder gar in einigen Monaten nicht in gewisse Quartiere von Paris gekommen ist und nun zufällig hingelangt, so findet man Alles dergestalt verändert, daß man nicht allein nichts wieder erkennt und sich nicht zurecht zu finden weiß, sondern auch gar nicht begreift, wie eine solche Wandlung in so kurzer Zeit hat vor sich gehen können. Vorzüglich auffallend ist dies in der Cité, der sogenannten Insel, die mitten im eigentlichen Herzen von Paris liegt; sie ist völlig unkenntlich geworden, freilich sehr zu ihrem Vortheil.

Diese Insel wird von der Seine gebildet, die bekanntlich ganz Paris in zwei gleiche Hälften theilt und die in der Mitte der Stadt, oberhalb Notre Dame, auf eine Viertelstunde in zwei Arme auseinander geht, um sich unterhalb des Pont Neuf wieder in einen großen Strom zu vereinigen. Diese Insel, wie sie den Mittelpunkt von Paris bildet, ist zugleich der älteste Theil der Stadt; die Grundmauern von Notre Dame stehen auf altem römischem Gemäuer und bis auf den heutigen Tag findet man bei den großen Erdarbeiten metallene Ueberreste aus der Römerzeit. Auch der Justizpalast mit der Kapelle des heiligen Ludwig befindet sich auf der Insel. Der nördliche Flügel des erstern ist zugleich das älteste Bauwerk von ganz Paris; seine schwarzen, fensterlosen Mauern und seine runden Eckthürme bilden einen eigenthümlichen, fast unheimlichen Contrast mit den blendenden Façaden und den hohen Spiegelscheiben der andern Flügel. Hinter dem Justizpalast liegt die Polizeipräfectur, ebenfalls eines der wichtigsten Gebäude der Hauptstadt, deren Neubau noch nicht ganz vollendet ist. Vor Notre Dame liegt endlich noch das berühmte Hôtel Dieu, das aber auch bald niedergerissen wird, weil man nach und nach alle Hospitäler an die äußern Boulevards verlegen will.

Früher, das heißt vor wenigen Jahren, war der übrige Theil der Insel nichts als ein Conglomerat alter, dunkler Häusermassen, mit engen, winkelhaften Gassen, von verdächtigen Leuten bewohnt, Abends schlecht erleuchtet, Nachts unsicher und von allen anständigen Menschen gemieden. Einzelne Weinschenken waren sogar berüchtigte Zufluchtsstätten für obdachloses Gesindel und noch schlimmeres, gefährlicheres Volk. Und — eine seltsame Anomalie! — zwanzig, dreißig Schritte weiter der Justizpalast mit seinen hohen Thoren, die Conciergerie mit ihren Gitterfenstern, die Polizeipräfectur mit ihren viertausend Stadtsergeanten, die sich von hier aus tagtäglich nach allen Gegenden von Paris vertheilen, kurz, das Centrum der gesammten gerichtlichen und polizeilichen Verwaltung der Hauptstadt — und in der ersten Nebenstraße (man brauchte nur um die Ecke zu biegen) Diebeshöhlen und Spelunken, wo man seines Lebens nicht sicher war. Die Fenster des Saales, in welchem der Criminalgerichtshof seine Sitzungen hält, gehen gerade auf jenes Quartier hinaus, wo vielleicht das Verbrechen begangen wurde; wenigstens sind diese Fälle wiederholt vorgekommen.

Eugen Sue verlegte in seinen „mystères de Paris" die abenteuerlichsten und schrecklichsten Geschichten stets in das Quartier der Cité, hauptsächlich um denselben mehr Glaubwürdigkeit zu verschaffen, und noch vor wenigen Monaten zeigte man in einer dunkeln, kaum sechs Fuß breiten Straße (die Häuser dabei fünf Stockwerke hoch) die halb unterirdische Kneipe, wo der Fürst Rudolph seine nächtlichen Zusammenkünfte mit den Banditen hielt, d. h. gehalten haben soll. Die angrenzenden Quais und wieder gerade vorzugsweise diejenigen, die um den Justizplatz und die Polizeipräfectur herumliegen, waren ebenfalls noch vor wenig Jahren zur Nachtzeit so unsicher, daß die Patrouillen hier stets verdoppelt wurden; seltsamer Weise waren diese Quais, einzig in ganz Paris, nach dem Wasser hin mit tiefen gemauerten Gewölben versehen, zu denen der Zugang, vollends bei hohem Wasserstande, äußerst schwierig war, und die deshalb natürlich zu wahren Räuberhöhlen wurden. Man glaube nur nicht, daß wir hier zur Verschönerung unserer Arbeit übertreiben. Als im April d. J. jene Quais demolirt wurden, fand man in den entlegensten Gewölben mehrere menschliche Skelette, und man behauptete sogar, daß die Polizei das Ganze vertuscht habe, um nicht die Aufmerksamkeit des großen Publicums, das schon zu commentiren anfing, allzusehr aufzuregen. Ungesund war überdies der Aufenthalt in der Cité im hohen Grade; das rings umgebende Wasser, die engen Gassen, das Hôtel Dieu mit über dreitausend Kranken, u. s. w.: dies Alles machte eine durchgreifende Aenderung höchst nothwendig. Schon unter Louis Philipp fing man an, hie und da ein Haus niederzureißen und auch wohl ein Trottoir zu erweitern; aber der neuen Regierung unter Napoleon III. war es vorbehalten, auch hier wie in allen übrigen Verwaltungszweigen auf das Großartigste einzuschreiten.

In einem fernen, nördlichen Stadttheile, wohl eine Meile weit von der Cité entfernt, begann vor etwa acht Jahren diese „Revolution des Friedens." Mehrere Häuserreihen wurden niedergerissen, und man erzählte sich erstaunt, daß ein Boulevard angelegt werden solle, der Paris schnurgerade von Norden nach Süden durchschneiden würde, und zwar in einer Länge von fast einer deutschen Meile. Wie eine Lavine rückte dies Riesenwerk langsam aber sicher vor, Alles, was im Wege war, mit sich fortreißend, zuerst bis an die Seine, die der Boulevard alsdann in einem einzigen Brückenbogen kühn übersprang, hierauf quer durch die Insel, wo entsetzlich aufgeräumt wurde, aufs Neue wieder über die Seine und so weiter bis an die Sorbonne, wo er jetzt angekommen ist, wo aber auch seines Bleibens nicht sein wird, denn er soll erst am Observatorium enden. Dagegen war die neue Rue de Rivoli ein Kinderspiel, und seitdem der Boulevard de Sebastopol angelegt ist (diesen tönenden Namen erhielt später die neue Prachtstraße), ist in Bezug auf neue Bauten in Paris Alles möglich geworden.

Wie in einem Walde, wo der neue Eigenthümer anfängt Holz zu fällen, und wenn er sieht, daß er dabei vortreffliche Geschäfte macht, nicht aufhört, sondern fortfährt und weiter und weiter fällt, so war es auch mit den Demolitionen auf der Insel. Einmal angefangen, hörte man mit dem Niederreißen gar nicht auf, und im Stillen sprach und spricht man gar von einem ganz andern, weit bedeutendern Projecte für die Insel.

Der Kaiser (von ihm geht Alles aus) soll nämlich den Plan haben, die Insel ganz und gar für das Gouvernement, d. h. für sich selbst in Beschlag zu nehmen, alle Privatwohnungen niederzureißen, die zweimalhunderttausend Ein-

wohner — denn so viel zählt die Cité wenigstens, wenn nicht gegen dreimalhunderttausend — „anderweitig" unterzubringen, und alsdann sämmtliche Administrations- und Regierungsgebäude dahin zu verlegen: den Senat, das Corps Législatif, den Staatsrath, alle Ministerien u. s. w. u. s. w., ferner auf dem rechten und auf dem linken Ufer eine Caserne, einen kleinen Artilleriepark in der Mitte, vielleicht auch noch schließlich ein Palais für sich selbst zu bauen, um, wenn alsdann eines Morgens die Pariser ungeduldig oder gar unzufrieden werden (es wäre ja möglich!), sich einfach mit seinen Getreuen in diese Citadelle zurückzuziehen, die Brücken abzusperren, und ruhig der Dinge zu warten, die da kommen sollen.

Hat man doch auch seiner Zeit außerordentlich viel gelacht und gespottet über den Plan, sämmtliche pariser Casernen durch unterirdische Gänge mit den Tuilerien zu verbinden, um im Fall der Noth in wenig Stunden auf dem Carrousselplatz eine Armee beisammen zu haben, trotz etwaiger Barrikaden und sonstiger „Volkshindernisse"; jetzt aber lacht und spottet man längst nicht mehr darüber, denn es ist eine ausgemachte Thatsache, daß bereits vier solcher Gänge wirklich existiren — wieder eine „Enthüllung", die wir dem freundlichen Leser sub rosa mittheilen.

Im Ganzen sind übrigens schon gegen zweihundert Häuser auf der Insel demolirt, und zwar in den letzten anderthalb Jahren; neue Gebäude, außer den amtlichen Bauten, sieht man dort keine, so daß es immerhin erlaubt scheint, derartige Hypothesen mitzutheilen.

Aber wir haben gerade noch über zwei Dinge zu berichten, die zufällig das ernste und heitere Element des pariser Lebens, noch dazu in höchster Potenz, repräsentiren, und die sich beide auf der vielbesprochenen Insel finden, obwohl f a n d e n beinahe richtiger wäre, denn der Demolitionshammer ist schon angelegt. Der Prado! — man braucht nur das Wort auszusprechen, um sofort bei der pariser Jugend allgemeine Heiterkeit zu erregen; wohlbemerkt: bei der Jugend. Der Prado ist nämlich, salva venia! das größte und besuchteste Tanzlocal der Studenten, und setzen wir nur gleich hinzu: er ist besser als sein Ruf.

Das Publicum des Prado besteht vorzugsweise aus den pariser Studenten. Diese würden ohnehin in Paris völlig verschwinden, wenn sie nicht zusammenhielten; sie bewahren deshalb das Quartier Latin, haben ihre gemeinsamen Cafés, Mittagstische, Lesezirkel u. s. w. — und ihren Prado. Und insofern ist der Prado stets interessant und eines Besuches werth, als er eine der vielen pariser Eigenthümlichkeiten repräsentirt, die Art und Weise nämlich, wie sich die studirende Jugend der Hauptstadt amüsirt. Begreiflich war es daher ein harter Schlag für die pariser Studentenwelt, als eines schönen Morgens die Nachricht durch das Quartier Latin lief, daß der Prado expropriirt sei und schon in der folgenden Woche niedergerissen werde. Die Municipalität von Paris geht nämlich schnell zu Werke: heute wird decretirt und in acht oder höchstens vierzehn Tagen folgt die Ausführung. Es war noch dazu Carnevalszeit, als die Trauerbotschaft bekannt wurde, also ein doppelter Grund, ein solennes Abschiedsfest zu improvisiren. Es war dies eine Maskerade und zugleich der letzte Ball, der im Prado gegeben wurde. Um Mitternacht erschien ein origineller Maskenzug: voran die Stadt Paris, von Handwerkern und Zimmerleuten gefolgt, dann die übrigen Masken, Pierrots, Harlequine, Colombinen u. s. w., sämmtlich mit schwarzem Flor behangen. Rings umher im Saal wurden alsdann auf Dreifüßen antike Opferschalen aufgestellt, in denen Punsch gemacht wurde; auf ein gegebenes Zeichen verloschen die Lichter und der Rum in den Schalen wurde angezündet. Hierauf ein Rundgesang, ein feierlicher Rundtanz, und die Stadt Paris schlug mit ihrem Hammer den ersten Stein aus der hintern Saalwand, die dann auch nach wenig Minuten vollständig demolirt war. Darauf zog sich Alles still zurück: das Opfer war vollbracht. Die Polizei ließ den Scherz ruhig passiren und hat vermuthlich den Punsch mit austrinken helfen. Wäre aber der Commercienrath dagewesen, er hätte wirklich Recht gehabt, wenn er an jenem Abende von Höllen- und Teufelswirthschaft gesprochen.

Doch meine Erzählung gehört schon einer fernen Vergangenheit an. Jetzt erhebt sich auf dem Platze, wo früher der Prado gestanden, ein gewaltiges schloßähnliches Gebäude, das Handelsgericht, ein würdiges Seitenstück zu dem Palais de Justice gegenüber. Ringsumher ist Alles frei und sauber geebnet, Rasenplätze und Gartenanlagen treten hervor; noch ein paar Monate und Paris ist um einen freundlichen, geschmackvollen Square reicher geworden.

Und nun der letzte, der ernste Gegenstand, den die Insel einschließt; ein Gebäude, niedrig

und klein, düster, schwarz und unheimlich: die Morgue. Die offene Halle im Erdgeschoß, ohne Thore, denn das Haus des Todes steht immer offen, ist durch ein starkes, weites Gitter in zwei ungleiche Hälften abgetheilt, die größere Hälfte für das Publicum, die kleinere hinter dem Gitter für die aufgefundenen Leichen, die dort ausgestellt werden. Vorzüglich sind es die Körper der Ertrunkenen und Selbstmörder, aber auch der Ermordeten, die man dahin schafft. Ach! der Raum hinter dem Gitter wird nie leer, und oft ist in der langen Doppelreihe kaum ein Platz unbesetzt. Ueber den Leichen werden die Kleidungsstücke aufgehängt, in denen man sie gefunden und die vielfach als Erkennungszeichen dienen. Das Publicum, das neugierige, das schaulustige, strömt ab und zu: Herren und Damen, Blousenmänner und Arbeiter, alte Weiber und Kinder — unter der Menge vielleicht der Mörder selbst, den ein unbegreifliches Etwas wie willenlos hintreibt, sein Opfer noch einmal zu sehen — die rächende Hand der Vergeltung.... Ein Blick, ein Ausruf, ein übereiltes Wort verräth ihn, zwei Agenten der geheimen Polizei, die sich hier absichtlich versteckt haben, ergreifen ihn; er verwirrt sich mehr und mehr, er ist geständig: er hat sich selbst der Justiz in die Hände geliefert! Solche Fälle sind schon vorgekommen.

Ist es nicht aber ein Trost, der Morgue gegenüber die prächtige Kathedrale zu finden? Ein Blick auf dies wunderbare Bauwerk, das neuerdings durch einen dreihundert Fuß hohen Mittelthurm verschönert wurde, und das Herz fühlt sich gestärkt und gehoben, voll Zuversicht und Hoffnung. Die Morgue soll übrigens auch demnächst abgebrochen und auf einen kleinen Brückenkopf hinter Notre Dame .... verlegt werden; wenn der Leser dieses liest, ist es bereits geschehen. [15]

---

7. Fontainebleau.

[Lebende Bilder aus dem modernen Paris.]

Die Fremden, die nach Paris kommen, gehen eigentlich nur selten nach Fontainebleau, die Engländer ausgenommen, die bei ihrem instinctmäßigen Sinne für Naturschönheiten schon daheim, oder auch unterwegs, irgendwo gelesen oder gehört haben, daß eine Reise nach Fontainebleau äußerst lohnend ist; denn eine Reise ist es allerdings. Man muß auf zwei oder drei Tage rechnen, will man, wenn auch nur flüchtig, alles Sehenswerthe besuchen.

Von dem Schloß reden wir heute nicht, obwohl das kaiserliche Hoflager wieder nach Fontainebleau hinausgezogen ist. Ueberall stehen die hohen Bärenmützen hinter den Gitterthoren, und mit ängstlicher Strenge werden die Eintretenden gemustert und müssen eine zwei- und dreifache Controle passiren, bevor man sie in das Allerheiligste hineinläßt. Der Kaiser, so populär man ihn auch nennt, was er vielleicht selbst glaubt, ist doch dahin noch nicht gekommen, was alle französischen Könige vor ihm gethan, nämlich Thor und Thür seiner Lustschlösser offen zu lassen zum freien Aus- und Eingehen für Jedermann. Er folgt auch hierin dem Beispiel seines Oheims, der sich ebenfalls abschloß und stets Eisengitter und Soldatenreihen zwischen sich und sein „treues Volk" zog. Alle Wachen im Schloß haben scharfe Patronen, und wenn man seine Verwunderung darüber ausspricht, so erhält man einfach zur Antwort, das sei einmal so hergebrachte Sitte und habe im Grunde weiter nichts zu bedeuten. Diese Erklärung verhindert allerdings Keinen, das Seinige darüber zu denken.

Fontainebleau selbst, ganz wie Versailles, eine langweilige, todte Stadt, wird natürlich nach Ankunft des Hofes sofort und wie auf einen Zauberschlag verwandelt; aber diese Wandlung hat so viel Gemachtes und Gezwungenes, daß sie keineswegs einen wohlthätigen Eindruck hervorbringt. Es sieht allerdings aus, als hätte man ein Stück der elyséischen Felder oder des Bois de Boulogne in die lange und breite Hauptstraße der Stadt hineingeworfen, so viel Equipagen, Gardeoffiziere zu Pferde und sonstige feingekleidete Herren und Damen sieht man hin- und herreiten. Aber Alles zieht dem Schlosse zu, ohne auch nur rechts oder links umzuschauen und ohne von den Bewohnern, die, wie alle Kleinstädter, bei jedem rollenden Wagen, bei

jedem galoppirenden Pferde mit neugieriger Hast an die Fenster und Hausthüren laufen, die geringste Notiz zu nehmen. Die schönen und zahlreichen Gasthöfe stehen sogar zumeist leer, denn die Fremden, und vorzüglich die Gäste aus den umliegenden Departements, verschieben immer ihren Besuch bis zur Abreise der Majestäten, da Schloß und Park erst dann wieder dem Publicum geöffnet sind.

Wir verlieren und versäumen mithin nichts, wenn wir der Stadt, dem Schloß und allem Uebrigen (sogar den Majestäten!) den Rücken kehren und sofort in den Wald hineinfahren, etwa nach Franchard oder nach Barbizon, um ein reizendes Miniaturbild der sächsischen Schweiz oder des Harzgebirges zu sehen. Mit diesem doppelten Vergleich scheint uns das Eigenthümliche und Interessante des großen Waldes von Fontainebleau recht gut bezeichnet, der wirklich dadurch zu einer geologischen Merkwürdigkeit wird. Das Seine- und Marne-Departement, in welchem Fontainebleau liegt, ist nämlich flach und eben wie ein Teller, nur hie und da begrenzen sanfte Höhen das Flußbett der Seine, die in den mannigfaltigsten Krümmungen durch Wiesen und Kornfelder und immer wieder durch Wiesen und Kornfelder hindurchfließt; ein anmuthiges, aber einfaches und bescheidenes Bild. Kleine Städte und Dörfer überall in der Landschaft zerstreut, manchmal auch schon der hohe Schornstein einer Fabrik, wenigstens nach Paris hin, auch größere und kleinere Landhäuser und überhaupt regeres Leben, was Alles die Nähe der gewaltigen Metropole verkündet.

Die Dampfwagen der lyoner und marseiller Bahn, der bedeutendsten Eisenbahn Frankreichs, brausen unaufhörlich hin und her und geben dem Bilde das nöthige moderne Leben.

Aber Fontainebleau mit seinem Walde ist eine ganz andere Welt. Wenn es nicht profan klänge, so möchte man sagen, daß der Schöpfer, als er die Vogesen, den Jura und die Pyrenäen geformt, hier am Seineufer den Rest seiner Felsen und Berge niedergelegt und dort für die Dauer des Erdballs gelassen, so seltsam und gewissermaßen unerklärlich ist dieses Phänomen. Die ganze weite Provinz ist tiefliegendes Flachland, das sogar deshalb oft im Herbst den Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, — hier auf einmal Berg und Thal, Felsschluchten und Granitmassen, sogar Tropfsteingrotten und Schiefer- und Marmorbrüche. Alles ist auf einen kleinen Raum von kaum vier deutschen Quadratmeilen zusammengedrängt und auch, im Vergleich wenigstens zu wirklichen Gebirgsländern, klein und unbedeutend, hier aber, eben seiner Eigenthümlichkeit wegen, pittoresk und imposant.

Franchard liegt mitten im Walde, im Schatten von fünfhundertjährigen Eichen und Buchen; die sogenannte Clovis-Eiche, die seitwärts von der großen Fahrstraße in einem kleinen Wiesengrunde steht und der man einen besondern Besuch macht, soll sogar über tausend Jahre alt sein. Franchard selbst war zur Zeit des Mittelalters ein Mönchskloster; einzelne Mauerreste sind noch übrig geblieben, die man neuerdings zu einer sehr romantischen Försterwohnung benutzt hat. Gegenüber natürlich der unvermeidliche Restaurant, mit seinem pariser Büffet, weißgeschürzten Kellnern und dem ganzen obligaten Lärm eines Boulevard-Kaffeehauses, dabei theuer und schlecht. Aber — sowie wir aus der Eichenwaldung heraustreten, welch ein Panorama im Osten! Felsen auf Felsen gethürmt, oft in den abenteuerlichsten Stellungen und Formen, tiefe Schluchten dazwischen, manchmal neigen sich die Granitwände so dicht gegeneinander, daß sie nur einen ganz schmalen Durchgang gestatten, und die Crinolinen müssen zurückbleiben und gelangen auf Umwegen nach dem obern Plateau, wo eine gewaltige Felsplatte weit über den Abgrund hinausragt und einen Rundblick bietet, der wirklich einzig in der Art ist.

Links, wie mit der Meßkette abgezeichnet, gehen die Steinmassen senkrecht nieder und die einfachen, stillen Wiesen und Kornfelder beginnen von Neuem; aber vor und hinter uns ein wildes, chaotisches Felsenmeer, durcheinander geworfene hausgroße Granitblöcke; dort glatte, kahle Flächen, welche die Sonnenstrahlen blendend zurückwerfen, hier dichtes Gestrüppe und düstere Tannen und Fichten; sogar das Berggewässer fehlt nicht, das als plätschernde Cascade in die Tiefe fällt und einen kleinen dunkeln See bildet; zur Rechten endlich in seiner ganzen majestätischen Pracht der Eichenwald als Krone des Ganzen. Auf dem Plateau sind Sitze und Bänke angebracht; der Platz ringsumher ist geebnet und mit Birken bepflanzt, die hier in der reinen, frischen Luft recht gut gedeihen.

Schon eine halbe Stunde hinter Franchard ändert sich auf einmal das Landschaftsbild. Die hohen gewaltigen Eichen verschwinden, der majestätische Wald wird zu einem lichten Gehölz,

und an den sorgfältig gepflanzten Bäumen, die nach allen Richtungen lange, wohlgepflegte Alleen mit höchst malerischen Perspectiven bilden, merkt man gar bald, daß man in eine andere und vornehmere Region gekommen ist. „Die meisten jener Alleen sind durch grüngestrichene Barrièren gesperrt, die sämmtlich die eigenthümliche Inschrift tragen: „Promenade du Prince Impérial."

Wir hatten nämlich längst das kleine Gehölz verlassen und waren durch einen herrlichen Buchenwald, der uns fast noch schöner erschien als der Eichenwald von Franchard, auf eine Erhöhung gelangt, die einen meilenweiten Rundblick gewährte, nach allen Seiten hin, über Thäler und Hügel. Alles war dicht bewaldet, nur selten eine kahle Felsenmasse und noch seltener ein lichtes Rasenplätzchen; zu unsern Füßen ein weites, tiefes, kesselförmiges Thal mit schwarzen Tannen bewachsen, nirgends ein Haus oder gar ein Dorf; überall kreisende Habichte, manchmal ein aufsteigender Reiher, dessen geller Schrei die feierliche Stille unterbrach, und am dunkelblauen, wolkenlosen Himmel die blendende Sonne, welche die ganze Landschaft in Glut und Licht tauchte — gewiß, der Anblick war wunderschön und ergriff uns Alle. Wir mußten noch durch die „Wolfsschlucht", eine versteckte Felspartie, wildromantisch und schauerlich wie irgend eine düstere Harzgegend, auch an der „Diebeshöhle" vorüber, tiefe, unterirdische Grotten, die mit einander durch hallenartige Gänge verbunden sind und welche nach dem Volksglauben vor vielen hundert Jahren einer schrecklichen Räuberbande zum Aufenthalt dienten. Jetzt wohnt dort ein alter Invalide, der Krystalle, Marienglas und kleine Stalaktiten verkauft und zugleich als Führer in die Umgegend dient. Wir bedurften aber seiner nicht, denn der schmale abschüssige Waldweg führte uns direct auf Barbizon zu, dessen Häuser wir auch bald durch das Laub schimmern sahen.

Barbizon ist unansehnlich und klein, aber im ganzen Departement, ja bis nach Paris hin berühmt, und zwar eines einzigen Hauses wegen, das noch dazu ein gewöhnliches Bauernhaus und sich äußerlich durch gar nichts von den übrigen Wohnungen unterscheidet. Es ist das Wirthshaus des Dorfes und der alte père Martin hatte auch einen kleinen Kramladen mit seiner Wein- und Bierschenke verbunden. Jetzt ist er lange todt und seine Wittwe ist nachgerade auch alt geworden; aber ihre einzige Tochter ist noch immer nicht verheirathet, obwohl sie unstreitig die beste Partie im Dorfe ist.

„Bis jetzt sind diese Notizen ziemlich gewöhnlicher Art," sagte der Doctor L., als ich ihm dies erzählte. „Ich begreife die hohe Wichtigkeit Barbizons nicht und weshalb man uns schon in Paris gerathen, doch ja auf unserer Tour Barbizon nicht zu vergessen."

Ich antwortete nichts und ließ die Gesellschaft eintreten. Aber kaum befanden sich die Herren im großen Gastzimmer, als von allen Seiten Ausrufe des Erstaunens und der Bewunderung laut wurden. Der Doctor kam zu mir in die Küche gelaufen, wo ich gerade bei der Wirthin unser Frühstück bestellte, und rief mir zu: „Aber da drinnen ist ja ein ganzes Museum, eine vollständige Bildergalerie! in meinem Leben hab' ich so was nicht gesehen. So kommen Sie doch!"

„Sie sagen mir da nichts Neues," entgegnete ich lachend, „ich habe vor zwei Jahren hier einmal acht Tage gewohnt, noch dazu in hochansehnlicher Gesellschaft, oben in Nr. 7, und mein Name steht auch unter den „berühmten Namen" des Hausbuchs. Ich sagte Ihnen ja, Barbizon sei einzig in seiner Art."

Es ist aber an der Zeit, daß wir den Leser über den wahren Sachverhalt aufklären. Der Hochwald von Fontainebleau ist seit undenklichen Zeiten von Malern, vornehmlich von Landschaftsmalern besucht worden. Seine eigenthümlichen Reize erklären dies leicht; Paris ist ohnehin der große Centralpunkt aller französischen und vieler ausländischen Künstler, und Fontainebleau ist wiederum der einzige Ort in der Nähe der Hauptstadt, der Wald-, Berg- und Felspartien, wenn auch nur im Kleinen, so doch in der reichsten und schönsten Mannigfaltigkeit bietet; man müßte denn geradezu in die Vogesen und Ardennen, oder in die Auvergne und in die Pyrenäen reisen. Barbizon ist ferner der Mittelpunkt des Hochwaldes, und schon vor fünfzig Jahren war der Vater des père Martin der einzige Gastwirth im Dorfe. Natürlich kehrten bei ihm die Maler vorzugsweise ein, hielten sich kürzere oder längere Zeit auf, indem sie sich so gut sie konnten logirten, und Barbizon bekam bald in der Künstlerwelt einen gewissen Ruf, den es auch vollkommen verdiente.

Als mit der Restauration der Friede dem zerrütteten Lande wiedergegeben wurde, und als mit dem Frieden eine seiner schönsten Seg-

nungen, die Pflege der Künste, sich überall verbreitete, da bekam auch der Hochwald von Fontainebleau neue und zahlreiche Besucher, und Barbizon wurde während des Sommers nie von Gästen leer. Der père Martin, der Sohn des Alten, hatte bei Uebernahme der kleinen Wirthschaft gar bald gemerkt, woran es fehlte: er setzte eine Etage auf sein Haus, mit zehn bis zwölf kleinen Zimmern, die er einfach, aber sauber möblirte, Bett, Tisch und Stuhl, mehr braucht ja ein Künstler nicht. So war sein „Hôtel" fertig und die Gäste ließen nicht auf sich warten. Im Gegentheil, sie kamen in solcher Menge, daß man kaum den dritten Theil logiren konnte und auf Monate lang voraus Anmeldungen erhielt. Ein paar Jahre später baute der kluge Wirth noch einen „Flügel" an sein „Hôtel", das heißt, er richtete einen Theil der nach dem Hof hinaus liegenden Scheunen wohnlich her, wodurch er noch ein Dutzend kleiner Zimmer bekam, so, daß er zwanzig bis vierundzwanzig „Herren aus der Stadt" logiren konnte. Er fand auch Nachahmer im Dorfe, und in mehreren Häusern machte man Wohnungen zurecht, die auch vermiethet wurden, aber immer erst dann, wenn beim père Martin kein Winkel mehr frei war; und diejenigen, die nicht bei ihm wohnten, gaben sich doch bei ihm in Kost, denn die Küche der mère Martin war sehr geschätzt. Auch die reizende Jeanette, die einzige Tochter des Hauses, that dem Ganzen keinen Schaden, und von gar manchem Maler behauptete man, daß er das Landschaftsstudium bei Seite gelegt und sich nur mit Portraitiren befaßt habe. Aber Alles in Ehren; man konnte der Familie nichts Schlimmes nachsagen, man respectirte sie allgemein; Vater, Mutter und Tochter waren überall im Dorfe gern gesehen, was viel sagen will, denn der père Martin wurde im Laufe der Jahre ein vermögender, ja nach den dortigen Verhältnissen ein reicher Mann.

Er hatte auch bald die Ehre, sein Portrait und das seiner Frau im großen Gastzimmer aufzuhängen, und zwar von Meisterhand gemalt. Der berühmte und unvergeßliche Delacroix, der sich einige Monate im Wirthshause zu Barbizon aufhielt, um Naturstudien für seine großen Gemälde in Versailles zu machen, überraschte eines Morgens das Ehepaar mit diesem Geschenk, für das jetzt eine Galerie viele Tausende bieten würde. Damit war die Losung gegeben. Jeder Maler wollte ein Andenken hinterlassen und, durch Eigenliebe und Rivalität gereizt, etwas Gutes und Schönes liefern. In wenigen Jahren füllte sich das Gastzimmer mit Gemälden der ersten französischen Meister. Bald wurde der durch die Wände gebotene Raum zu klein und die Künstler benutzten nun die hohen Eichenschränke, aus denen das Mobiliar bestand, nicht minder die Thüren und Fensterbrüstungen, auch die Gypsdecke und endlich Tische und Stühle, kurz, jede große und kleine Fläche, die sich ihnen barbot. Auf diese Weise entstand nach und nach eine Bildergalerie, so interessant und originell, wie wohl kaum eine zweite irgendwo auf der Welt existiren mag. Die Schlacht auf der einen Schrankthür ist von Horace Vernet, die tanzenden Odalisken auf der gegenüberliegenden Wand von Diaz, die prächtige Eiche am Fenster von Decamps, dem jüngst Verstorbenen und so tief Betrauerten; der Hundekopf auf der untern Füllung der Stubenthür (so „bellend ähnlich", wie der Doctor B. sehr richtig bemerkte) von Rosa Bonheur, die unter Wolken und Engeln schwebende Madonna an der Gypsdecke von Ingres, das Erntebild auf der rechten Seite des Büffets von Robert, die Mondscheinlandschaft zur Linken von Maissonnier u. s. w. Man könnte einen ganzen Catalog von all den Bildern liefern und zwar stets mit den ersten Namen Frankreichs darunter. Manchmal sind es nur Skizzen oder flüchtige Pinselscherze, oft auch ein guter oder schlechter Künstlerwitz, von der Laune des Augenblicks dictirt und beim Nachtisch nach einer lustigen Mahlzeit, oder Abends bei einer noch lustigern Punschbowle hingeworfen, aber Alles originell und sehenswerth, vorzüglich wenn ein Freund des Hauses oder die Wirthin selbst die verschiedenen Umstände und Zufälle erzählt, unter denen dieses oder jenes Bild entstanden ist. Zuletzt, denn der Raum wurde immer beschränkter, nahm man zu den innern Fensterladen seine Zuflucht; auch das Kamin, nach der dortigen Landessitte glücklicherweise von Holz, wurde nicht vergessen, und rings auf dem Spiegelrahmen malte ein geschickter Blumenmaler die reizendsten Guirlanden. In neuester Zeit ist das kleinere Zimmer zur Linken in Angriff genommen und wird in wenig Jahren gewiß eben so reichhaltig und anziehend werden.

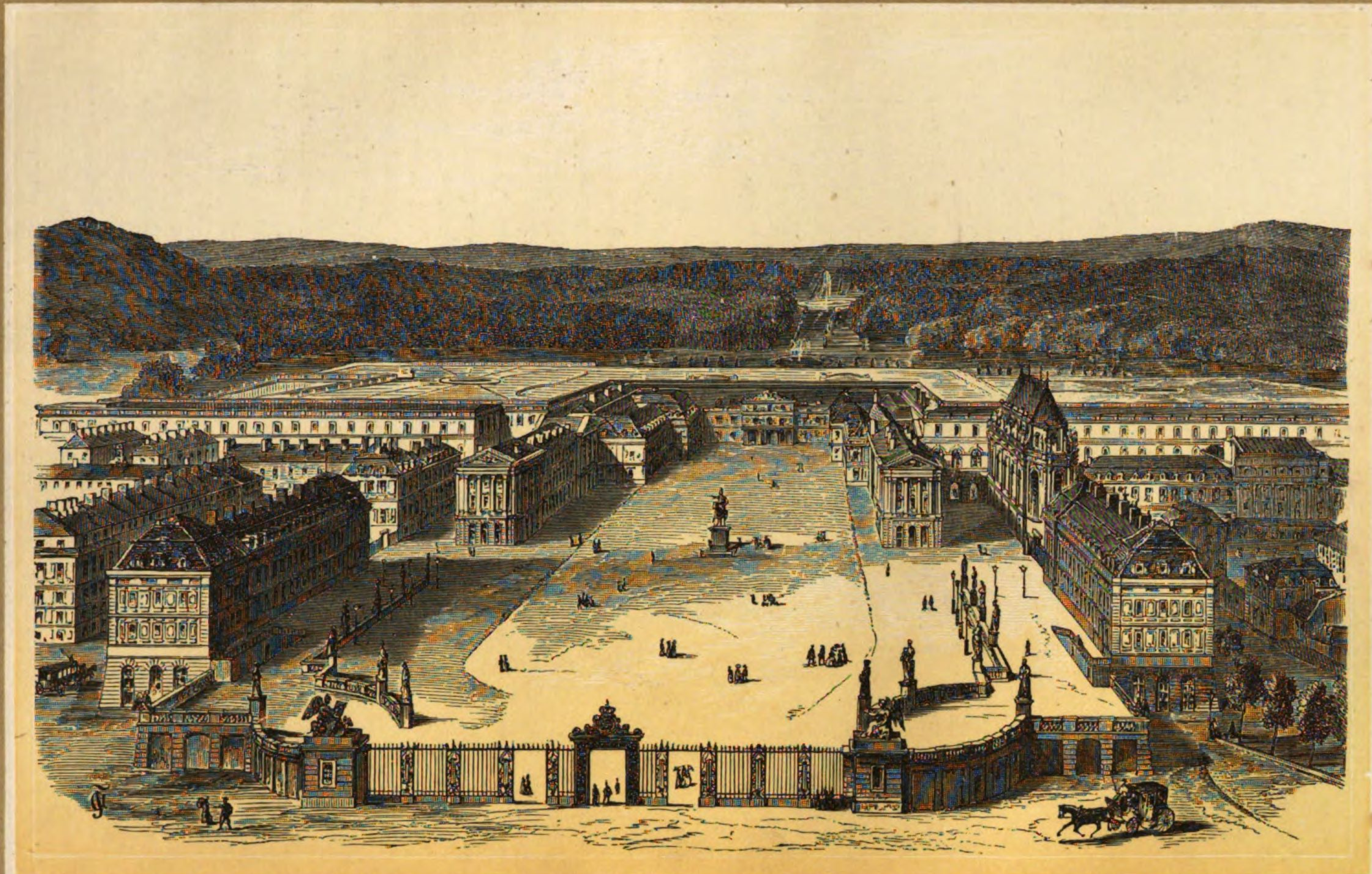
Der Leser begreift jetzt die wohlverdiente Berühmtheit Barbizons, das gewiß längst zu einem Ausflugsorte für alle Pariser geworden wäre, wenn es nicht eben so weit von der Hauptstadt entfernt und noch dazu eben so versteckt im

großen Walde läge. Aber beklagen wir das nicht. Im Gegentheil, das Häuschen der mère Martin würde an Reiz und ländlicher Unmittelbarkeit sofort verlieren, wenn es im Bois de Boulogne oder in St. Cloud stände. Wir sagen dies deshalb, weil in der letzten Zeit der Besitzerin die großartigsten Anerbietungen gemacht wurden, ihr „Hôtel“ mit seinem ganzen Inhalt zu verkaufen. Pariser Speculanten wollten es abbrechen und irgendwo in Paris selbst oder in dessen nächster Umgebung wieder aufbauen lassen, natürlich ganz getreu und in allen Details eben so, wie es augenblicklich im Walde steht. Die würdige Frau, schon aus Pietät gegen ihre Familie und auch wohl aus Vorliebe für ihr einfaches Stillleben, hat bis jetzt alle derartigen Vorschläge zurückgewiesen; was freilich nach ihrem Tode die Tochter thun wird, ist ein Anderes. [15]

8. Versailles.

[H. Hettner.]

Jules Hardouin Mansart hat diesen Palast erbaut. Der König hatte keine Freude am Louvre; dieser liegt mitten in der Stadt und rings um ihn lärmt und wogt das Volk, von welchem der Selbstherrscher sich in stolzer Unnahbarkeit abtrennt. In sandiger und wasserloser Gegend errichtet der König sein Schloß; es ist, als habe er Allen eindringlich sagen wollen, daß selbst der Eigensinn der Natur sich beugen müsse vor der Uebermacht königlicher Laune. Vorn am Eingang des Schlosses die mächtige Statue des Königs, dann weite Vorhöfe, zuletzt das Schloß selbst mit seiner gewaltigen Westfaçade, die das eigentliche Versailles ist. Welche gebieterische Großartigkeit der Massen! Der langhingestreckte Bau nimmt einen Raum von beinahe zweitausend Fuß ein. Das in der Mitte weit vorspringende Hauptgebäude kündigt sich sogleich als der Sitz und Schauplatz des königlichen Herrn an; jeder Stein predigt, daß hier die Majestät wohnt; die beiden Seitenflügel weichen ehrerbietig bescheiden zurück. Treten wir in das Innere des Palastes selbst ein, in diese hohen, prächtigen, unermeßlichen Räume, so erzählen die farben- und gestaltenreichen Deckengemälde Lebrüns mit pomphafter Ruhmredigkeit von allen Großthaten, welche in den zahllosen Kriegszügen den Ruhm des Königs verherrlichten und ihn zum mächtigsten aller Könige machten. Der ganze Olymp wirft sich ihm zu Füßen; die Mythologie ist nichts als eine großartige Allegorie auf die Macht und Weisheit des Königs. Deutschland, Holland, Spanien, selbst Rom beugen demüthig ihre Kniee. Nirgends aber erscheint die Personification Frankreichs, denn Frankreich ist der König selbst, sowie auch auf den großen Schlachtenbildern nicht das Heer, sondern nur der König und an seiner Seite höchstens der große Condé erscheint, denn dem König, nicht dem Heer gehört der Ruhm. Und an das Schloß schließt sich der weite und breite Park, die große Schöpfung Lenotre's. Aus den Fenstern seines Schlosses sieht der König nur sich selbst; der Park ist so weit als der Horizont, dem Auge jede fremdartige Umgebung entrückend. Die langen, gradlinigen, sandbestreuten Wege, die hohen scharfgeschnittenen, abgezirkelten Laubwände und winkelrechten Wiesenteppiche, die gekünstelten Grotten und Verstecknisse, die reichen Wasserkünste, die zahllosen Statuen, die wieder nur die allegorische Verherrlichung des Königs und seiner Liebe und Laune sind, bringen auf jeden Schritt und Tritt zu eindringlicher Anschauung, wie selbst die trotzige Ungebundenheit der Natur, Zucht und Regel annehmend, die freudige Selbstbescheidung und Unterwerfung als unverbrüchliches Gesetz weiß. Noch heut, wenn wir in diesen Baumgängen auf- und abwandeln, umschwebt uns fortwährend die unabweisliche Erinnerung des mächtigen Königs. Es ist, als sähen wir ihn mitten in seiner herausfordernden Pracht und Herrlichkeit, wie ihn Berenice im Trauerspiel Racines schildert; aber auch hier zeigt sich inmitten alles Glanzes das Gemachte und Gekünstelte, die innere Leere. Jene gewaltigen Massen des Palastes, welche bei dem ersten Anblick überraschen, wie kahl und ermüdend sind sie bei längerer Betrachtung! — Dieser Baustil hat weder die geharnischte burgartige Ge-



VERSAILLES.

drungenheit des florentiner Palaststils, denn die Majestät, welche hier wohnt, bedarf im sicheren Besitz ihrer Macht fortan keiner schützenden Bollwerke, noch hat dieser Baustil die schönheitsvolle Heiterkeit der römischen Paläste, denn hier wohnt nicht die reine und freie Menschlichkeit, welche die beste Zeit der italienischen Renaissance auszeichnet; er hat nur prunkende Kolossalität ohne tiefere gedankenvolle Gliederung, denn hier wohnt nur die steife und kalte Vornehmheit, die prunkende Macht, welche sich die Allongeperücke aufsetzt, um durch die langwallenden Locken jupiterähnlich zu werden, und welche in dieser lügnerischen Hoheit alle gemüthvollen Regungen unter die tödtende Gleichförmigkeit der Etikette zwängt. Dieser unerquickliche Eindruck wird gesteigert durch die Unnatur des Parks, der nur wie ein grüner Salon erscheint und, aristokratisch durch und durch, uns keinen Augenblick die beengende Nähe des Königs vergessen läßt. Und auch die Plastik und Malerei sind arm in der Erfindung und theatralisch in der Ausführung; ja sie sind es auch dann, wenn sie nicht unmittelbar im Dienst des Königs stehen. Zum Theil viel Kühnheit und Geschicktheit des Machwerks; aber überall viel eitle Effecthascherei. [66]

---

9. Neuilly.

[A. Stahr.]

Es war ein schwermüthig grauer Herbstnachmittag, als wir nach Neuilly hinausfuhren. Rechts von der großen Hauptstraße, die gerade aus vom Arc de l'Etoile sich nach Saint Germain en Laie hinzieht, führt eine Seitengasse in mehrfacher Windung abwärts zu dem Schloß und Park von Neuilly, dem Lieblingssitze weiland König Ludwig Philipps. Es war öde und still auf den Gassen. Am eisernen Gitterthor mit den vergoldeten Pfeilspitzen lungerten rothhosige Soldaten des Wachtpostens, der die Trümmer der zerstörten Herrlichkeit bewacht. Der Concierge des Eingangspavillons forderte unsere Pässe, begnügte sich aber mit der Versicherung, daß wir Fremde seien. Vous verrez de belles choses! sagte er mit schwermüthigem Gesichtsausdrucke, als er uns den Weg nach dem Schlosse zeigte.

Nichts in Paris hatte mich bisher daran erinnert, daß hier vor wenigen Jahren der Orkan einer welterschütternden Revolution getobt und eine Dynastie von Frankreichs Boden wie Spreu von der Tenne gefegt hatte. Erst hier in Neuilly ward mir dieser Eindruck. Sie haben gute Arbeit gemacht diese Banden der Incendiaires vom 28. Februar 1848. Eine einzige Nacht genügte, um diesen Prachtbau und all seine liebliche Herrlichkeit in die grausen Trümmer zu verwandeln, deren Anblick uns jetzt das Herz erstarren machte. Man hat seitdem die Brandstätte gereinigt, und die Ruinen mit ihren steinernen Säulen und Portalen, mit den nur hier und da rauchgeschwärzten Steinwänden, den sauberen Stuccaturen, dem Marmorgetäfel der Nischen und Fensterbogen, erinnern überraschend an Pompeji's aufgegrabene Reste, und namentlich an die Villa des Freigelassenen auf der Gräberstraße der verschütteten Stadt. Man könnte glauben, auch diese Räume seien frisch aufgegraben; so wenig Feuerspuren zeigen sich an den Säulen und Pfeilern, Mauern und Wänden des länglichen Vierecks, dessen sorgfältige, saubere Arbeit erst jetzt, entblößt von jeder schmückenden Verhüllung, in ihrer ganzen vollendeten Schönheit sichtbar ist. Wunderbar! So nah ist uns noch die Zeit des Februar 1848, und hier wird sie plötzlich für die Phantasie in weitentlegene Ferne entrückt. Denn schon hat die Natur Besitz genommen von den Räumen, in welchen Luxus und Kunst des Jahrhunderts sich zu üppigster Blüte entfalteten. Hohes Gras wächst auf dem Boden der Prunkgemächer des zerstörten Königshauses. Gestrüpp umwuchert die Pfeiler, Rankenwerk schlingt sich auf zu den Säulen und rothblühender Mohn und gelbe Königskerzen wiegen sich in den Zimmern und Sälen, in welchen vor wenig Jahren noch über persischen Fußteppichen der Beherrscher des stolzen Frankreichs wandelte, nachdenkend über Planen der ewigen Befestigung seines Herrschergeschlechts! Auf die ausgebrochenen Trottoirs vor den Fenstern ist das geschmolzene Glas der prachtvollen Spiegelscheiben niedergeflossen und hat einen glänzenden Fußboden gebildet. Am

Fuße eines Altans, dessen Säulen nur noch Reste des zertrümmerten Gebälks tragen, spendeten zahlreiche blaßrothe Herbstrosen ihren süßen Duft.

Es war ein unglaublich melancholischer Anblick. Die dichtverschlossenen Thüren und die mit Jalousien vergitterten Fenster der erhaltenen Seitenflügel vermehrten noch das Schwermüthige des Gesammteindruckes. Ueberall sind die stattlichen Eisengitter zerbrochen, die eisernen Pfeiler der Laternen zerschlagen, die Statuen an den Treppen zertrümmert, nur ein paar Sphinx-Kolosse schauen fragend aus dem dunklen Grün des Buschwerks hervor. Wer löst ihr Räthsel, das Räthsel der Geschichte Frankreichs und der Menschheit? Der Kluge der Klugen, Ludwig Philipp, der es errathen zu haben wähnte — wo ist er jetzt? Sein müdes Gebein schläft den ewigen Schlaf im Lande der verbannten Könige Frankreichs.

Die hintere Seite des zerstörten Baues schaut mit einem stattlichen Säulenvorbau auf einen weiten grünen Platz, umgeben von den mannigfaltigsten Baumgruppen, deren schon herbstlich gefärbtes Laub regungslos in schwüler Herbststille niederhing. Drei ungeheure Trauerweiden gerade gegenüber dem Säulenportale, mit ihren tief zur Erde niedergebeugten Zweigen, sind wie eine Elegie auf diesen Graus der Zerstörung, der jetzt überall aus den hohlen Augen der marmorbekleideten Fensternischen blickt. Ueber das halbeingestürzte Dach des Pavillons, am äußersten Ende des Schlosses, hing der zusammengebogene Blitzableiter nieder in die Trümmer. Diesen Blitz des Himmels abzuwehren, war er nicht stark genug!

Neuilly ist ein Wallfahrtsort geworden für die Freunde des gefallenen Königshauses. In den zahlreichen Inschriften, welche, hie und da mit Kohle oder Blei hingeworfen, Wände und Säulen bedeckten, sprach sich ein Stück französischer Geschichte der Gegenwart aus. Meist waren es Gegner der Republik, welche hier ihrem Herzen Luft gemacht hatten. Es ist nicht meine Weise, mich um die Inschriften zu kümmern, mit welchen besuchende Touristen alle Art Monumente und Denkstätten zu verunzieren pflegen. Hier aber war es anders. Hier standen keine Namen und Datums-Anzeigen, wohl aber namenlose Klagerufe und mancher wilde Racheschrei verzeichnet. Eine poetische Inschrift lautete in festen schönen Zügen:

Sanguinaires Republicains,
Admirez votre ouvrage!
Et que tous les humains
Déplorent un tel outrage!

Eine andere fragte vorwurfsvoll:

Est-ce aussi une gloire pour la France?

Noch eine andere:

Qu'est la liberté, l'égalité et la fraternité?

Hier forderte eine dritte auf: Passants, admirez les hauts faits de la république. Während eine vierte und fünfte im bourgeoisen Sinne die „Propriétaires" in diesen Trümmern ihr eignes Schicksal lesen hieß: Propriétaires, c'est le sort qui vous attend! und weiterhin die Socialisten à la Louis Blanc ihr Urtheil empfingen in der Inschrift: Français! jugez des socialistes à leur premier oeuvre!

In den Gärten und Höfen um das Schloß sieht es furchtbar öde aus. Aus den grün angestrichenen eisernen Kübeln und Vasen sind die Orangenbäume und Ziergewächse verschwunden, und Unkraut wuchert an ihrer Statt in den prachtvollen Behältern. Die Laubengänge sind zerbrochen, die Spaliere niedergerissen, aber die ewige Natur grünt ruhig fort an den zur Erde liegenden Trümmern. Ich hätte gern ein Trümmerstück zum Andenken mitgenommen. Ein Anschlag verbot jedoch, das Innere der Ruinen selbst zu betreten. Eine junge Frau mit einem Kinde auf dem Arm, das Weib irgend eines ehemaligen Schloßbeamten, schenkte mir ein Stück Marmor aus dem Arbeitszimmer Ludwig Philipps, das sie aus den Trümmerhaufen im Innern vorsuchte. Es wird das merkwürdigste Besitzstück sein, das ich aus Paris mitnehme. [154]

10. Die Haiden von Medoc.

[Elisée Reclus.]

Kaum hat man Bordeaux verlassen, so findet man sich in einer unabsehbaren Ebene, die bis zum äußersten Horizont mit wilden Pflanzen bedeckt ist. Man verliert sich in der trostlosen Oede, wo auf unbegrenztem Raum kein Zeichen uns die Anwesenheit eines Menschen verräth. Ueberläßt man sich in dieser wüsten Fläche dem Zufall, so läuft man Gefahr, tagelang durch Busch und Moor wandern zu müssen, ehe man auf eine armselige Hütte trifft, welche vielleicht von einigen Unglücklichen bewohnt ist, die der Fieberfrost schüttelt. Kleine von den Insassen bebaute Oasen verbergen sich hie und da am Ufer der Bäche; aber der größte Theil der Bevölkerung besteht aus wandernden Hirten, die ihre Schafheerden vor sich hertreiben. Die Aehnlichkeit der französischen Haiden und der Steppen des Orients ist so groß, daß man, ohne der Verschiedenheit des Bodens und Klimas Rechnung zu tragen, mehrfach versucht hat, das Kameel in diesen Gebieten zu acclimatisiren, die sich südlich von Bordeaux ausdehnen.

Diese Haiden umfassen nicht blos das Departement gleiches Namens fast ganz, sondern auch noch halb Gironde und den äußersten Winkel von Lot und Garonne. Außerdem könnte man noch einige Theile der subpyrenäischen Departements und gar von Saintonge nördlich vom Aestuar der Gironde hinzufügen. Ungerechnet die sporadischen Haide- und Ginsterflächen und die Wald- und Culturstriche gab man 1860 das Gebiet zu 120 □ Meilen an. Von diesem beträchtlichen Raume nehmen die Haiden von Medoc 15 □ Meilen ein. Sie sind vom Ocean, der Bai von Arcachon, der Eisenbahn, die von Bordeaux nach Teste de Buch führt, und von der Gironde begrenzt. Als ein altes Meeresbette während einer früheren Erdperiode bilden die Haiden von Medoc eine Art dreieckiges Plateau, das, in der Mitte wie die Schale einer Schildkröte gewölbt, sich einerseits nach der Gironde, andererseits nach den Strandseen sanft abdacht. Die mittlere Erhebung dieser Flächen über dem Meeresspiegel beträgt etwa 40 Meter.

Seit einigen Jahren hat die Arbeit der Menschen viel geleistet, um dieses einst so vernachlässigte wüste Bereich wieder zu erobern; aber noch an vielen Stellen zeigt sich die nackte Steppe in ihrer erhabenen und düstern Majestät dem einsamen Wanderer, der sie auf gut Glück durcheilt, sei es um ein Wild zu erlegen, sei es um fern vom Geräusch der Menschen durch die Oede zu schweifen. Das Land entbehrt zwar der wechselnden Scenerie, und doch ist ihm eine gewisse Größe, ja selbst ein gewisser Reiz nicht abzusprechen. Ringsum bis zur einförmigen Linie des Horizonts sieht man nichts als einen unermeßlichen Wald von Buschhaide und andern Eriken, die sich etwa 1—2 Meter über den Boden erheben. Zur Zeit der Blüte spielt ein leichtes Rosa in das reizende Grün, doch starren daneben eine Menge von Haidebüschen so blätterlos und schwarz empor, als wären sie vom Feuer versengt. Höher hebt sich das Farnkraut vom Boden und erfüllt die Luft mit durchdringendem Geruch. Weiterhin kommen dann die Ginsterfelder, die während der Frühlingsblüte die Fläche wie mit einem goldenen Schleier verhüllen. Moose, Gräser, Brombeerstauden wachsen an den Wegen. Seerosen und andere Wasserpflanzen ruhen auf dem trüben Spiegel der Lagunen. Binsen und Riedgräser schießen aus dem lockern Boden der Wasserpfützen hervor. Das ist Alles. Kaum unterscheidet man am äußersten Horizont den bläulich grünen Saum eines Kiefernwaldes.

Tiefe Stille herrscht in diesen unbewohnten Räumen. Beim Auf- und Untergang der Sonne erheben die Haide- und Waldvögel ihren Gesang; aber am Tage vernimmt man nur das ewige Kreischen der Grille, welche mit einer solchen Monotonie sich hören läßt, daß das Ohr sich daran gewöhnt und es nicht mehr empfindet. Der düstere Ernst der Fläche erinnert an den Ocean, und wenn der Nebel die Ferne verschleiert, könnte man sich leicht auf eine Sandbank versetzt fühlen, die von den Wogen umspült ist. Andere Umstände vermehren diese Täuschung noch. Auf der horizontalen Steppenfläche reicht wie auf dem Meere ein Blick auf die Kreislinie des Horizonts hin, um sich von

der Kugelgestalt der Erde zu überzeugen. Wenn auch der Blick schrankenlos über die grüne Haidedecke hinschweift, bleiben doch die Mauern der Häuser und die Stämme der Föhren, die am Raude der Ebene sich erheben, wegen der Wölbung des Bodens verdeckt. Man bemerkt nur die Dächer und Gipfel, bis sich dann, je näher man kommt, Mauern und Stämme erheben, ebenso wie man auf dem Meere zuerst Mast und Segel und später den Rumpf des Schiffes gewahrt. Endlich gewinnt auch hier gerade wie auf dem Ocean das wechselnde Aussehen des Himmels, dem man in den angrenzenden Ländern gewöhnlich nur eine geringe Aufmerksamkeit schenkt, seine ganze Bedeutung wieder und wird das Hauptelement der Landschaft. Die Oberfläche der weiten, regungslosen Steppe senkt sich gegen den Horizont wie die Außenseite eines Riesenschildes und bietet in seiner weiten Ausdehnung nichts, an dem der Blick haften könnte; aber darüber wölbt sich der gewaltige Himmelsdom mit seinen Licht- und Schattenspielen; die allmälige Stufenfolge seiner Tinten vom tiefen Blau bis zum glühenden Purpur, seine Wolken, die sich jagen, zertheilen, wieder ballen, in langen durchsichtigen Streifen hinlagern und zu dunkelgrauen Massen thürmen. Das unendliche Himmelsgewölbe, das fast allein die ganze Landschaft ausmacht, und sich hie und da in den stillen Sümpfen wiederspiegelt, fesselt um so mehr, als man ganz besondere Contraste wahrnimmt. Das Blau des Himmels ist sanft und lichtvoll wie der schönste Azur des Südens, aber die zertheilten, zerrissenen und vom Seewinde in Fetzen aufgelösten Wolken gleichen oft denen in Holland oder in andern nördlichen Ländern. Dieser seltsame Contrast verleiht dem Himmel in diesen Strichen Frankreichs eine eigenthümliche Weichheit und Melancholie.

Die Untersuchungen des Bodens haben ergeben, daß sich unter der dicken Flugsandschicht Kalk- und Mergellager befinden, „alios" genannt, welche kein Wasser durchlassen, so daß während der Regenzeit die Oberfläche der Steppe in einen unermeßlichen Sumpf verwandelt werden müßte, hätte man nicht seit Beginn des Jahrhunderts Sorge getragen, durch Abzugsgräben das Ueberflüssige den Bächen des Innern oder den Strandseen zuzuführen. Jahre mögen vergehen, ehe man bei der großen Macht der Gewohnheit, den geringen Geldmitteln, der dünngesäeten Bevölkerung hoffen darf, dieses wüste Plateau dem Ackerlande einverleibt zu sehen. Abgesehen von einer sehr beschränkten Zahl ehrenwerther Ausnahmen geben sich die Eigenthümer der Haiden durchaus nicht die Mühe, den Boden zu verbessern, sie halten eben alle Cultur für unmöglich bei einem Boden, der abwechselnd von den Winterregen überschwemmt und von der Sommersonne ausgedörrt wird. Nach dem Beispiele ihrer Vorfahren begnügen sie sich damit, magere Schafe zu ziehen, die, wenn sie die Haidebüsche abweiden, mit ihrer Wolle daran hängen bleiben. Man hat berechnet, daß an gewissen Plätzen 4 Hektaren, d. h. ein Landstück, von dem eine ganze Familie leben könnte, kaum für ein einziges Schaf hinreicht. Dazu muß man von Zeit zu Zeit die Weideplätze wechseln. Wenn das Wasser von der Erde verschwunden ist und die Sonnenhitze begonnen hat die Pflanzen zu versengen, so stecken die Haidehirten das Gestrüpp in Brand, um unter Asche und Kohlen neuen zarteren Pflanzenwuchs zu erzeugen. Ist aber der Wind in die Flamme gefahren und hat sie über die weite Ebene gejagt, so hat das zügellose Element schon mehrfach mit der Haide auch die Föhrenwälder verzehrt. Noch vor wenig Tagen verschlang ein Haidebrand zwischen Hourtin und la Canau einen Wald von mehren Quadratkilometern.

Die Steppenschäfer zeichnen sich bekanntlich durch die eigenthümliche Gewohnheit aus, den größten Theil des Lebens auf 1—2 Meter hohen Stelzen zu gehen. In dieser Beziehung stehen die Lanusquets oder Landscots (so nennt man die Steppenbewohner) einzig in der Welt, und irre ich nicht, selbst in der Culturgeschichte da. Auf diesen falschen Beinen überwacht der Lanusquet seine zwischen den Haidebüschen versteckten Schafe von oben, schreitet ungehindert durch die Pfützen, Sümpfe und Moorwiesen ohne Furcht, daß ihn die Ginsterdornen ritzen und die dürren Haideäste streifen, und kann überdies noch einmal so schnell gehen. Ein Forstaufseher, dem ich Glauben schenken darf, hat mir erzählt, er habe in viertehalb Stunden einen Raum von $4\frac{1}{2}$ deutschen Meilen vom Dorfe du Porge bis zur Station Facture durchlaufen; er hat sich allerdings beeilt aus Furcht, den Eisenbahnzug zu verfehlen. Wenn man nun zum ersten Mal in den Haiden eine Gruppe von Stelzenläufern gewahrt, fühlt man sich von einer gewissen Unruhe ergriffen, als ob man Wunder sähe. In ihren Schaffellen, an denen vor Alter die Wolle abgerieben ist, schreiten sie ernst dahin und stricken dabei. So gehts über Haide, Farn und Dorn hinweg, als

ob sie sie kaum berühren. Der Zuschauer bleibt in den Gesträuchen fast vergraben, sie aber scheinen in ihrer ganzen Gestalt auf der Linie des Horizonts zu wandeln. Sie erscheinen um so seltsamer, je näher man sie sieht; denn der gesunden Vernunft zum Trotz kann das Auge, das seine besondere Logik hat, nicht umhin, ihre Stelzen für wirkliche Beine zu nehmen und wundert sich, sie ihre Knie nach innen statt nach außen biegen zu sehen, wie bei andern Menschen. Der große Stock, den sie mit erstaunlicher Leichtigkeit handhaben und der ihnen je nachdem als Balance, Arm und Stütze dient, vermehrt den seltsamen Anblick. In den Haiden von Medoc bedienen sich nicht allein die Schäfer, sondern alle Bewohner ohne Ausnahme der Stelzen; selbst die Kinder scheuen sich nicht, sich auf den „chanquen" des Vaters zu versuchen. Wie die Lebensart der Gauchos in den Laplatastaaten aus diesen amerikanischen Centauren eine Menschenclasse gebildet hat, die sich von allen andern nach Sitte und Charakter unterscheidet, so muß nothwendig auch die Gewohnheit der Lanusquets, einen großen Theil ihres Lebens auf Stelzen zuzubringen, auf die Länge einen beträchtlichen Einfluß auf ihre Sitten ausüben. Es würde vermessen sein, das genau bestimmen zu wollen. Möglich, daß bei den Steppenhirten zu der gewöhnlichen Schäferresignation noch ein ruhiger Stolz, ein spöttischer Skepticismus tritt, sicher aber zeichnen sie sich durch große Kühnheit aus. Manche von ihnen scheinen eine gewisse Scheu vor Fremden zu haben und eilen, wenn sie einen Reisenden auf sich zukommen sehen, mit weitausgreifenden Schritten davon.

Die Föhrenwälder, die das dreieckige Hochland der Haiden von Medoc rings umsäumen, sind von Harzsammlern bewohnt, welche an manchen Orten noch wahrhaft wild geblieben sind; denn die moderne Civilisation hat sie, wie es scheint, ganz links liegen lassen. Von Jugend auf zu dem Geschäfte des Harzsammelns erzogen, lernt er ebenso leicht wie die Eingebornen Australiens die Bäume erklimmen; er ist ebenso ernst, mistrauisch und schweigsam wie sie. Sein Sprachschatz ist äußerst gering und hat wahrscheinlich nicht mehr als ein paar hundert Wörter aufzuweisen. Seine Wohnung ist sehr oft eine wahre Höhle, aus Baumstämmen errichtet und mit Zweigen bedeckt.

Einige Pächter, die in weiten Zwischenräumen von einander wohnen, bildeten noch unlängst mit den Hirten und Harzsammlern die ganze Bevölkerung der eigentlichen Haiden. Sie bauen Mais, Hirse und an den Abhängen nach den Bächen zu Roggen, wo sie also weder die Trocknis zur Zeit der stärksten Hitze noch das Austreten der Gewässer im Herbst und Winter zu fürchten haben. Ohne Unterricht aufgewachsen, verehren sie gläubig das Gesetz der Ahnen und betrachten Neuerungen im Ackerbau als ein verdammliches Unterfangen. In patriarchalischen Sitten leben sie familienweise oder in kleinen Stämmen von 8—30 Personen unter einem Oberhaupte. Sind mehre Brüder da, so sucht man allen Sonderinteressen durch Theilung der Macht gerecht zu werden. Der Aelteste nimmt die Leitung des Ackerbaues, der Finanzen und der Polizei in die Hand, dafür herrscht die Frau des jüngeren in der Wirthschaft über ihre Schwägerinnen. Stirbt der älteste Bruder, so folgt ihm der jüngere im Regiment, und die Wittwe übernimmt ihrerseits die Leitung des Hauses. Die ziemlich geräumigen, aber sehr niedrigen Hütten der alten Meiereien sind von fern immer durch große Eichen kenntlich, die um so mächtiger erscheinen, als sie in dem flachen Lande vereinzelt sind. Im Schatten dieser Bäume, die ohne Zweifel aus Ehrfurcht vor den altväterischen Traditionen gepflanzt sind, versammeln sich Abends die Pächter. Das Laubdach saugt eine Menge von den übeln Dünsten auf, die von der unbebauten Steppe aufsteigen, aber sie genügen doch nicht, um alle Miasmen zu beseitigen. Die Wechselfieber, „médoquines", sind äußerst häufig und zeigen sich in den hohlen Augen, der fahlen Gesichtsfarbe und den hagern Gliedern, wodurch sich die Bewohner höchst unvortheilhaft von ihren Brüdern in Béarn unterscheiden, die allzeit aufgeweckt, frisch und munter sind. Vor Kurzem war der fünfte Theil der Haideleute von Medoc in den Monaten August und September bettlägerig. Die Harzsammler allein waren in Folge der reinen Luft frei von der médoquine. Eine andere abscheuliche Krankheit, unter dem Namen Pellagre (peau aigre) bekannt, forbert im Lande jährlich viele Opfer. Hände und Füße werden, weil sie mehr als die andern Theile des Körpers dem Wechsel der Hitze, Kälte und Nässe ausgesetzt sind, von einem Aussatz so ergriffen, daß gewöhnlich der Tod erfolgt. Zur Erleichterung oder Heilung können die Kranken nicht aus weiter Ferne, aus der Stadt, einen Arzt holen, sie müssen sich vielmehr mit althergebrachten Mitteln oder den Besprechungen alter Weiber begnügen. Ge-

wöhnlich nehmen sie zum Aderlaß ihre Zuflucht, und selbst wenn sie geheilt sind, lassen sie sich alle Monate 4 Unzen Blut abziehen als einfaches Gesundheitsmittel. In schlimmen Fällen nehmen sie ihre Zuflucht zu den Hexenmeistern von Profession. Die einen, wie es heißt ehrbare Alte, heilen durch magnetisches Streichen und Berühren, nehmen auch keine Zahlung aus Furcht, durch die unreine Berührung des Geldes ihrer Heilkraft beraubt zu werden. Die andern sind Schäfer mit dem bösen Blick, welche magische Kreise ziehen, Haare, Fett und Schwefel verbrennen, den Teufel in cabalistischen Ausdrücken anrufen und sich ihre abscheulichen Ceremonien mit schwerem Gelde bezahlen lassen. Zuweilen gelingt diesen Nekromantikern die Heilung, wo eine natürliche Heilmethode gescheitert wäre; aber wenn der Bauer sich auch von seinem Schmerzenslager wieder erholt, wird er doch Zeit seines Lebens ein Raub des Schreckens bleiben. Er zittert beim Schrei der Eule und des Uhus, er fürchtet sich vor Zauberei und Hexenkünsten und meint wohl gar in seinen Nachbarn oder seiner eignen Familie auf einen Währwolf zu stoßen.

Indeß haben die Haideleute auf der andern Seite wieder den Ruf der Gastfreiheit, aber man muß hinzufügen, daß die Freundschaft wenig Verdienstliches hat, denn die Gelegenheit, sie zu üben, ist äußerst selten; und in einem Lande, wo es keine Herbergen giebt, könnte die Verweigerung eines Nachtquartiers für den Fremden den Tod nach sich ziehen. Und wenn sie auch den Wanderer aufnehmen, zeigen sie sich doch sehr menschenscheu und mistrauisch; und man darf sich darüber nicht wundern, da die Unzugänglichkeit des Landes und ihre Lebensweise dazu beiträgt, sie der Welt zu entfremden. [126]

---

11. Die Pyrenäen.

[Eugen Baron Vaerst.]

Die Hauptschönheit der Pyrenäen liegt nicht in der Höhe und Gestalt einzelner Gipfel, sondern vielmehr in dem Umfang und der Form ihrer secundären Bergketten; die außer aller Proportion zu dem Hauptgebirgsstocke größer und prächtiger sind, als die irgend eines andern mir bekannten Gebirges. Die höchsten Punkte des Pic du midi, des Mont Perdu und des Vignemale zeigen sich zwar in bedeutender Ferne, einer erhebt sich immer stolzer, höher als der andere über seinen Nachbar, dann flacht sich allmälig Alles gegen die Mitte ab; aber die Menge ungeheurer Massen ist bewunderswürdig, überraschend, einzig in ihrer Art. Unübersteigliche Felsmassen, Gletscher, von denen donnernde Lawinen herabstürzen, kahle Schneefelder, so weit der Blick reicht! Ein heftiger Südwind weht fast beständig um die höchsten Gipfel und wirft in der Richtung nach Norden bald ungeheure Eismassen, bald Granitblöcke in die Thäler; ein wild verworrenes Geschrüll rollt ihnen nach und prägt dem ganzen Gebirge einen eigenthümlichen Charakter auf.

Der Pic du midi hat seit uralter Zeit für den höchsten Punkt der Pyrenäen gegolten; seine weit in die Ebene vorgeschobene Lage, seine nicht sehr bedeutenden nächsten Umgebungen haben diesen Irrthum erzeugt. Der Berg stellt sich auch weit imposanter dar, als selbst der Mont Perdu trotz dessen ungeheurem cylinderartigen Haupte. Von der Höhe der südlichen Spitzen des Mont Perdu sieht man nichts als seine Gipfel, steigt man hinab, so versteckt sich der Berg hinter die ungeheuren wildumherliegenden Felsmassen und scheint zwischen den Felswüsten zu ruhen, die selbst den, einen großen Theil des Jahres hier umherziehenden Schäfern unbekannt sind. Der eine sucht Grund und Gipfel des Berges in Frankreich, der andere in Spanien, und die kühnsten Jäger sagen, daß ihn nur der Teufel besteigen könne. Seit man die Berge getauft hat, ist niemals einem derselben ein bezeichnenderer Name gegeben worden.

Der phantastische Vignemale ist, wenn man den Mont Perdu Spanien zutheilt, wohin er auch gehört, der höchste Punkt der französischen Pyrenäen. Er ist weniger ein Berg als eine Masse von Bergen, einer über dem andern; sein ungeheurer Umfang umfaßt vier große Thäler, die in seine Flanken gegraben sind.

Mehrere der schönsten Gletscher liegen in seinen Abhängen; tausend Mannigfaltigkeiten verwirren, fesseln den Blick.

Wenn man die Wiesen unserer Ebenen grün nennt, so weiß ich nicht, wie man die Fluren am Fuße dieser Gebirgsmassen und an den einzelnen Abhängen derselben nennen soll, neben denen selbst die künstlich bewässerte, üppigste Thalwiese grau und fahl erscheint. Weit umher weiden zahlreiche Schafheerden. Die hohen Bergwiesen sind für die Sommerweide an spanische Schäfer vermiethet. In kleinen Sennhütten wohnen diese Halbwilden durch den ganzen Sommer, bis der nasse Schnee fällt, worauf sie mit ihren Heerden in tiefere und immer tiefere Thäler wandern. Auf den höchsten Alpen finden sie die vorzüglichste Weide bis zu einer Höhe von 8000 Fuß. Hohe Eichen bedecken die Thäler und den Fuß der Pyrenäen, sie gedeihen auch auf den niedern Höhen; weiter aufwärts finden sich Kastanienwälder, Buchen bis 4000 Fuß, dann folgt der Ahorn, der Vogelbeerbaum, die Tanne und endlich der Lärchenbaum, der sich auf der Südseite des Gebirges bis zu einer Höhe von 5500 Fuß findet. Zwischen dem Waldgebirge zeigen sich einzelnstehende, auf ihren hohen Regionen ganz baumleere Berge mit fruchtbaren Grastriften. Höher als die Weiden zeigt sich das vegetabilische Leben nur noch in dürftigen Alpenpflanzen und Moos, mit 10,000 Fuß decken nur noch buntfarbige Flechten spärlich die Felsen, welche immer kahler werden, bis sie in ihren höchsten Regionen unter ewigen Schnee- und Eisdecken erstarren.

Gegen Süden sind die Abhänge steiler, als gegen Norden; die Felsen zerfallen dort früher, wo sie weniger von Schnee bedeckt und zugleich den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt sind.

Die Pyrenäen sind die schönsten Grenzen der Welt. Die Gipfel ihrer Berge theilen die Wolken, wie ihre Grundvesten zwei große Meere. Luft und Klima, Erde und Himmel zeigen die von Ewigkeit bestimmten Grenzen, die Scheidewand der Völker. Starre Eisfelder trennen die fruchtbaren Thäler der Garonne von denen des Ebro. Weder Karl der Große noch Napoleon, Niemand hat ungestraft diese Grenzen verkannt. [165]

---

12. Aus den Pyrenäen.

[Gräfin Ida Hahn-Hahn.]

1. Am Gave de Pau.

Dieses Thal ist das schönste, das ich je gesehen, zu keinem Wunsche bleibt mehr Raum. In der Reihe weniger Stunden entfaltet sich hier Alles, was eine Gebirgsgegend in jeder Hinsicht an Naturschönheiten nur möglicher Weise bieten kann. (Semilasso's Weltgang III, 26.)

Das Hochgebirge beginnt bei Lourdes, einem Städtchen, dessen Schloß, kühn und wild auf einem schroffen Felsen liegend, in alten Tagen der Schlüssel der Pyrenäen, die stärkste Festung in Béarn war. Da stürzt sich der wilde Gave de Pau aus den Bergen hervor und ins Land hinein. Er hat eine stürmische, drangvolle Jugend! Von der Rolandsbresche auf der spanischen Grenze kommt er herab, und so in einem Sturz bis Lourdes. In dem lieblichen Thale von Argelès ruht er ein wenig aus.

In Lourdes war Jahrmarkt, und da wir ziemlich lange auf Pferde warten mußten, unterhielt ich mich damit, das Volk zu betrachten, das im Festtagsanzug und in großen Massen beisammen war. Der rothe Capulet*) der Weiber dominirte alle übrigen Farben. Die Männer trugen viel dunkelbraune Baretts, und das Haar darunter ziemlich lang und rund geschnitten, so mittelalterlich. Sie sind nicht ohne Physiognomie, besonders wenn sie sprechen; die Augen werden ihnen dann ganz licht; aber die Züge sind plump, beinahe formlos, und den bestimmten Schnitt, die klare Ausarbeitung eines spanischen Gesichts sucht man vergebens bei ihnen. Vollends bei den Weibern! Das Leben ist schwer in den Bergen, ist ein saurer Kampf um die materielle Existenz, bald mit der rauhen Erde, die wenig hervorbringt und viel Arbeit erheischt, bald mit dem eisernen Himmel, der seine Stürme und Wasserfluten, Ungewitter

*) Halb Capuchon, halb Mäntelchen, über Kopf und Rücken herabfallend.

und Lauinen wüthen läßt. Die Frauen sehen mir alle wie verkleidete Männer aus, so breitschultrig und wie aus einem Stück.

Von Lourdes aus fährt man in dem Bett, welches sich der Gave de Pau zwischen den Felsen gebrochen hat, auf einer guten Chaussee, bald auf diesem, bald auf jenem Ufer. Bei Argelès erweitert es sich zu einem lieblichen Thal. Ganz oben herum stehen die Berge, wild, zackig, hie und da mit Schnee gefleckt; dann kommen andere, deren dunkles Nadelholz die gelbliche, röthliche, bläuliche Färbung der Felsen scharf hervorhebt, dann noch andere mit Viehweiden und Laubholz bedeckt; dann Hügel von Reben überklettert, von Kastanien beschattet, dort ein Kirchlein darauf, hier eine Ruine; endlich der ebene Boden, vom Gave durchrauscht, von zahllosen Bächen durchrieselt, angeweht von frischer Bergluft, angeglüht vom Sonnenstrahle, der von oben herab hineinblitzt, emaillirt von Wiesen, von Baumgruppen, von Dörfern, von einzelnen höchst malerischen, halbversteckten Gehöften, belebt von Menschen, die Heu machen und Holz fällen, von Viehheerden*).

Es war ein heißer Tag, verdeckter Himmel, aber glühende Sonnenblicke, welche zuweilen die Wolken wie Augenlider schwer, langsam, unwiderstehlich hoben. Es ging eine leidenschaftliche Unruhe durch die ganze Natur. In den hohen Bergen donnerte es, aber langsam, in großen Pausen; zuweilen fuhr ein Windstoß von einer Bergspitze herab, die Bäume schüttelten sich, der Gave rauschte hoch auf; dann ward es todtenstill, kein Lüftchen, kein Blättchen regte sich, Alles schwieg in beklemmender, athemloser Erwartung. — Wir fuhren hindurch, unter den Mauern der uralten Abtei von St. Savin und vom Schloß Miramont und Beaucons nach Pierrefitte. — Der Patois des Volks ist mir ganz unverständlich, und im französischen ist die spanische Nachbarschaft unverkennbar. Man sagt ciercle statt cercle, estalle statt stalle.

Die Schlucht, in welcher man stark aufwärts fährt, ist an manchen Stellen so schmal, daß man nichts sieht als den gegenüberliegenden Felsen, und den Gave de Pau nur hört, wie er tief, tief unten braust. Die Chaussee ist von der Felswand abgesprengt und scheint hie und da über dem Abgrunde zu schweben, zuweilen wirft sie sich mit einer Brücke, wie mit einem kühnen Sprunge, auf die andere Felswand hinüber. Wie sieht sie gegen diese ungeheuren Massen anders aus, als ein winziger Fußpfad, und sie ist so schmal, daß die Postillone an gewissen Ausweichpunkten Signale geben oder geben sollen. Es ist eine großartige, stolze Natur! Das Menschenwerk schleicht ganz scheu neben ihr hin; ein Bergsturz, ein Wolkenbruch, ein Orkan kann es in jedem Augenblick vernichten. Zaghaft blickt das Auge in die Höhe, wie in die Tiefe: dort nichts als starres Gestein, in seinen Spalten mit sparsamer frostiger Vegetation bekleidet, hier der Fluß, tobend gegen Klippen getrieben, gegen Felsen wüthend, — dort Erstarrung und Tod; hier ein verzweiflungsvolles Leben.

Endlich mündet diese unwirthbare Schlucht abermals in einem ziemlich weiten Becken, das mir aber nach dem Thale von Argelès nicht sehr reizend schien. In der Mitte liegt der Flecken Luz; von der östlichen Seite kommt der Gave de Bastan aus dem öden Felsenthal von Barèges heraus; westlich liegt die schroffe Bergwand, zu deren Füßen der Gave de Pau rollt und an deren Abhang — wenn man eine mauerartige Schroffheit Abhang nennen darf — eine Reihe von Häusern wie ein weißer Strich sich hinzieht. Die Straße ist ein paar hundert Fuß über dem Gave vom Felsen abgesprengt, auf der Seite nach dem Felsen zu durchgehends, auf der nach dem Abhang zu theilweise mit Häusern eingefaßt; das ist Alles. Geht man bis zum Ende der Straße, so verwandelt sie sich in einen niedlichen Fußweg, der zu einem graziösen Wasserfalle führt, und dann hört auch der auf und Felsblöcke sperren den Pfad. Man muß wieder umkehren. St. Sauveur hat nur einen einzigen Aus- und Eingang.

Ich hatte mir nach den Beschreibungen entsetzliche Mühsale, höchst gefährliche Wege für die ganze Pyrenäenreise vorgestellt; aber ganz unnützer Weise. Die einzige widerliche Unbequemlichkeit ist die bettelhafte Zudringlichkeit der Leute. Führer, Pferdevermiether, Sesselträger, Kellnerinnen, Wäscherinnen umschwirren jeden ankommenden Wagen, werfen ihre Adresse hinein, klettern auf den Wagenschlag, um sich mündlich zu empfehlen, beschwören den Postillon, zu ihren Gunsten zu reden, zanken sich untereinander und machten mir einen unerträglichen Eindruck. Damit so viel Leute wie möglich von dem Fremden Vortheil ziehen, bestehen in St. Sauveur und in Cauterets höchst lästige Einrichtungen. Fordert man im Gasthofe bei der Abreise die Rechnung, so entsteht ein Wirrwarr

*) Ganz ähnlich von Semilasso III, 27 u. 28, S. 46.

ohne Gleichen. Statt einer Rechnung kommt ein halbes Dutzend, denn hier ist ein Gasthof eine Agglomeration von verschiedenen Personen und Interessen; der Zimmervermiether, der Traiteur, der Cafétier haben jeder das ihre geliefert, und ehe man ihre Forderungen beisammen hat, vergeht die Zeit — und die Geduld. — Bei jedem Pferdewechsel wird man von dichten Bettlerhaufen umdrängt, bei jeder Auffahrt eines Berges, wo man genöthigt ist, langsam zu fahren, erklingt die Bettellitanei von Schaaren von Kindern. Seltsam contrastirt damit das Verbot der Bettelei, welches man öffentlich angeschlagen findet.

---

2. Die Wasserfälle des Gave de Pau.

Von Lourdes bis Argelès ist das Bett des Gave ein Felsenthal, und er ein rascher, heftiger grüner Bergstrom; von Pierrefitte bis Luz ist sein Bett eine Felsenschlucht, und er ein brausender, mächtiger, unwiderstehlicher Strom; von Luz bis Gavarnie ist sein Bett ein Felsenspalt, und er ein schäumender, milchweißer Wasserfall.

Die schönste Partie des ganzen Weges ist le passage de l'échelle von St. Sauveur bis zur ersten Brücke über den Gave; da steigen die waldbewachsenen und zerklüfteten Felswände senkrecht 7—800 Fuß tief zu ihm herab; die Ufer scheinen so nah im Vergleich zu der ungeheuren Höhe der Felsen, daß man meint, man könne nöthigenfalls hinüberspringen; zwischen dem Moos und den Bäumen flattern kleine Wasserfälle schnurgerade in die Tiefe hinab; und der Gave macht so scharfe, heftige Wendungen, denen die Felswände trotz ihrer Schroffheit doch haben nachgeben müssen, daß man alle 50 Schritte ein neues Bild, eine neue Ansicht vor Augen hat und jedesmal meint: so malerisch, so großartig, so gebieterisch sei nichts Vorhergehendes gewesen.

Durch den Gebirgskessel beim Dorfe Gèbre fließt nicht nur der Gave de Pau und verwüstet ihn häufig durch seine Ueberschwemmungen, sondern der Gave de Héas, den er hier aufnimmt, und der aus dem See gleiches Namens oberhalb Gèbre kommt, richtet noch ärgere Zerstörungen an. Nicht blos das Schmelzen des Schnees, sondern jeder Regen, jeder Hagelschauer überfüllt das enge Becken des Sees von Héas mit Wasser, das sich dann mit wilden Fluten, und Felsstücke und Gestein fortreißend, in den Gave wälzt, und die spärliche Cultur des Thals von Gèbre zerstört. Dieses kleine, boshafte Ungeheuer von Gave de Héas bildet übrigens hinter dem Wirthshaus von Gèbre einen der reizendsten Wasserfälle, die ich je gesehen. Er treibt sein Wesen ganz für sich, in einer hohen, stillen Grotte; man sieht nicht, woher er kommt und wohin er geht; es ist rund umher kein Raum weder für ihn, noch für sonst etwas, als das kleine Rasenfleckchen, auf dem man steht und ihm zusieht, wie er tanzt — nicht wie er stürzt. Er hat wunderweiche Bewegungen und eine gewisse milde Alabasterfarbe, welche er dem gedämpften Tageslicht und den dichten Gesträuchen umher verdankt.

Gèbre ist ungefähr die Hälfte des Weges nach Gavarnie; bis dahin zeigte sich der Charakter des Hochgebirges von seiner malerischen Seite; jetzt kehrt er die schroffe heraus. Die Wände werden immer kahler und kahler; die Felsen schrägen sich ab, als wollten sie allmälig die Spitze vorbereiten; ab und an blitzt ein Schneefeld aus der Höhe herab, wie ein fremder Stern; eine ungeheure Masse zertrümmerter und seltsam gethürmter Felsblöcke, le grand chaos (in der Sprache des Volkes la peyrada), erzählt von ungeheuren Convulsionen, welche in den Urzeiten diese Giganten erschüttert haben. Die Wasserfälle von Arroubet und Ossonne bringen Bewegung in diese versteinte Welt. So gelangt man nach dem elenden Dörfchen Gavarnie. Ein weiter Felsenkessel umgiebt es, dessen Hinterwand seiner Halbkreisform wegen das Amphitheater genannt wird; der Gave de Pau fällt aus einer Höhe von 1266 Fuß davon herab, in Thau zerflatternd, wie der Staubbach im Lauterbrunnenthal. Wäre das Wetter günstig gewesen, so hätte ich einen Anblick von seltener Erhabenheit gehabt, denn die Schneeberge der Rolandsbresche und des tours de Marboré sollen in phantastischen Formen von den Mauern und Thürmen über dem Amphitheater sich erheben; doch sie waren mit dichten Nebeln umzogen und schickten gar sturmgepeitschte Wolken voll Regen und Donner zu uns herab. Indessen kam das Gewitter nicht auf und wir gingen zum Amphitheater. Bei solchen Staubbächen ist es natürlich nicht die Masse und die Fülle des Wassers, die überraschen kann, sondern nur ihre unstoffliche Geisterhaftigkeit. Wie ein Hauch, wie ein Flor wehen sie von ihrem himmelhohen Felsen herunter. An dem lindesten Luftzug

brechen sie sich in sanften Biegungen, wölben sich wie zarte Segel, wogen und wallen hin und her, wie Wölkchen im Abendwinde, wie Locken beim Tanz, und gleiten endlich zitternd und geschmeidig bis zum Fuß des Felsens herab, wo sie dann ihr kleines Bett bereitet finden. Der Staubbach von Lauterbrunnen rieselt über einen kleinen blumigen Hügel weiter; die Cascade von Gavarnie muß sich ihren Weg unter Schneebrücken bahnen. Ponts de neige nennt man diese Massen von Schnee, welche wie feste Gewölbe den Boden bedecken, so daß man auf ihnen gehen kann. Aber zwischen den einzelnen Felsen und in ihren Spalten haben große Gletscher sich gelagert, und langsam sickert das Wasser, das sie ausschmelzen, wie eisige Thränen über das Gestein, sammelt sich unten und zieht schmale schwarze Furchen durch den Schnee. Es war ein großartig winterliches Bild, so recht mit der vollen majestätischen Desolation des Winters, der jede selbständige Regung der Natur in Fesseln schlägt und nichts gelten läßt, als sein starres Gesetz. Die Felsen so gleichgültig, der Schnee so kalt, die Gletscher so frostig, der Himmel so grau, die Luft so hart — und der Wasserfall wie ein trüber Traum, nicht zu fassen und nicht zu überwältigen, rastlos vom Felsen gleitend. Das ist Gavarnie am ungünstigen Tage gesehen*). —

3. Der Val de Jéret.

Von Pierrefitte zweigt sich ein Seitenthal des Gave de Pau ab, die Chaussee führt nach Cauterets, anfangs in scharfen Rampen aufwärts und dann immerfort stark steigend in einer ziemlich engen Felsenschlucht. Doch ist sie freundlicher, milder, als die nach St. Sauveur. Schöne Buchen und Linden beschatten den Weg und schmücken die Felswände. Elf Brücken sind in kühnen sichern Bogen über den Gave geschlagen, der unten braust. Die eine heißt Pont de diable, und ein schöner Wasserfall, der von den Gletschern des Pic de Viscoz herabkommt, donnert unter ihr fort. Endlich erweitert sich die Schlucht zu einem Becken, und auf grünen Wiesen, von Wasserfällen umrauscht, von Bächen umrieselt, zwischen zerstreuten Bäumen, 2900 Fuß über dem Meer, liegt der kleine Flecken Cauterets, der jetzt das besuchteste Bad der Pyrenäen ist, und mehr Kranke aufnehmen kann, als Barèges und St. Sauveur zusammen. Sämmtliche 10 Heilquellen liegen aber mindestens eine halbe Stunde vom Flecken und zum Theil auf hohen und steilen Bergen.

Das Thal von Cauterets sieht recht munter aus, hauptsächlich durch die verschiedenen Wasserfälle, die Gruppen von Hügeln und Felsmassen um sich versammeln; doch sie verschwinden alle! alle! vor denen im Thal von Jéret. Da ist der sogenannte Pont d'Espagne, der seine ganze Berühmtheit verdient und der schönste Wasserfall ist, den ich vielleicht je gesehen habe. — Es war ein krystallner Morgen am 21. Julius, der Himmel Azur, das Gebirge Diamant und der Vignemale mit seiner Schneekrone von, ich weiß nicht welchem, unirdischen Lichte bestrahlt. Wer nicht im Hochgebirge gewesen ist, weiß nicht, was für ein reiner Goldglanz um die höchsten Spitzen unserer grauen Erde schwebt, und welcher Verklärung sie fähig ist, und in welchen stolzen edlen Formen sie zum Himmel aufstrebt. — Ich ritt, der Weg ist unausgesetzt sehr steil, doch nicht im Mindesten gefahrvoll. In einer halben Stunde kommt man nach la Raillière; das ist die berühmteste und wirksamste Quelle, über die ein schönes Badehaus mit Marmor bekleidet und mit 24 Badezimmern erbaut ist. Von der Terrasse präsentirt sich der Wasserfall von Laitour sehr gut, der im Hintergrunde das Thal von Cauterets schließt. Nun biegt man mit einer plötzlichen Wendung in den Val de Jéret hinein und hier stürzt einem dessen Gave in ununterbrochenen Cascaden über ungeheure Felsblöcke ganz außer sich entgegen. Solche Vehemenz habe ich nie gesehen! Fall auf Fall, und einer immer senkrechter als der andere! Wie der Blitz die Wolke zerspaltet und dann in ihr verschwindet, so reißt sich der Gave durch die Felsblöcke durch, und schießt in die Tiefe hinab, so daß er momentan dem Auge verborgen bleibt. Aber da muß er untergehen — denkt man. Mit Nichten. Da unten faßt er sich, sammelt sich, schickt als Gruß, als Beweis seines Lebens eine flimmernde Wolke von Thau und Nebel herauf, und kommt wie ein Taucher aus der Tiefe, ungebrochen und muthvoll zu neuem Wagniß, wieder zum Vorschein.

*) Die Beschreibungen des Amphitheaters sind unbegreiflich übertrieben, die Schweiz hat dergleichen unendlich erhabener aufzuweisen. Ein wahrhafter französischer Schriftsteller nennt die Cascade von Gavarnie sehr glücklich „einen gewebten Wind", während der Gascogner, der den gedruckten guide verfaßt hat, sie ganz abgeschmackt mit dem Niagara vergleicht. Semilasso III, 68.

In der Cascade zu Mahourat ist er noch nicht in seiner vollen donnernden Kraft; aber bei der Cascade du Cerizet überrieselte mich der Schauer der Bewunderung. Wir stiegen von den Pferden und gingen auf einen Felsenvorsprung, der etwas abhängig und ganz mit sammetweichem Moos bedeckt ist, und von dem man gerade in die Tiefe, aber nicht bis auf deren Grund, hinabsieht. Ein paar wunderschöne Tannen haben ihre mächtigen Wurzeln um das Gestein geschlagen und wehen mit ihren breiten dunkeln Aesten wie mit traurigen Siegesfahnen über einem Heldengrabe. Ich hielt mich an einer dieser Tannen fest. Der Gave kam an, taumelnd, schäumend, bäumte sich hoch auf wie ein Roß und that den gewaltigen Sprung in die Tiefe. Da verschwand er; es donnerte nur hinter ihm drein. Athemlos bog ich mich nach vorn, über den Rand des Felsens, um zu erspähen, was mit ihm geschieht. Umsonst! ich sah nichts! denn eine schwebende Flut, wogend und wallend wie Wellen, steigt in rastloser kräuselnder Bewegung aus dem Abgrund auf und deckt mit ihrem Schleier von feuchtem Staub die gewaltigen Geheimnisse zu. Einige Wölkchen lösen sich von ihr ab, wirbeln höher, fallen in krystallenen Tropfen auf das Moos, hängen sich an die dunkeln Nadeln meiner Tannen, und die Sonne verwandelt sie in Tausende von kleinen Prismen. Aber ein wunderschöner Regenbogen spannt sich wie eine Geisterbrücke über den schauerlichen Schlund. Das war wirklich von ganz überirdischer Schönheit! Dieser reizende, feenhafte Schleier, silbern, mit Diamanten übersät und mit dem buntfarbigen Bande des Regenbogens gleichsam zusammengehalten, sieht unbegreiflich phantastisch aus: Giganten ringen mit einander in verzweiflungsvollem Kampfe; und Elfen werfen lächelnd ihre Gürtel in die Arena. — Ich wollte gar nicht fort. Der Führer versicherte, es kämen noch mehrere eben so schöne Wasserfälle und endlich der vom Pont d'Espagne, womit dieser gar nicht zu vergleichen sei. Ganz ungläubig und ganz betrübt riß ich mich von meiner Tanne los und ich muß sagen, daß es dem Geschmacke des Führers keine Ehre machte, wenn er wirklich die Wasserfälle von Boussé und vom Pas de l'Ours eben so schön findet als den von Cerizet. Es war aber ein rechtes Glück, daß jene beiden Wasserfälle mich nicht sonderlich überraschten; denn der Pont d'Espagne hätte alsdann unmöglich von noch größerer Wirkung sein können.

Dieser Val de Jéret scheint ausdrücklich dazu gemacht, nie eine Abspannung eintreten zu lassen. Es giebt fast keine Gegend, die nicht im Bereich von wenigen Stunden neben den höchsten Schönheiten ihre matten Momente aufzuweisen hätte. Es ist mit ihnen, wie im Leben: neben der Hymne wird ein Gassenhauer gesungen. Nicht so im Val de Jéret, der ist von Anfang bis zu Ende ein Hohes Lied zu Gottes Ehren. — Je näher am Pont d'Espagne, desto heftiger das Brausen. Sturm und Donner und Glocken und Orgel wühlten ihre großen Stimmen durcheinander, und ein unterirdisches Getöse, als ob Cyklopen auf ihrem Ambos schmiedeten, gab dazu den Takt: das war der Wasserfall. Endlich standen wir denn auf der kleinen bebenden Brücke, unter welcher der Gave de Gaube und der Gave de Pentacoste in einem Sturze von 150 Metern sich vereinen und ein Chaos von Schaum bilden, das in der glühenden Mittagsbeleuchtung wie flüssiges Gold aussieht. Oberhalb der Brücke haben die Wasser noch gar kein Bett und kommen ganz wild und ungebändigt von der Croupe des Berges herab, der oben amphitheatralisch von einem schmalen Schneestreif gesäumt wird, so daß er sich scharf gegen den Azur des Himmels abscheidet. Die Sonne strahlte mit aller Macht vom Himmel auf den Schnee, ins Wasser, aufs nasse Gestein; es war ein Funkeln und Glänzen wie in der Schatzkammer aller Elemente, und ein Leben wie auf ihrem Herd. Mir ward ernst und andächtig zu Muthe, ich dachte an den Psalm: „Licht ist dein Kleid, das du anhast." [55]

13. Das campaner Thal.

[W. v. Rheţ.]

Dies Thal bietet das anziehendste, lachendste Bild des Hirtenlebens dar, welches man sehen kann, und es steht in dieser Beziehung unter allen Thälern der Pyrenäen, die ich gesehen habe, obenan. In vielfachen Krümmungen durchfließt, über glänzende Kiesel hinströmend, der Adour einen Boden, auf dem der Reichthum der Triften allein mit dem der Felder wetteifern kann; zahlreiche Häuser und Hütten bedecken nicht nur die ganze Sohle des Thals, sondern sie steigen auch mit dem schönsten Anbau bis auf den Kamm der sanft abfallenden Hügelreihen hinan, welche, die wohlthätigen Begleiter des Thals, dasselbe sowohl mit den Erzeugnissen eines ergiebigen Bodens beschenken, als sie es, wie schützende Mauern, gegen die Gefahren der Lauinen, Erdstürze und sich losreißenden Felsmassen des höhern Gebirges schützen.

Da, wo die das Thal von Campan, wie eine ungleich aufgegangene Saat, bedeckenden Wohnungen in dichtern Reihen sich zusammengedrängt haben, ist ihnen der Name eines Dorfes beigelegt worden. Köstliche Bäume erhalten hier und da durch ihren Schatten die Frische, welche der Adour aushaucht und mit dem Dufte der Blumen mischt, und wenn das Auge anfängt, durch Gewöhnung gegen den Reiz der rundumher sich darbietenden lieblichen Bilder gleichgültiger zu werden, erhebt es sich zu den majestätischen, schneebedeckten Massen der Pyrenäen, welche bald in nackten, senkrechten Felswänden, bald in schwarzbewaldeten Hängen sich als Hintergrund aufrichten, immer aber ihre kühnen Häupter, wie himmelstürmende Titanen, nach den Wolken emporstrecken. Unfern von dem Dorfe und an der großen Straße liegt die Abtei Medons, welche Suzanne de Grammont, Marquise von Montpezat, zu Anfang des 16. Jahrhunderts erbauen ließ. Ich nenne dem Leser diese Abtei hauptsächlich, damit er nicht versäume, den wunderbar schönen, mindestens sechszig bis siebzig Fuß hohen Kastanienbaum zu sehen, der dicht bei derselben an einem aus dem Felsen hervordringenden Bache steht und auf seinem schlanken Stamme ohne alle Nebenzweige nur eine Krone von Blättern trägt. Bald auch haben wir Campan, das glückliche, reiche Dorf erreicht, das unter seinen Gebäuden sogar aus Marmor aufgeführte Häuser zählt und dem ganzen Thal den Namen gegeben zu haben so sehr verdient.

Wird das Thal von hier an, d. h. zwischen Campan und St. Marie, wirklich noch schöner, als es bis dahin war, oder hat das Auge in der kurzen Gefangenschaft, in welcher die Straße des Dorfes es gehalten, den Reiz der Neuheit für die Werke der Natur wiedergefunden? Ich sehe dieselben in allen Richtungen von rieselnden Bächen durchschnittenen Wiesen, dieselben kleinen Gehölze, dieselben hier und da von einzelnen Felsen herabsteigenden Cascaden, dieselbe Menge zerstreuter oder sich zu Dörfern gruppirender Gehöfte, und doch scheint mir dieser Theil des Thals neuen Zauber zu entfalten, vielleicht eine Wirkung des Contrastes; denn während uns rechts die Hügelkette in der anmuthigen Wellenform begleitet, die uns bisher erfreut hat, verwandelt sie sich zur Linken in wilde, steile, nur selten durch den Anbau unterbrochene Abfälle. Hier, inmitten des Gebirges, spricht sich der bereits als Grundzug im Charakter der Pyrenäenbewohner genannte religiöse Sinn wo möglich noch eindringlicher aus, als in den an die Pyrenäen angrenzenden Ländern; überall sieht man Kreuze, Altäre, Kapellen, Wallfahrtsörter sich erheben. Zwischen Campan und St. Marie, rechts vom Wege, findet man einen jener einfachen Altäre, deren ganzes Verdienst in der sie häufig umgebenden Andacht einer zahllosen Menge jener einfachen Bergbewohner besteht; er ist St. Rochus geweiht, dessen Statue er trägt, und er ward, wie die Sage will, errichtet, als dieser Heilige durch sein Gebet das Land von einer verheerenden Pest befreite. Ein hölzernes Gitterthor schließt diesen ländlichen Tempel, den ein Strohdach deckt und dessen Wände mit dichtem Epheu bekleidet sind. An dem Tage des Heiligen klingt von allen Dörfern des Gebirges Glockengeläut in das Thal hinab und aus der Richtung dieser festlichen Klänge sieht man zugleich von den umliegenden Bergen in langen Reihen die Processionen der Dorf-

bewohner, die Frauen in ihre rothen Capulets gehüllt, die Männer in ihren braunen Tuchkleidern und mit ihren baskischen Mützen, herabsteigen, mit Blumen und Gesängen dem Heiligen den Tribut ihrer Verehrung darbringend. Schon erwartet der Priester an dem bescheidenen Altare der Kapelle die Schaar der Frauen, welche auf den Knieen und mit entblößten Häuptern der heiligen Handlung der Messe beiwohnen; dann segnet er die ihm dargereichten zahlreichen Rosenkränze und Kreuze und endlich sucht ein jeder der Wallfahrer einige Blätter von dem die Wände der Kapelle überziehenden Epheuteppich zu erhalten; denn die Geschichte will, daß St. Rochus selbst den Epheu pflanzte, welcher, seitdem alljährlich geplündert, glücklicherweise eben so oft auf seinem kräftigen Stamme neue Zweige und Blätter treibt.

Wie oft habe ich Gelegenheit gehabt zu sehen, daß nicht blos bei besondern Gelegenheiten, sondern auch im Innern der Familien der Bergbewohner die Religion schützend über ihren einfachen und reinen Sitten wacht. Ich trete in eine Hütte des Gebirges, über deren Thür ich die im Patois des Landes die Naivetät des Glaubens rührend ausdrückenden Worte lese: Jesus-Maria moun Dïou ayd a nous (Jesus-Maria mein Gott sei unser Beistand). Die untergehende Sonne hat die zahlreichen Glieder der Familie von Wiesen und Feldern zurückgerufen und zu der einfachen Abendmahlzeit um einen langen Tisch versammelt; auf diesem Tische stehen der nie fehlende dicke Brei von Maismehl (poste tourade), eine Schüssel mit Kartoffeln und ein Napf vortrefflicher Milch; am oberen Ende der Tafel sitzt, wie ein Patriarch, der alte Bauer, der mich einladet, am Mahle der Familie theilzunehmen, und ich finde Kartoffeln und Poste Tourade so gut, daß ich mir einbilde, daraus meine ausschließliche Nahrung machen zu können. Ein allgemeines Gebet eröffnet die Mahlzeit, und nach derselben läßt die Familie sich vor einem hölzernen Crucifix auf die Kniee nieder, welches mit einem in Héas eingeweihten Lorbeerzweige geschmückt ist; ein jüngerer Sohn, der Schüler, der Gelehrte des Hauses, sagt das stehende Gebet her, welches heute, wie unzählige Male schon, mit Andacht gehört wird, und beim Abschiede muß ich nun, dem Widerstreben meiner Wirthe zum Trotz, um meine Schuld für die freundliche Bewirthung abtragen zu können, dem jüngsten Kinde des Hauses ein Stück Geld in die kleine Hand legen.

Bei St. Marie theilt sich das Thal von Campan in zwei Nebenthäler; das eine derselben steigt zum Fuße des Tourmalet hinan, wo der Adour entspringt, das andere endet an den Bergen von Aure und liefert jenem Hauptflusse des umliegenden Gebirges, welcher seinen Namen bis nach Bayonne hinab trägt, einen reichen Zufluß an Wasser.

Die Grotte bei St. Marie, welche, dreihundert Schritt lang und vier bis fünf Schritt breit, vormals durch ihren merkwürdigen Schatz an Stalaktiten die Bewunderung aller Reisenden erregte, verdient jetzt kaum noch, daß man für sie selbst auf Augenblicke nur dem über diesen schönen Thälern glänzenden Tage entsagt; denn die indiscrete Neugierde der Reisenden hat die Höhle nach und nach ihrer schimmernden, phantastischen Ausstattung beraubt. In einer Stunde hat man im Schritt das reizende Dorf Gripp erreicht, welches am Eingange des vom Tourmalet herabkommenden Nebenthales sich eine Stunde lang am Adour hinauf ausdehnt. Gärten und blumige Wiesen laufen in allen Richtungen zwischen den auf so liebliche Weise getrennten Häusern hindurch, und während Felder und Triften den untern Theil der das Dorf umgebenden Berge umkränzen, krönen Wälder ihren Gipfel. Hier lassen die von Bagnères kommenden Fremden sich in der Regel ein ländliches Mahl bereiten, und ich fand diesen Gebrauch, namentlich nach meiner kleinen, zwischen Ritt und Promenade getheilten Reise, so wohl verstanden, daß ich keineswegs beabsichtigte, hier als Neuerer aufzutreten.

Während mein gefräßiges Pferdchen seine Nüstern in dem ihm vorgeschütteten Hafer verbarg und meine freundliche Wirthin sich mit den Zurüstungen zu meiner Mahlzeit beschäftigte, durchwanderte ich das durchgängig den wohlthuenden Eindruck der glücklichen Lage seiner Bewohner zurücklassende Dorf. Bald lag dasselbe indessen, bei meiner fortgesetzten Promenade, hinter mir, und durch eine sich rechts öffnende Schlucht zeigte sich mir eine Ansicht des Pic du Midi (de Bigorre), des erhabenen Beherrschers so vieler um seinen Fuß herumliegenden Thäler, wie mir dieselbe noch nicht zu Theil geworden; aber das Ziel meiner Wanderung ist mit dieser belohnenden Entdeckung noch nicht erreicht; ich folge dem immer steiler und schwieriger werdenden Pfade nach dem obern Theile des Thals, und der Adour giebt mir mittelst seines geräuschvollen und reißend schnellen Laufes

durch die sein Bett einklemmenden Felsen hin das Maß für die rasche Erhebung des Weges an. Endlich befinde ich mich der Cascade gegenüber, welche durch den Sturz der klaren Fluten des Bergstromes von einer hohen und senkrechten Felsenstufe gebildet wird und bald den Namen der Cascade d'Artigues und bald den der Cascade de Gripp führt; denn zwischen diesen beiden Orten liegt sie. In ihrem Falle durch den Felsen getheilt, verwandelt sich die Wassermasse in dem Kessel, der sie aufnimmt, einen Augenblick in blendend weißen Schaum, um bald, in einer neuen Verwandelung, ungetrübt und hell, wie flüssig gewordenes Krystall, unter einem Gewölbe von überhängendem Laubwerke hervorzueilen. Reich belohnt für den fast im Laufe zurückgelegten, etwas ermüdenden Gang, kam ich wieder in Gripp an und setzte mich dann zu dem Festmahle nieder, bei welchem herrliche, erst eben gefangene Forellen, Milch, in die der Duft der Pyrenäenwiesen übergegangen zu sein schien, und köstliche Butter die sämmtlichen Gänge ausmachten und mich, allen Idealisten zum Trotz, das angenehme Gefühl der Befriedigung eines verlangenden Magens im vollsten Umfange empfinden ließen. [122]

---

14. Aus dem untern Rhonethale.

[Moritz Hartmann.]

Avignon.

Von Süden aus gewährt Avignon einen schönen, aber nicht außergewöhnlichen Anblick. Von dieser Seite gesehen, können sich das goldne Mainz, das fromme Coblenz, die heilige Colonia mit Avignon messen, aber nie vergesse ich den Eindruck, den diese Stadt auf mich gemacht, als ich sie, auf dem Dampfschiffe von Norden kommend, zum erstenmale erblickte. Märchenhaft! — rein märchenhaft! — Ich wüßte keinen andern Ausdruck, um den Anblick zu bezeichnen, wenn sich das Dampfschiff aus den Rhoneinseln bei Roquemaure herauswindet und plötzlich der Papstpalast mit seinen Thürmen auf der einen Seite in die Höhe ragt, während auf dem andern Ufer das Fort St. André und die alte Veste von Ville-neuve-lez-Avignon sich am abendrothen Himmel abzeichnen — zwischen beiden die uralte Brücke am Pont St. Esprit, die mit ihrer Kapelle mitten im Strome abbricht, als wäre es zu viel, wenn diese beiden Herrlichkeiten mit einander verbunden würden.

Das Volk von Avignon ist im ganzen Süden als wahres Räubergesindel verrufen: man spricht nur mit Abscheu oder Spott von den Bewohnern der heiligen Stadt. Das Schiff hatte noch nicht angelegt und war von den Portefaix schon im Sturme genommen. Wie wilde Katzen sprangen sie vom Kai über das Geländer auf das Gepäck los — jeder bemächtigte sich eines, zweier, dreier Stücke und gab es nicht mehr frei. Sie erlauben nicht, daß man es selbst trägt — und man muß bezahlen.

Die Gassen von Avignon, wie aller südlichen Städte, sind schmal und dunkel, aber die Häuser, auch die kleinsten, haben in Folge ihrer Structur aus Quadern ein gewisses palastähnliches Ansehen; viele sind in der That auch auf den Trümmern der alten Prälatenpaläste und Klöster entstanden. Oft ist man überrascht, hinter einer unscheinbaren Hausthüre einen weiten, bald gothischen, bald italienischen säulenumgebenen Klosterhof zu überblicken. — Man schaut im Vorbeigehen in ein Eisen- oder ein anderes Waarenlager, und der Blick bleibt an einer prächtigen Spitzbogenwölbung, an einem ehemaligen Hochaltar, an einer architektonisch reich geschmückten Kanzel hängen. Zwischen Eisenstangen und Wollenballen blickt wohl eine wohlerhaltene Madonna im blauen Gewande, mit dem Dolch im Herzen, hervor. — Der Palast der Päpste ist ein babylonischer Bau! — Groß, ungeheuer, schreckenerregend. Hochaufstrebend von der höchsten Höhe des Kalkberges, an dem Avignon liegt, — breit und verschlossen, mit wenigen und schmalen Spitzbogenfenstern, mit einem Thore, das trotz seiner Höhe klein erscheint im Verhältniß zum Ganzen — drückt ein geheimnißvolles Schweigen auf diese Mauern und umgiebt sie mitten im hellen Sonnenschein des Südens eine Art von unbegreiflicher Nacht. Tritt man in den ungeheuren Hof, in die gothi-

schen Säle, die sich einer über dem andern hoch emporwölben, auf die breiten Treppen, so erkennt man, wie die Bewohner dieses Palastes von ihrer Riesenhaftigkeit überzeugt waren. Das ganze ungeheure Gebäude, ohne Symmetrie und äußerlich erkennbaren Plan, mit seinen eckigen Thürmen, Zinnen und Schießscharten und Schwibbögen, steht da, als wäre es von Cyklopen aus einem einzigen Felsstücke, aus einem Gebirge gehauen worden. — Doch es ist nicht auf einmal entstanden; ein Menschenalter reicht nicht hin, ein solches Werk aufzuführen. Den Thurm Trouillos oder die Glacière bekamen wir nur von außen zu sehen; man sagt dem Fremden, die Glacière bestehe nicht mehr, viele Einheimische aber behaupten, man wolle sie nur nicht zeigen. Dieser konische Thurm hat nur eine Oeffnung — dem Himmel entgegen. Man sollte das Geschrei der Geschlachteten und Gefolterten nicht in der Stadt hören; es mußte sich an der Wölbung brechen und schwach über dem Palaste als ein Seufzer verhauchen. In diesem Thurme verseufzte auch der arme Volkstribun Rienzi sein Leben und büßte, wie Huß, sein Vertrauen in ein Papstwort. — Einen Moment Ruhe von den Schrecken gewährt ein hohes Thurmgemach, in welchem sich noch Reste alter Fresken befinden; schöne Bilder voll Naivität, wie sie den Perioden Masaccio's und Raphaels vorhergehen. Man giebt sie für Giotto's Werk aus. — Das Schloß ist jetzt eine Caserne und in den Sälen lagern die Soldaten zu Hunderten.

Vom Schlosse aus fuhren wir um die Stadt. Die Festungsmauern aus dem 14. und 15. Jahrhundert sind vollkommen erhalten; nur hie und da wächst aus den Mauern wie aus der alten Zeit die neue, ein modernes Häuschen heraus, und an diesem hinan weißblühende Mandel- und rosige Pfirsichbäume. Weiter fuhren wir über die Kettenbrücke und die Insel, aufs jenseitige Ufer, vorbei am Fuße des ruinenhaften Schlosses, nach Ville-neuve-lez-Avignon. Auf der Höhe des Fort St. André sieht man Avignon erst recht in seiner ganzen Schönheit: den Rhone als Vordergrund, den Palast größer und bräunender, als wenn man sich in seiner Nähe befindet, und doch die harten Züge durch die Ferne und das sanfte Abendlicht gemildert; im Hintergrunde die Wellenlinien der provencer Berge bis an die Seealpen und den Mont Ventou, der seinen gewaltigen Leib in violette Gewande hüllt. Ich rathe Jedem, der Avignon besucht, sich sogleich nach seiner Ankunft aufzumachen und diesen Punkt aufzusuchen; dann erst wird er wissen, in welcher Welt er sich befindet. Sie ist in der That über alle Beschreibung schön!

Vaucluse.

Mit frühestem Morgen fuhren wir aus der Stadt der Päpste ab; unser Weg führte drei Stunden lang durch das bestangebaute Land, durch Fruchtfelder und die schönsten Platanenalleen. Das saftige Dunkelgrün der ganzen Vegetation zeugt von der segenbringenden Nähe der Sorgue, deren Quelle die berühmte Fontaine de Vaucluse. Das vielgefeierte Thal öffnet sich freundlich, aber klein und unscheinbar. Nichts verräth das Gewaltige der Felsenmasse im Hintergrunde, die sich plötzlich vorschiebt und dem Thale den Namen des „geschlossenen" giebt. Sie ist durch kleine Hügel verdeckt; das Wasser im Thalgrunde eilt klar und ruhig dahin — eine hübsche, im Lande sehr gewöhnliche Vegetation, — einzelne Bauernhäuser von Maulbeerbäumen verdeckt — Alles eine alltägliche provençalische Idylle. Mit einem Male streckt ein ungeheurer Riese sein Haupt über die Hügel herüber und breitet sein Gewand und seine gewaltigen Arme aus nach allen Seiten — es ist der Fels von Vaucluse — ihm zu Füßen zusammengekauert liegt das Dorf, „wie die Sklavin zu des Herren Füßen," aber keck hinauf zu ihm blicken die Schloßtrümmer, die sich über dem Dorfe von einer einsam stehenden Spitze erheben. Das ist Vaucluse! — man erkennt es an seiner Herrlichkeit, am rauschenden Bache, der, plötzlich wilder geworden, schnell und schäumend aus der Schlucht hervorkommt, und an den kleinen Häusern, die sich mit dem Namen Laura und Petrarca schmücken. Hier stiegen wir ab und begannen unsere Wanderung zur heiligen Quelle. Die ungeheure Felswand, die gegen das Dorf ihre weiten Arme ausstreckt, gewährt in der That einen imponirenden Anblick. Die Illusion eines Theaters wird noch dadurch erhöht, daß fast die ganze Ausdehnung der Wand entlang Einschnitte, regelmäßig geformte und gewölbte Höhlen, in mehreren Reihen über einander, gleich wie Bogen hinlaufen! An der Pyramide, dem Monument des Dichters vorbei, gelangten wir bald zu gewaltigeren, die sich dicht am Pfade, wie unabhängig vom Rest

des Gebirges aus dem Boden erheben und die kleinen Verzierungen des ganzen ungeheuren Gebäudes ausmachen und mit den Schloßruinen auf der entgegengesetzten Felsspitze harmonisch zusammenpassen. Der Pfad, welcher an der Sorgue der Quelle entgegenführt, ist ein künstlich angelegter; unter seinem Gestein rieseln hundert kleinere Quellen hervor, deren Klingen und Murmeln mit dem gewaltigen Rauschen des Flusses, in den sie stürzen, einen schönen Chor bilden. Das Wasser der Fontaine, die um Vieles höher liegt als das Dorf, kommt dem Wanderer, von Absatz zu Absatz springend, mit gewaltigem Brausen entgegen. Bald ist das ganze geschlossene Thal davon erfüllt, und je höher man steigt, und je gewaltiger die Felsblöcke werden, die den Fluten den Weg verrammeln, desto stärker wird das Rauschen, desto prächtiger werden die Wasserfälle, die unzählig über und neben einander bald als silberne Bogen sich wölben, bald wie ein Wildbach sich in die Tiefe stürzen, bald, in Millionen Perlen zerstäubt, in leere Luft sich auflösen. Endlich ist die ganze Flut der Sorgue, die wir so hell und grün und friedlich unten im Thale gekannt haben, in einen einzigen, kochenden weißen Gischt verwandelt.

Aber eben so grün und ruhiger noch liegt die Quelle von Vaucluse in ihrem tiefen Bette, in schöner Einsamkeit und holder Beschränkung da. Sie bildet einen kleinen See, der aber nur halb zu sehen ist; die andere Hälfte ruht in der Grotte, tief im Felsen, aus dem sie hervorkommt. Das Wasser der Quelle ist noch dunkler als das der Sorgue; denn der Fels beugt sich mit seinem Oberleibe weit über sie und hüllt sie in seine ernsten Schatten. Kein Windhauch kräuselt sie, kaum merklich bewegen sich die Wasserlilien, die in ihr schwimmen. Eben so still stehen die Cypressen am jenseitigen Ufer, wo sie sich auf der schmalen Terrasse zwischen Fluß und Fels hingestellt haben.

Diese Cypressen, die Wasserlilien in der Fontaine, einige wilde Blumen am Rande und hie und da an den Stein geklammerte Feigenbäume ausgenommen, giebt es im nächsten Umkreise fast gar keine Vegetation; denn die ganze Umgebung besteht aus kahlem, überhangendem Kalkfelsen. Nur von der höchsten Höhe herab, wie Friedensfahnen von einem Walle, wehen weißblühende Mandelbäume. Wie sie ein Wind bewegte, der unten im Grunde Alles ruhig ließ, bebten einige fallende Blüten langsam in die Fontaine oder auf die Häupter der Cypressen nieder. Aber Nachtigallen gab es auch hier, denn wo fehlen in der Provence die Nachtigallen? Sie saßen in den Cypressen und sangen.

Wir hatten einen glücklichen Tag, denn der Himmel war umwölkt. Eine solche Felsgegend von heißer, südlicher Sonne beleuchtet, macht immer den Eindruck trostloser Wüste; — aber umwölkt, leicht beschattet, mit gemilderter Farbe der gelben Felsen, haucht sie das Gefühl süßer, melancholischer Einsamkeit.

Beaucaire.

Gegenüber von Tarascon, nur durch den Rhone getrennt und durch eine luftige Kettenbrücke verbunden, liegt das romantische Beaucaire mit seinem ruinirten Schlosse. Ich nenne die Kettenbrücke „luftig" — „stürmisch" wäre eine bessere Bezeichnung. Denn eben so gewaltig, wie der Rhone unter ihr, braust ein ewiger Sturmwind durch ihre Eisenstangen. Sie bebt und zittert ewig und wiegt sich hin und her, wie ein leichtes Seidenband im Winde. Der Wanderer halte sich fest und mache sich so schwer und gewichtig als möglich, wenn er über diesen unheimlichen Steg wandelt, sonst hebt ihn der Sturm in die Höhe und taucht ihn dann in die nichts weniger als sanften Wogen des Rhodanus. So wenigstens hat er es vor einiger Zeit mit einem schwerbelasteten Wagen, mit Pferden und Fuhrmann gemacht. Bei dieser Gelegenheit zerriß er auch all die eisernen Bande, als wären sie Spinngewebe.

Das Beaucaire von heute ist ein trauriger, öder, armer Flecken, den man nur noch seiner Schloßruine wegen besucht. Sie sind der Rest jener uralten Veste, vor deren Mauern der ungeheure Albigenserkrieg mit einer hartnäckigen Belagerung des Sohnes Raimunds von Toulouse begonnen. Sie flößen einem noch heute ganz besonderen Respect ein. Ich aber hielt mich doch lieber unten im Städtchen auf, denn es war just Marktzeit, und da gehört Beaucaire zu den interessantesten Plätzen des Südens. Die sonstige Oede und Traurigkeit weicht dem Lärm, der Geschäftigkeit der buntesten Bevölkerung. In allen Gassen und Gäßchen reihen sich reiche Waarenlager an einander, und auf dem großen, baumbepflanzten Platze längs des Rhones erhebt sich ein Bazar neben dem andern. Die buntesten Trachten geben der Messe von Beaucaire,

dem Leipzig des Südens, das Aussehen eines orientalischen Marktes. Auch fehlt der Türke nicht, der gravitätisch auf- und niederwandelnd seine orientalischen Düfte und Balsame anbietet, oder, im Schatten einer Platane sitzend, Ambrapfeifen und Tschibuks verkauft. In einem Zelte singt ein brauner Araber das Lob seines Honigkuchens, den er von den Küsten Afrika's herübergebracht, und lockt den weißen Burnus an, der, ein Stück nach dem andern verzehrend, Allah preist und der Dattelwälder seiner Heimat gedenkt. Durch das Gedränge, behend wie Schlangen, schlüpfen spanische Zigeunermädchen, mit Augen schwärzer als die des Arabers, und halten die schönen Arleserinnen auf, um ihnen eine schöne Zukunft zu prophezeihen. Sonderbar und melancholisch genug nimmt sich unter diesen glühenden, exotischen Pflanzen das hessische Mädchen aus, das in seinem kurzen Röckchen, mit dem schwarzen Sammtkäppchen an einen Baum gelehnt, deutsche Volkslieder, das halbe Wunderhorn, herabsingt. Wie jubelt sie auf, da ich sie deutsch anrede und ihr sage, daß ich auch „bei Frankfort, wo sie zu Hause ist" bekannt bin; da ich sie aber frage, wie sie hierher gekommen, weiß sie mir nicht zu antworten. Sie ist so nach und nach von ihrem Schicksale „von Frankfort" immer weiter geschoben, von ihren Liedern immer weiter getragen worden, bis sie, ohne Ueberraschung, hier unter Burnusse, Arleserinnen, spanische Zigeunerinnen gerathen.

Die Bazars und Zelte sind ebenso viele Schatzkammern der kostbarsten Gold- und Silbergeräthe, der edelsten Stoffe aus Orient und Occident. Trotz dieses Reichthums ist der Markt von Beaucaire doch kaum mehr ein Schatten von dem, was er im Mittelalter gewesen. Und wenn der Markt nach **14** Tagen verschwunden, ist es wieder öde wie zuvor.

Arles.

Arles repräsentirt sich schön, wie alle Städte, die an einem großen Flusse liegen, Kais und ein Gegenüber haben. Kommt noch eine Brücke dazu, ist das Malerische vollendet. Durch diese Schönheiten zeichnen sich Prag, Mainz, Frankfurt, Cöln aus. Mit letzterer Stadt hat Arles eine gewisse Aehnlichkeit; der Rhone, obwohl um $^2/_3$ schmäler, ersetzt den Rhein, Trinquetaille ist Arles-Deutz, die Schiffbrücke fehlt auch nicht und anstatt des herrlichen Domes hebt sich hier das antike Amphitheater mit seinen maurischen Thürmen hoch in den Himmel und überragt die ganze Stadt. — Die Spuren der Römerherrschaft — denn Arles war sogar Residenz mehrerer römischer Kaiser — trifft man überall. Wir Deutschen nannten uns auch einmal Herren von Arles und Arelat — aber kein Stein zeugt von unserer Herrschaft. Sie war auch darnach, trotzdem, daß die kräftigsten unter den römischen Königen und deutschen Kaisern jene Titel führten von Conrad II. bis Friedrich II.

Zuerst eilt der Wanderer dem Kolosse entgegen, der ihm schon von ferne groß und furchtbar entgegenblickt, nach dem Amphitheater. Es steht auf einer felsigen Erhöhung und überdroht die ganze Stadt. Ich habe die Amphitheater von Verona und Nismes gesehen, aber hier stand ich erstaunt und fast erschrocken da. Der Anblick ist schauderhaft großartig. Obwohl die Sitzreihen (vielleicht 42) fast alle zerstört sind, der Kranz von Bogen, der die beiden noch bestehenden Stockwerke bekränzt hat, gänzlich abgebrochen ist, und das Amphitheater nur den Eindruck einer Ruine macht, so ist dieser Eindruck doch gewaltiger, als irgend ein großes, unberührtes, mit allen Mitteln wirkendes Gebäude hervorbringen kann. Mitten in Arles glaubt man hier in einer eignen, fremden, von aller menschlichen Gesellschaft entfernten Welt zu sein. Der Wind, der die Bogen durchzieht und mit der Mauervegetation spielt, hat einen eigenen Grufton; beengende Einsamkeit weht aus allen Bogen, Fugen und Ritzen, als befände man sich in einem ringsum geschlossenen kahlen sonnenverbrannten Gebirgskessel. Es ist auch ein kleines Gebirge, dieses Amphitheater, trotz seiner bewunderungswürdigen Symmetrie, trotz seiner kunstvoll auf- und nebeneinander gereihten Bogen, von denen wir nur die nach außen sehenden, zweimal sechszig, zählen können. Es ist ein Gebirge; sein Eirund eine Löwengrube. Die maurischen Thürme — es sind nur noch zwei von vieren erhalten — stören nicht die Symmetrie; sie tragen nur dazu bei, das Großartige noch großartiger erscheinen zu lassen. Wie sie so todt und starr, ohne allen Schmuck, häßlich nackt dastehen, verkörpern sie den Schauer, den man in der Tiefe empfindet, und der sich selbstrügerisch hinter Bewunderung kunstvoller und kräftigster Architektur verstecken will.

Die Thürme sind von den Arabern unter Abderhaman erbaut worden. Das Amphi-

theater diente ihnen als Festung in der zweimaligen Belagerung durch die Franken. Es kann aber auch eine Armee beherbergen, da es einmal für 30,000 Zuschauer Platz hatte. Auch in den Parteikämpfen des Mittelalters diente es oft als Festung; die Partei, die es besaß, beherrschte die Stadt. In spätern Jahrhunderten wurde es der Sitz des Elendes; Bettler und arme Handwerker nisteten sich ein und wohnten, wo einst die Bestien gehaust und die Cäsaren applaudirt. So blieb es bis in die neue Zeit. Jetzt scheint es in seine beste Phase getreten zu sein, denn es ist weder von Bestien und Gladiatoren, noch von barbarischen Parteigängern, noch von hungernden Armen, sondern von tausend und abertausend friedlichen Schwalben bewohnt. Es soll herrlich sein, wenn diese friedlichen Bewohner blutiger Ruinen im Frühlinge als dichte, schwarze Wolken ankommen und mit Gezwitscher sich auf ihre Trümmerwohnungen niederlassen. Es giebt Leute, die Tage lang vor dem Amphitheater sitzen und dieses Schauspiel erwarten. Ebenso ist es in Nismes. Auch einen Bienenschwarm sah ich emsig an einem Loche in der Mauer aus- und einkrabbeln, um sich in der gesegneten Ebene zu verbreiten oder mit honigbeladenen Füßchen heimzukehren. Das mahnt an das Räthsel Simsons: vom Starken kommt Süßigkeit.

Um den Schauern dieser antiken Welt zu entgehen, besteige man einen der Mauerthürme. Es wird einem da zu Muthe, als steige man aus der Unterwelt hinauf ins heitere Sonnenlicht. Da unten lärmt die Stadt, braust der Rhone, ziehen auf Strom und Canälen hundert Schiffe und Kähne; von Tarascon herunter dampft die neue Zeit und über die Camargue herüber weht erquickender Athem des Meeres. Weit, weit gegen Norden, in Nebel gehüllt, ahnt man Avignon; aber leicht erkennbar grüßt der Thurm des alten Schlosses von Beaucaire, und wie uns zu Füßen liegen die Ruinen des gewaltigen Klosters Monmapour, das ein Merowinger gegründet und Karl der Große erweitert hat — die Wohnung frommer Anachoreten, die sich in seinen weiten Sälen versammelt, nachdem sie die wüsten Berghöhlen der Provence bevölkert hatten. Der Himmel ist blau — die Schwalben zwitschern — Alfred Meißner singt in einer solchen Arena:

> Es sehnt nach Verbrechen
> Gräßlich doch schön sich das menschliche Herz.

Nicht einen Augenblick sehne ich mich nach Verbrechen; nicht gräßlich und nicht schön. Ich sehne mich hinauszukommen aus diesem großen, aus tausend Toden gebauten, an der ganzen Menschheit begangenen Verbrechen, um mich an lebender Schönheit zu erfreuen.

Von der Arena wanderte ich am Abend noch durch kleine enge Gäßchen dem Theater zu. Griechen haben es gebaut, um ihren Landsleuten in Arles, zugleich den Barbaren das Vergnügen griechischer Trauerspiele zu bereiten. Sie trugen ihre schönen Götter überall hin mit sich. Die Römer bauten Arenen für Thier- und Gladiatorenkämpfe, die Hellenen Bühnen für sophokleische Tragödien. Das ist der Unterschied. Mitten unter zertrümmerten Quadern, Resten der unzähligen Sitzreihen, erheben sich nur noch zwei intakte Säulen aus dunklem Marmor und korinthischer Ordnung. Sie waren ein Theil der Scene und lassen auf die entschwundene hohe Pracht schließen.

Zwischen den Quadern wuchert hohes Unkraut, um die prachtvollen Säulen schwirren Fledermäuse, die dunklen Gäßchen ringsumher münden wie schwarze Bäche in das weißschimmernde Bassin des Theaters, und wo das Händeklatschen von Tausenden entzückter Griechen und zum Schönen bekehrter Barbaren erschallte, dehnt sich traurige, schaurige Todtenstille. —

Eine Viertelstunde vor der Stadt liegen die eliscamps oder champs elisées. Wenige Städte der Welt haben so interessante Grabmäler aus den ersten christlichen Jahrhunderten. Zu der Kirche, die ehemals inmitten des Begräbnißplatzes gelegen haben mag, führt eine lange Reihe der kolossalsten Grabdenkmäler und Särge, die zwei-, drei- und vierfach hinter einander aufgestellt sind und die, je mehr man sich der alten Kirche nähert, an Zahl wachsen und endlich ordnungslos ein Irrgewinde von Särgen bilden. Alle diese Särge sind kolossal, als hätten sie Riesenleichen beherbergt, aus Stein gehauen und mit so dicken Wänden, als hätte man das feste Haus des Todes noch befestigen können. Ob sie, Sarg und Grab zugleich, immer so auf der Fläche der Erde gestanden, ob sie durch eigenthümliche Ereignisse oder durch Nachgrabungen ans Tageslicht emporgehoben worden? — ich konnte es nicht erfahren. Nach ihrer Form zu schließen, standen sie, wie die Grabmäler der Alten, immer so den Blicken der Lebenden ausgestellt, Grab, Sarg und Leichenstein zugleich. Die Leichen sind verschwunden —

die Deckel von den meisten Särgen weggeschoben; so scheinen sie neue Bewohner zu erwarten. Und wie sie gähnen, indeß das schönste, blühendste Leben in Gestalt schöner Arleserinnen zwischen ihren Reihen wandelt, ist das ein Gedanke, der ein wenig frösteln macht.

Die einen waren mit Schutt gefüllt und eine üppige Vegetation wuchs und blühte aus ihrem Schoße hervor; einige Ziegen, die auf den Särgen, wie auf Felsstücken, herumsprangen, nährten sich davon und tranken das Wasser, das sich in diesen Trögen gesammelt hatte. Die Kirche am Ende des langen mit Särgen besetzten Ganges ist so sehr von Schling- und Mauerpflanzen bedeckt, daß sie selbst aus geringer Entfernung einem Hügel gleicht, auf den ihr Thurm mit seinen runden Bogenfenstern wie ein Tempelchen aufgesetzt ist.

Nach und nach verliefen sich die Lustwandelnden, und dieses Ortes würdige Stille lag auf den Särgen allen. Nur in den Cypressen hinter der Kirche wurde es lebendiger, je tiefer die Sonne sank. Es sangen die Nachtigallen.

Je länger man Arles kennt, desto lieber gewinnt man es, denn es gewährt die eine herrliche, unschätzbare Gelegenheit, sich zu vertiefen. Der Geist aller Geschichtsepochen, der der neuen und neuesten aber am wenigsten, weht hier, fast mit Augen sichtbar, mit Händen ergreifbar. Man braucht kein Lobredner der guten alten und Verächter der neueren Zeiten zu sein, um sich manchmal mit besonderer Lust in die Vergangenheit zu versenken. Arles gleicht im Anfange mancher mittelalterlichen Chronik, Noah, Troja, Ulysses, der Zauberer Virgilius, die heilige Jungfrau, Plato, die Kirchenväter, König Salomo, Aristoteles, Juden, Heiden, Christen, alles Schöne, Abenteuerliche und Unglaubliche kommt da im Mischmasch vor und zeigt deutlicher als Gelehrte und wohlsystematisirte Weltgeschichte, welch ein buntes Gewebe die Welt und ihre Geschichte gewesen und noch sei.

Der Pont du Gard.

Auf diesem großartigsten aller Aquäducte der Welt liegt neben der ganzen riesenhaften Gewalt des Römerthums oder vielmehr verhüllend über dieser, ein Reiz von Schönheit und Anmuth, wie er sonst den Römerwerken zu fehlen pflegt, und wie er selbst bei den herrlichsten Bauten aller Zeiten und aller Style selten ist. Frankreich besitzt im Pont du Gard ein Kleinod, das es hüten und bewahren sollte, wie nur irgend eine Kostbarkeit, die einem Lande, einem Volke Werth giebt, und einen der schönsten Reste jener Welt, die mit ihrem Abfall den Geist von Jahrtausenden groß zu nähren im Stande war.

Es ist ein unfreundliches, wildes, felsiges Thal, das der Pont du Gard durchschneidet und zum Wallfahrtsorte des fernen Wanderers macht. Rechts und links steil und rauh abfallende Felsen, die theilweise von wilder und struppiger Vegetation bedeckt sind, und an deren Fuße sich eine mit Mühe gewonnene Straße hindrückt. Tief unten im Grunde rollen die gelben Wellen des Gardons, die nur angeschwollen im Stande sind, die Felsenklippen in ihrem Schooße zu bedecken. Was sie da an Wildem und Unwirthlichem verhüllen, ersetzen sie reichlich durch ihr eignes, hochaufspritzendes Getos, durch die Wuth ihrer Schnellungen und den Sturm gegen die römischen Pfeiler, die ihnen ruhig Trotz bieten.

Der Pont du Gard besteht aus drei Bogenreihen, die in drei Stockwerken über einander fortlaufen; das unterste Stockwerk, das mit den Füßen theils im Wasser, theils auf den Felsen des Flußbettes und der Ufer steht, setzt sich aus sechs gewaltigen Bogen zusammen. Ueber dieses erste Stockwerk läuft das zweite mit elf, und über dieses zweite das dritte mit 35 Bogen hin. Die Bogen jedes oberen Stockwerkes sind bedeutend kleiner als die des untern, und obwohl der ganze Bau oben, wo er die höchste Höhe der beiden Berge erreicht, breiter sein muß, als an seinem Fuße, wo er nur die Ufer des Flusses verbindet; so gewinnt das Ganze doch auf diese Weise etwas Leichtes, Luftiges, ich möchte sagen Vegetabilisches, wodurch es wie von Natur in die Höhe strebt und die Schwere seiner Massenhaftigkeit vergessen macht, ohne an natürlicher Würde und Größe zu verlieren. Einer der unteren Bogen ist breiter als die andern in derselben Reihe; er überspannt allein den Fluß, wenn sich dieser in seinem gewöhnlichen Zustande befindet und nicht von Regen oder dem geschmolzenen Schnee der Cevennen angeschwollen ist. Ebenfalls breiter ist der über ihm stehende Bogen der oberen Reihe, aber diese kleine Unregelmäßigkeit, die durch die Breite des Flusses geboten war, verschwindet ganz in dem ungeheuren Werke. Bemerkt man sie auch, so trägt sie nur bei, dem Baue den wohlthuenden Anschein der Unwillkürlichkeit, des Entstandenen und nicht Gemachten zu geben.

Erst das dritte Stockwerk trägt das Rinnsal oder den eigentlichen Theil der Wasserleitung, wodurch die Römer jenes klare helle Wasser 41,000 Meter weit aus den Gebirgen über Berg und Thal ihrer lieben Stadt Nemausus (Nismes) zugeführt und den beiden Bächen, die man heute Aure und Airan nennt, zu Nutz und Frommen ihrer römischen Bürger entzogen haben. Die Rinne, hoch genug, daß ein Mann mit einiger Neigung des Kopfes unter ihrer Decke fortwandeln kann, ist oben von behauenen Steinen überdacht und unten und an den Seiten vermittelst eines Cementes dicht gemacht. Dieser Kitt ist so vortrefflich, daß noch heute das Regenwasser, welches durch die oberen von der Zeit gemachten Oeffnungen einfällt, nur durch Verdunstung entfernt wird und daß es des Hammers und des Meißels bedurfte, um ihn zu verletzen. An den Mauern hat sich hie und da eine üppige und südliche Vegetation angesiedelt, die nur dazu beiträgt, das Leben und Regen in diesem unvergleichlichen Kunstwerke zu erhöhen. Aber selbst die wilden Feigenbäume, die, wie wir es hier oft sehen, ihre Wurzeln in den festesten Felsen bohren, haben es nicht vermocht, einen Stein aus seinen Fugen zu drängen. So fest sind sie auf einander geschichtet, selbst da, wo sie kein Kitt, sondern die bloße Berechnung des Architekten und die Genauigkeit des Steinmetzen verbinden. So feiert hier im Kleinen wie im Großen der menschliche Geist einen großen Triumph über die Materie. Mit diesem einen Baue verbindet er ja vom gewaltigen Strome getrennte Berge, versetzt er Flüsse und zeugt ein Kunstwerk, das stärker ist, als Felsenmauern. So unbedeutend sind die Schäden, die ihm die Zeit und manche Barbaren zuzufügen vermochten, daß er noch heute dem Beschauer denselben Eindruck macht, dessen sich Agrippa erfreut haben muß, als er ihn vollendet sah und sich sagte, ein Monument aere perennius seiner geliebten Provinz gegeben zu haben. Die moderne Brücke, die man an den Fuß des Pont du Gard geklebt hat, um die Chaussee von einem Ufer zum andern zu führen, nimmt sich neben dieser so unbedeutend aus, daß sie ganz verschwindet, dem Werke ganz und gar keinen Eintrag thut, und daß es einem nicht einfällt, den Baumeister derselben der Arroganz und das Departement der Taktlosigkeit anzuklagen. [62]

---

15. Das Amphitheater zu Nismes.

[J. Schopenhauer.]

Keine Stadt außerhalb Italiens hat so großartige und herrliche Reste des alten Römervolkes aufzuweisen, als Nismes in Frankreich. Als die bedeutendsten derselben gelten das Amphitheater in Nismes und der Pont du Gard in der Nachbarschaft von Nismes.

Ganz fremd der Welt und ihrem kleinlichen Treiben steht dunkel und ehrwürdig das römische Amphitheater als kolossales Denkmal menschlicher Größe und ihrer Vergänglichkeit, aus Felsenstücken zusammengethürmt, deren Durchmesser uns die Kräfte unbegreiflich macht, welche hier walteten, und die ohne Mörtel und Kitt seit vielen Jahrhunderten blos durch eigne Schwere auf einander ruhen. Lange staunten wir diese großen Trümmer an, ohne ein eigentliches Bild davon in uns auffassen zu können. Wir durchirrten die alten gewölbten Gänge, erstiegen die Treppen, die zu den Stufen führen, auf welchen genauer Rechnung nach siebzehntausend Zuschauer ihre Plätze fanden. Von der höchsten dieser Stufen blickten wir sinnend herab in den weiten, länglichen, runden Raum, den dieses Riesengebäude umschließt. Dort, wo sonst Löwen und Tiger kämpften, wo Gladiatoren, wilder noch als diese, ihr eignes und fremdes Leben dem augenblicklichen Beifalle der gedankenlosen Menge freudig blutend opferten, dort treiben jetzt fünfzig Familien in kleinen schmutzigen Hütten ihren ärmlichen Haushalt, neben und unter den Trümmern einer gewaltigen Vorwelt. Kinder spielen unter den hohen Säulen, jagen einander in den verödeten, von ihren Tritten schauerlich wiederhallenden Gängen und pflücken für ihre Ziegen Gras und Blumen, die aus verwittertem Moose hervorblühen, zwischen zerfallenen Capitälen, welche einst der Stolz des Baukünstlers waren. So

keimt überall im ewigen Kreislaufe der Welt das Leben aus dem Tode, blühende Gegenwart aus grauer Vergangenheit.

Endlich gewannen wir es über uns, den Gegenstand unserer Bewunderung auch in seinen einzelnen Theilen zu betrachten, um uns einen deutlichen, festen Begriff davon anzueignen. Im Ganzen steht das Amphitheater noch wohlerhalten da, obgleich einzelne Stellen desselben sehr gelitten haben, theils durch die Macht der Zeit, theils mehr noch durch muthwillige Zerstörungslust und elenden Eigennutz der Bewohner von Nismes, die sich nicht scheuten, Steine aus diesen ehrwürdigen Mauern zu brechen, um sich jämmerliche Hütten daraus zusammenzuflicken. Es umfaßt einen länglich runden, ungefähr vierhundert Fuß langen und dreihundert Fuß breiten Raum. Vom Boden bis zur Attika hinauf ist es gegen fünfundsechszig Fuß hoch, aber wenigstens zwölf Fuß seiner ursprünglichen Höhe wurden im Laufe der Jahrhunderte durch Schutt, Trümmer und durch das aus ihnen neu entstandene Erdreich verschüttet. Das Amphitheater ist in unregelmäßigem, dem dorischen sich nähernden Styl erbaut; der ganze untere Stock desselben bildet einen großen Porticus, in welchem sechszig hochgewölbte Bogen den Eingang zu den Sitzen gewähren. Von diesen Bogen bildeten die gegen die vier Himmelsgegenden gerichteten die vier Haupteingänge und waren mit Frontons geschmückt; eines derselben steht noch wohlerhalten da und die hervorspringende Abbildung zweier Stiere ist noch darauf sichtbar. Auf einem nahe an diesem Haupteingange sich befindenden Pilaster sieht man noch ein Basrelief, auf welchem Romulus, Remus und die beide Kinder säugende Wölfin abgebildet sind. Zwischen diesem und den Stieren erblickt man auf einem Basrelief über einem der oberen Bogen die Abbildung zweier Fechter, als Zeichen der Bestimmung des ganzen Gebäudes. Gewiß war es auf ähnliche Weise überall reich verziert: denn an den Bogen und den zwischen ihnen stehenden Pfeilern sind noch viele Spuren von Basreliefs und anderm architektonischen Schmucke vorhanden, bald mehr, bald minder gut erhalten.

Der zweite Stock des Amphitheaters besteht ebenfalls aus sechszig Bogen, über welche eine Attika hinläuft. Auf dieser Attika stehen hundertundzwanzig hervorragende Kragsteine in gleichen Entfernungen vertheilt; in jedem derselben bemerkt man ein tiefes rundes Loch, in welchem Stangen befestigt wurden, an denen man Zelte ausbreitete, um die darunter sitzenden Zuschauer gegen Witterung und Sonnenschein zu schützen.

Zweiunddreißig sich übereinander allmälig erhebende Reihen von Stufen umringten das Amphitheater, auf diesen saßen die Zuschauer und konnten überall den Schauplatz bequem übersehen. Diese Stufen sind hin und wieder sehr verfallen; wo sie noch am besten erhalten sind, zählt man ihrer noch siebzehn. Drei Reihen gewölbter, im Innern des Mauerbezirks angebrachter Gänge leiteten zu den Sitzen; die Treppen, welche aus den Portiken zu diesen Gängen hinaufführten, bestehen zum Theil noch.

Das ganze Gebäude hat eine bräunlich graue Farbe, welche die Abbildungen von Kork, die man in Kunstcabineten findet, sehr getreu nachahmen; auch Form und Ansicht dieser und ähnlicher Ueberreste des Alterthums giebt keine Zeichnung, kein Kupferstich so deutlich wieder als sie. Nur die Größe, den imposanten Anblick dieses Amphitheaters vermögen weder Worte noch bildende Kunst darzustellen; man muß es gesehen haben, um es sich denken zu können. Uns schwindelte selbst hier an Ort und Stelle vor dem Gedanken an das, was dieses kolossale Gebäude gewesen sein muß, als es noch in ursprünglicher Pracht dastand; wenn alle die vielen Tausende in der schönen, malerischen Tracht ihrer Zeit diesen weiten Raum mit einem Kreis umschlossen, gebildet aus zweiunddreißig Reihen über einander sich erhebender Köpfe; wenn alle diese verschiedenen ausdrucksvollen Gesichter mit angestrengter Aufmerksamkeit auf das blutige Schauspiel in der Mitte hinstarrten! Wie donnernd ertönte hier ehemals der Beifall der Menge, vermischt mit dem Brüllen der Löwen, der Tiger und dem Angst- und Wuthgeschrei der von den Bestien zerrissenen Sclaven und Kriegsgefangenen oder der von wilder Kampfeslust entmenschten Gladiatoren, hier, wo durch die öde Stille jetzt nur noch zuweilen ein Ton des ärmsten Lebens verhallt. [143]

16. Marseille und die Bastiden.

[K. G. Stark, J. Schopenhauer.]

Es kann die Lage einer Stadt bei ihrem Eintritt nicht leicht einen überraschenderen Anblick gewähren, als die von Marseille. Dumpf braust die Locomotive in den Eingeweiden des Berges fort; fast scheint es, daß wir nie wieder diesem infernalen Aufenthalte entrinnen, immer noch neue lange Minuten reihen sich den bereits in der Dunkelheit zugebrachten an. Da tagt es und wir treten auf einmal in einen reich bebauten großen Garten Gottes. Landhaus reiht sich an Landhaus, dicht gedrängt stehen die südlichen Fruchtbäume, die Pinie wiegt sich auf den Anhöhen, ein Kranz gewaltiger Berge umschließt das reiche Bild und siehe, rechts auf der bläulichen Höhe lebt es und regt sichs, wie ein Vogelschwarm mit weißem, glänzendem Gefieder: es ist das Meer mit seinen Schiffen, die alle einem Ziele zustreben oder von ihm ausgehen. Vor uns breitet sich die gewaltige Stadt aus, um die Seiten eines dichten, schmalen Mastenwaldes gelagert, nach drei Seiten aufsteigend und in die unzähligen Landhäuser allmälig sich auflösend.

Marseille, die erste Handelsstadt Frankreichs, am Mittelmeer in seiner Bedeutung für den südlichen und östlichen Verkehr nur von Triest bekämpft, macht, wenn irgend eine Stadt in Frankreich, den Eindruck unmittelbarster Gegenwart, eines thätigen, aber auch in dieser Thätigkeit ganz aufgegangenen Lebens. Welcher Menschenverkehr in den Straßen, wie rollen die Omnibus — es ist Sonntag Vormittag — angefüllt die großen breiten Straßen zur Porte de Rome hinaus! Ueberall sind die Kaffeehäuser gefüllt, auf und nieder wandelt es auf dem Grand Cours und der Cannebière. Zwar ist Altstadt und Neustadt auf das Schärfste geschieden, aber jene scheint nur ihr Alter in enge Gassen, schmutzige Wohnungen, oft wahre Höhlen der Armuth und Verwilderung zu setzen; nur die größere Zahl dunkler Klostermauern und Kirchen, unter denen aber keine an Größe und Baustyl hervortritt, kündigt uns hier eine Vergangenheit an. Die Neustadt hat allerdings gerade, breite, regelmäßig sich schneidende Straßen, unter denen die bergan gehenden als verschiedene Caladen (unser „Stieg") mit Zahlen bezeichnet werden, man ist wohl bedacht, schattige Alleen anzupflanzen und so gleichsam mit mehreren Boulevards die Stadt zu umgürten, aber nirgendwo zeigt sich ein Bau, ein Palast, wie wir ihn in Genua oder Venedig als Zeugniß alten mercantilen Reichthums finden, nirgendwo großartige, öffentliche Gebäude, selbst die Börse, dieses pulsirende Herz der Stadt, muß sich noch mit einem provisorischen Bau begnügen, obgleich sich nicht ein Mal, sondern zu verschiedenen Tagesstunden das Geschäftsleben nach seinen verschiedenen Branchen des Oels, des Getreides, der Colonialwaaren concentrirt. Kein hoher Glockenthurm, keine Kuppel hebt sich aus der Masse empor.

Verlassen wir das enge Straßenleben; dort am Hafen, dessen Mastenwald ganz in der Nähe winkt, weht uns frische See- und Lebensluft entgegen, dort liegt die jetzige Größe der Stadt, dort tritt uns unmittelbar das völkerverbindende, mit der Waare auch geistiges Leben austauschende Wesen des Handels vor die Augen.

Vor Allem ist es die Nähe von Nordafrika, die einem hier, sowie besonders in Cette sich aufdrängt. Bald sind es Auswanderer, die dort hinüber wollen, indessen oft schon in Marseille mittellos zurückbleiben, um hier mit den niedrigsten Arbeiten ihr Brod sich zu verdienen, und besonders den deutschen Namen zur Bezeichnung jeder Armuth, jeder Bettelei zu stempeln, bald eine neue Anwerbung zur Fremdenlegion. Heiter und wohlgemuth wartet der Chasseur d'Afrique, der mit uns auf der Eisenbahn angekommen, des rauchenden Dampfschiffes, das zu Mittag seine Anker lichten soll. Araber wandeln im weißen Burnus hier am europäischen Strande. Leicht das Französische erlernend, fühlen sie sich nicht unbehaglich an dieser Stätte, wo ihre Vorahnen einst als Eroberer geherrscht und in Sitte und Namen, in Sage, ja auch in Schriftzügen zahlreiche Spuren hinterlassen haben.

Unter diesen und ähnlichen Begegnungen kommen wir unvermerkt den Hafen entlang, an Magazinen vorüber, über Nebencanäle, die in

kleinen Bassins ausmünden. Schon läßt die Brandung sich vernehmlich hören, zwei Felsenmassen verengen von beiden Seiten den Hafen, rings sind sie mit Mauern umgeben, erhöht und geglättet. Aus der Felsenkaserne vom Fort St. Jean tönt uns lustige Hornmusik über das Wasser entgegen, während wir unter St. Nicola dem schmalen Pfade zur Tête de More folgen. Noch wenige Schritte und wir stehen an der vordersten Spitze des felsigen Vorsprungs und überblicken nun auf einmal die weite, herrliche Bucht, in deren Hintergrunde Massalia sicher ruht. Ich sah wenige Wochen vorher die Nordsee von den Molen Ostende's, und so hat sich der Eindruck des nördlichen und des südlichen Meeres scharf neben einander gestellt. Diese Bläue und Durchsichtigkeit, dieser kurze, muntere Wellenschlag, diese Verwandtschaft gleichsam, die das Wässer mit dem klippenreichen, schroffen Ufer, mit den zackigen, dunkeln Felseneilanden, um die es schäumend spritzt, an der ganzen Küste des Mittelmeeres eingeht, ist total verschieden von jener ernsten, düstern, doch immer gewaltigen Fläche, die ihre langen Wogen gegen das flache Gestade der Nordseeländer wälzt. Vor uns liegen eine Reihe kleiner Felseninseln. Nach dem Rhone zu fällt die Bergreihe sanfter ab und eine Reihe der schönsten Villen ist dort am Gestade gelagert, nach Osten treten um so schärfer die grauen, dürren, aber von den würzigsten Kräutern überkleideten Felsmassen in die See. Selten betritt ein menschlicher Fuß diese Höhen, aber in ihren Schluchten rauchen die Schlote thätiger Vitriol- und Soda-Fabriken. Unmittelbar aber hinter und über uns erhebt sich der Fels mit der uralten Kirche Notredame de la Garde, die von Bastionen des Forts überbaut ist. Da waltet die verehrte Patronin der Schiffer; noch öfters am provençalischen Gestade begegnet sie uns, die Herrin der Warten, zu der der Seemann gläubig Gebet und Gelübde sendet.

Wandern wir nun, nachdem wir Marseille selbst kennen gelernt, hinauf zu jenen herrlichen Villen der Marseiller, Bastiden genannt. Die Menge derselben ist außerordentlich groß.

Man gab uns ihre Zahl auf zehntausend an; sie schien uns zuerst unglaublich; wenn man aber von irgend einer etwas beträchtlichen Anhöhe umherschaut und rings, soweit das Auge reicht, alle diese großen und kleinen blendendweißen Häuser zwischen Myrten, Granaten und Pinien hervorschimmern sieht, auf allen Höhen, in allen Thälern, zwischen Felsen und Klüften, von der Vista an bis hinab an das Gestade des Meers, so fängt man an, diese große Anzahl derselben wenigstens wahrscheinlich zu finden. Sie sind freilich an Größe und Schönheit sehr von einander verschieden, nur in der weißen Farbe stimmen alle überein, doch darf man auch bei den bedeutendsten derselben nicht an die schönen Landhäuser bei Hamburg, Amsterdam und andern großen deutschen und holländischen Städten denken, noch weniger an England, wo die Reichen nur auf dem Lande in ihren stolzen Villen Raum finden, ihre Pracht zu zeigen. Im Süden ist das ganz anders, da braucht man im Sommer nur die frische Seeluft, kühlen Schatten und höchstens eine Quelle; die Wohnung ist das Letzte, woran man denkt, denn man bedarf ihrer nur zum Schlafen und zum Schutz gegen den sengenden Mittagsstrahl, nicht gegen Nässe und Kälte, die in unserm Norden uns auch mitten im Sommer ein bequemes, schönes Haus unentbehrlich machen. Der größte Theil der Bastiden ist daher sehr klein und enthält höchstens eine Küche und ein paar Wohnzimmer.

Jede Bastide hat ihren eigenen Garten um sich her liegen, der aber nie von bedeutendem Umfange, noch weniger mit künstlichen Anlagen geschmückt ist. Man baut Gemüse und Obst und begnügt sich übrigens mit dem so unendlich reichen Schmucke, welchen die Natur über Felder und Wiesen verbreitet. Die edelsten Bäume, die köstlichsten Pflanzen wachsen ja beinahe wild; da braucht es nicht der Kunst des Gärtners, um mühsam sie zu pflegen, wie bei uns. Blendend weiße lange Mauern trennen die Gärten von den Landstraßen und geben diesen ein langweiliges Ansehen; aber viele dieser Gärten stoßen im Innern aneinander, ohne merkbare Begrenzung jedes einzelnen Eigenthums; die ganze Nachbarschaft benutzt sie als Spaziergang ohne allen Zwang, und nur der Genuß des Ertrags bleibt dem Eigner, alles Uebrige ist gemeinschaftliches Gut der in der Nähe Wohnenden.

Einige auf Anhöhen erbaute Bastiden gewähren eine ausgebreitete, herrliche Aussicht auf Land und Meer; bei vielen scheint man einzig auf diesen Genuß bedacht gewesen zu sein, da man sie auf steilen, unwirthbaren Felsen errichtete, in deren Spalten nur Lavendel und andere starkduftende Kräuter wachsen, die fast keiner Nahrung bedürfen. Andere in Thälern

erbaute erfreuen sich des Schattens der Felsen in dieser von großen Bäumen entblößten Gegend, wo nur Obstbäume, Reben, Maulbeerbäume und die im Sommer fast grauen Olivenbäume gedeihen, die wenig Schatten geben. Unzählige würzige Kräuter, die herrlichst blühenden Blumen und Sträucher erfüllen die Luft mit einem Balsamdufte, der Abends, wenn der Thau fällt, oft betäubend wird; aber die Buchen, die Eichen, die weitschattenden Linden unsers Vaterlandes können hier nicht fortkommen, weil der sengende Mittagsstrahl sie schon im Keimen zu Staube brennt.

Die provençalische Sonne ist ganz etwas Anderes, als die unsrige. Hoch steht sie am dunkelblauen Himmel und kein Nebel, kein Wölkchen hält ihren fast senkrecht herabblitzenden, Alles versengenden Strahl zurück. Im Sommer regnet es fast nie, und alle Vegetation erliegt der glühenden Hitze, bis der Abendthau sie wieder einigermaßen erfrischt. In der Mitte des Sommers ist kein grüner Grashalm mehr zu erblicken, und das Laub an den Bäumen verdorrt. Schon zu Ende des Monats April fanden wir es in Marseille so heiß, als bei uns in den wärmsten Sommertagen, aber die Hitze ist weniger drückend, weil die Luft ganz frei von Dünsten bleibt. Im Mai begann man schon, die Fußpfade um den Hafen, den Cours und die besuchtesten Straßen mit Dächern von Leinwand zu bedecken. Die Strahlen der Mittagssonne sind hier im Sommer sehr gefährlich, oft tödtlich. Eine in Neapel geborene Dame versicherte uns, daß selbst in Neapel die Mittagsstunden des Sommers nicht heißer seien als hier, wo alsdann jede Regung des Lebens erschlafft, und Alles entnervt und ermattet hinsinkt. Zwar erhebt sich alle Tage ein sanfter Wind, der regelmäßig von zehn Uhr Morgens bis gegen Abend anhält, aber in der Stadt wird man seinen erfrischenden Hauch kaum gewahr, darum flüchten die Marseiller zu ihren Bastiden, wo die Luft sie freier umweht, wenngleich sie auch dort wenig erquickenden Schatten finden. Die Herrlichkeit der Sommernächte ist dagegen unbeschreiblich, besonders wenn der Vollmond vom reinen, beinahe schwarzblauen Himmel herniederstrahlt, mit einer Pracht, von der nur unsre kältesten Winternächte einen Begriff geben können. Auch eilt dann Alles hinaus, und selbst angesehene Familien sieht man in den Straßen vor den Hausthüren sitzen, um der köstlichen Kühlung der wunderschönen Nacht zu genießen.

So wie der Abend des Tages, so ist auch der Abend des Jahres, der Herbst, die schönste Zeit desselben. Mild und segensreich herrscht er vom October an bis spät im December; oft braucht man erst im Februar Kaminfeuer anzuzünden. Die kalte Regenzeit, die hier zu Lande Winter heißt, dauert etwa drei Wochen. Auch während derselben bleibt die Luft mild, und selten merkt man Morgens früh ein wenig Reif oder dünnes Eis; ein paar Stunden Schnee sind die größte Seltenheit. Der wunderschöne Frühling schließt sich so enge an den Winter, daß man kaum seinen Anfang, wohl aber sein Fortschreiten bemerkt; er wäre der herrlichste in der Welt, wenn nicht der schneidend kalte, Alles austrocknende Mistral gerade in dieser Jahreszeit am heftigsten und anhaltendsten wehte. [155. 143]

17. Hyères und Cannes.

[J. Schopenhauer, A. Stahr.]

Das Land um Hyères gleicht einem köstlichen Garten: Goldlack, Tazetten, Narzissen, tausend wunderschöne Blumen, die wir sorgsam pflegen müssen, bedecken die Wiesen und Felder, Balsamduft von Lavendel und unendlich vielen Kräutern erfüllt die Luft, überall glänzen die Hecken von wilden, einfachen Granaten, blühenden Centifolien, Myrten, Oleander, Laurus Tinus, Aloen und den schönsten Jasminarten. Breitblättrige Feigenbäume, hohe Granatbäume, Mandeln, Pinien, Cypressen, Lorbeerbäume, alle Arten der edelsten Obstbäume beschatten die Landstraße. Auch beim besten Wege wäre es unmöglich, die Pracht nur aus den Wagenfenstern anzuschauen. Kurz vor der Stadt öffnet sich eine herrliche Aussicht auf das Meer, und über alle Gartenmauern ragen mit Früchten beladene Orangenbäume hervor.

Hyères selbst liegt auf einem steilen Felsen, und ist ein enges, schmutziges Nest, aber am Abhange des Berges sind sehr artige Wohnungen zur Aufnahme der Fremden erbaut. Wir fanden unter letztern einen sehr gut eingerichteten Gasthof. Die Wirthin führte uns eine Treppe hoch in ein Zimmer mit verschlossenen Jalousien, und da sie diese öffnete, standen wir alle sprachlos da vor überraschendem Entzücken. Der Abhang des Berges, auf dem das Haus steht, senkt sich sanft hinab bis ans Gestade des Meeres, welches weitausgebreitet vor uns lag, gekräuselt von kleinen blütenweißen Wellen. Gerade vor uns erhoben sich aus der Flut, schwimmenden Gärten gleich, die drei mit Wäldern gekrönten Hyèrischen Inseln, etwas entfernt seitwärts hohe Felsen, einen Wald von Olivenbäumen schirmend, der zu ihren Füßen liegt. Nie sahen wir diese Bäume so frisch und groß; der Wind durchwühlte ihre mächtigen Zweige, und funkelnd blitzte die weiße Seite der Blätter durch das bläuliche Grün. Orangen- und Citronenbäume bedecken den ganzen Abhang des Ufers, vom Hause an, so weit das Auge reicht; berauschend stieg der Blütenduft zu uns herauf, und tausend Nachtigallen flöteten im dunkeln, glänzenden Laube der von der Last schöner Früchte tief gesenkten Zweige. So ist es in diesem glücklichen Lande das ganze Jahr hindurch, ewig herrschen hier Frühling und Herbst im herrlichsten Verein. Die Bäume blühen immer und tragen zugleich Früchte, und kein Winter entlaubt ihre Zweige. Alte Leute erzählen ihren Kindern von Schnee und Eis, als einer seltenen, furchtbaren Naturerscheinung, die etwa alle dreißig Jahre einmal auf kurze Zeit die Einwohner erschreckt. Im Sommer mildert die Nähe des Meeres die drückende Hitze, doch soll die Luft dann weniger gesund sein, weil nahe Sümpfe sie mit ihrer schädlichen Ausdünstung verderben, ohne daß man es spürt, aber im Frühling, im Herbst, besonders im Winter ist sie die reinste und mildeste in der Welt. Ihren wohlthätigen Einfluß bewiesen uns augenscheinlich die vielen schönen, blühenden Gestalten unter den Einwohnern; die Mädchen besonders waren auch recht reinlich und zierlich gekleidet.

Jeder Einwohner von Hyères hat seinen Orangengarten. Nicht nur die Früchte, auch die Blüten desselben werden in großen Quantitäten zu wohlriechenden Essenzen und Confituren verkauft, denn die das ganze Jahr hindurch blühenden Bäume können kaum den vierten Theil ihrer Blüten bis zur Frucht bringen, auch von diesen fallen viele in unvollkommenem Zustande ab und werden ebenfalls in Zucker eingemacht. Die vollkommen reifen Früchte müssen immer einige Tage liegen, ehe sie ganz süß werden; zum Verschicken in ferne Länder pflückt man sie, wenn sie eben anfangen sich gelb zu färben, besonders im Herbste; sie reifen unterwegs. Der Besitz eines solchen Gartens ist sehr einträglich und erfordert dabei wenig Mühe. Zwei oder drei Mal im Jahre wird das Erdreich ein wenig aufgelockert; dies und das Begießen der Bäume ist die ganze dabei nöthige Arbeit. Freilich hat letzteres bei dem Mangel an frischem Wasser einige Schwierigkeit. Die Eigner der beiden größten Gärten haben die auf einem nahen Felsen entspringende Quelle in ihre Gärten geleitet; um jeden Baum sind kleine Wasserleitungen geführt, die jeden Abend angelassen werden und allen Bäumen in wenigen Minuten die nöthige Feuchtigkeit geben. Das ist sehr bequem, aber bei der großen Menge von Bäumen auch nothwendig; wer deren weniger hat, hilft sich mit Begießen, so gut er kann. Unmöglich ist es, die unendliche Pracht und Schönheit dieses Orangenhaines zu beschreiben, den Duft der von Millionen Bienen umschwirrten Blüten, den Glanz der goldnen Früchte, deren Last die Zweige kaum tragen, in denen Hunderte von Nachtigallen unaufhörlich laut schmetterten, als wollten sie die Herrlichkeit, die sie umgab, aller Welt verkünden. Kein Schatten irgend eines Waldes gleicht der dichten Dämmerung dieses in allen Nuancen von Grün spielenden, glänzenden Laubes; immer sprossen junge Blätter neben den ältern, Knospen neben völlig entfalteten Blüten, kleine grüne Früchte neben ganz goldenen, an Farbe und Größe bei Weitem die übertreffend, welche halb unreif für uns arme Nordländer gepflückt werden. Die Bäume stehen alle neben einander, in ziemlich dichten Reihen gepflanzt; ihre Zweige verschlingen sich und bilden ein fast undurchdringliches Dickicht, durch welches man nur auf den schmalen Fußsteigen sich winden kann.

Der Weg über Cannes und Antibes bis Saint Laurent am Var führt durch ein Paradies südlich landschaftlicher Natur. Wundervoll liegt Cannes mit seinem Hafen, umgeben von Gärten und Parks, Waldungen und Wiesengründen. Fernher schimmerten die schneebedeckten Häupter der Meeresalpen in der Morgensonne, balsamisch duftete die Luft an den grün-

umbordeten, waldbewachsenen Ufern, oft nur eines Steinwurfs Weite vom Wege sprühete der Schneeschaum der Meereswellen empor. Quellen und Bächlein rieselten felsabwärts dem Ocean zu. Cannes wird durch seine Lage, die noch geschützter und deren Klima noch milder sein soll, als das von Nizza, dem letzteren Orte gefährlich. Jährlich steigt die Zahl der hier ihrer Gesundheit wegen lebenden Fremden. Lord Brougham hat sich hier eine reizende Villa erbaut. Auf jedem Schritte weiter, bei jeder Wendung des Weges neue landschaftliche Prospecte, die herrlichsten Claude Lorrains, weiteste Fernsichten von blauen Gebirgszügen begrenzt, prachtvolle Baumgruppen, zierliche Brücken, darüber hinziehend sonntäglich geputzte Waller zu Esel und Maulthier — und dazu von Zeit zu Zeit durch Gebüsch und Wald blitzend das blaue Meer. [143. 153]

---

18. Vendetta der Corsen.

[Ferd. Gregorovius.]

Der Ursprung des Banditenwesens ist fast durchaus in der uralten Sitte der Blutrache oder Vendetta zu suchen. Die meisten Schriftsteller leiten die corsische Blutrache aus den Zeiten her, da die genuesische Justiz feil war oder den Mord begünstigte. Ohne Zweifel hat der beständige Krieg und die Stockung der Gerechtigkeitspflege viel dazu beigetragen und jene barbarische Sitte einwurzeln lassen, aber die Wurzel liegt wo anders. Denn die Blutrache findet sich nicht in Corsica allein, sie findet sich auch in andern Ländern, in Sardinien, Calabrien, Sicilien, bei den Albanesen und Montenegrinern, bei den Circassiern, Drusen und Beduinen.

Die gleiche Erscheinung muß daher gleiche Ursachen haben. Sie sind leicht aufzufinden, weil der gesellschaftliche Zustand aller dieser Völker sich ähnelt. Alle leben sie in einem kriegerischen Naturzustande, in einer wilden und großen Natur; alle, mit Ausnahme der Beduinen, sind sie arme Bergvölker, leben also in Gegenden, welche der Cultur nicht leicht zugänglich sind und mit dem Naturzustande die uralten barbarischen Sitten auf das Hartnäckigste festhalten. Alle endlich sind sie von dem gleichen Familiengeiste durchdrungen, welcher die heiligste Grundlage ihrer Gesellschaft bildet. Im Naturzustande und in einer durch allgemeinen Krieg und Unsicherheit aufgelösten Gesellschaft wird die Familie ein Staat für sich; die Glieder derselben halten fest zusammen; wo eines verletzt wird, wird der ganze kleine Staat verletzt. Die Familie übt nur durch sich selbst die Gerechtigkeit. Ihre Form wird die Rache. Und so geschieht es, daß die Blutrache, obwohl eine Barbarei, doch aus dem verletzten Rechtsgefühle und aus der natürlichen Liebe zu den Blutsverwandten entspringt, und daß ihre Quelle eine edle: das menschliche Herz ist. Die Vendetta ist eine barbarische Gerechtigkeit. Der Gerechtigkeitssinn der Corsen aber wird schon von den alten Schriftstellern anerkannt und gepriesen.

Zwei edle und große Leidenschaften beherrschen den Corsen, die Liebe zur Familie und die Liebe zum Vaterlande. Bei einem ganz armen Volke, welches auf einer abgeschiedenen Insel lebt, die obenein noch von einer heroischen Gebirgsnatur ist, müssen diese Leidenschaften sehr mächtig sein und ihm die Welt ersetzen. Die Liebe zum Vaterlande hat jene Heldengeschichte Corsica's erzeugt, welche eigentlich nichts ist als eine uralte, fort und fort geerbte Blutrache der Corsen gegen Genua; die Liebe zur Familie hat die nicht minder blutige und nicht minder heroische Geschichte der Vendetta erzeugt, deren Trauerspiel noch heute fortgespielt wird. Man muß die Urkraft dieses kleinen Volks wahrlich unbegreiflich finden, da es, sich selber auf das Blutigste zerfleischend, dennoch zu gleicher Zeit die Stärke besaß, so unablässige und so glorreiche Kämpfe mit den Landesfeinden zu kämpfen.

Die Liebe zu den Seinen ist, wie in den alten Heldentagen, so noch heute dem Corsen eine Religion; nur die Liebe zum Vaterlande ist ihm höhere Pflicht. Viele Beispiele aus der Geschichte zeigen dies. Wie bei den alten Hellenen die Geschwisterliebe als die höchste und reinste Form der Liebe überhaupt galt, so ist es

auch bei den Corsen. In Corsica gilt das geschwisterliche Verhältniß für das heiligste und der Name Bruder und Schwester bezeichnet das reinste Glück des Herzens, seinen edelsten Schatz oder seinen schmerzlichsten Verlust. Der älteste Bruder als die Stütze der Familie ist eine Person der Verehrung schon an sich. Ich glaube, nichts spricht so klar das gesammte Empfinden und das sittliche Wesen eines Volkes aus, als sein Lied. Das corsische Lied ist ganz eigentlich die Todtenklage oder das Rachelied; und die meisten dieser Rachelieder sind die Klagen der Schwester um den Bruder, welcher gefallen ist.

Wehe also Dem, welcher des Corsen Bruder oder Blutsverwandten erschlagen hat. Die That ist geschehen — der Mörder entspringt aus gedoppelter Furcht vor der Justiz, welche den Mord bestraft, und vor der Verwandtschaft des Erschlagenen, welche den Mord rächt. Denn sobald die That ruchbar geworden ist, greifen die Verwandten des Gefallenen zu den Waffen und eilen, den Mörder zu treffen. Der Mörder entsprang zum Buschwalde, er klimmt dort vielleicht zum ewigen Schnee empor und lebt mit dem Wildschafe; seine Spur ist verloren. Aber der Mörder hat Verwandte, Brüder, Vettern, einen Vater; die Verwandten wissen, daß sie mit ihrem Blute für die That einstehen müssen. Sie bewaffnen sich also und sind auf ihrer Hut. Das Leben Derer, welche im Stande der Vendetta sich befinden, ist nun ungemein elend. Wer die Vendetta zu fürchten hat, schließt sich in sein Haus und verrammelt sofort die Thüren und Fenster, in welchen er nur Schießscharten übrig läßt. Das corsische Haus in den Bergen, schon an sich hoch, fast thurmartig, enge, mit einer sehr hohen steinernen Treppe, wird leicht zur Festung. In dieser Schanze hält sich der Corse, immer auf seiner Hut, daß ihn nicht eine Kugel durch das Fenster erreiche. Bewaffnet ackern seine Verwandten, stellen Wachen aus, sind keines Schrittes mehr sicher. Man erzählte mir von Beispielen, daß Corsen zehn, ja fünfzehn Jahre lang ihre verschanzte Wohnung nicht verließen und in steter Todesangst so lange Zeit ihres Lebens belagert hinbrachten, denn die corsische Rache schläft nimmer und der Corse vergißt nicht. Es ereignete sich in Ajaccio vor kurzer Zeit, daß ein Mann, welcher zehn Jahre in seinem Zimmer gelebt und endlich sich auf die Straße gewagt hatte, bei seiner Rückkehr vor der Schwelle seines Hauses todt niederstürzte. Die Kugel Dessen, der zehn Jahre lang über ihm gewacht, hatte ihm das Herz durchbohrt.

Sich nicht zu rächen, gilt bei den echten Corsen für entehrend. Das Rachegefühl ist bei ihnen ein Naturgefühl, eine Leidenschaft, welche geheiligt ist. In ihren Liedern hat die Rache einen Cultus und wird gefeiert wie Pietät. Ein Gefühl aber, welches das Volk als nationelles und wesentliches in sein Lied aufgenommen hat, ist unaustilgbar und im höchsten Maße dann, wenn es auch das Weib durch sein Empfinden geadelt hat. Die meisten Rachelieder der Corsen haben die Mädchen und die Weiber gedichtet und man singt sie von den Bergen bis zum Strande. Das giebt eine wahrhafte Rache-Atmosphäre, in welcher das Volk lebt und die Kinder aufwachsen, und so saugen sie den wilden Sinn der Vendetta schon mit der Muttermilch ein. Zwölf Seelen sind noch zu wenig, um des Gefallenen — Stiefeln zu rächen. Das ist corsisch.

Wer zögert, sich zu rächen, dem raunen die Verwandten zu, und Andere beschimpfen ihn, daß er sich nicht gerächt habe. Das nennt man rimbeccare, vorwerfen, eine nicht gerächte Beleidigung erduldet zu haben. Den rimbecco bestrafte das alte genuesische Statut als Aufreizung zum Morde.

Heutzutage sind es besonders die Frauen, welche die Männer zur Rache antreiben, durch das Rachelied an der Leiche des Erschlagenen und durch das Vorzeigen des blutigen Hemdes. Die Mutter heftet wohl auch ihrem Sohne einen blutigen Fetzen vom Hemde des Vaters an das Kleid, als beständige Mahnung, daß er sich zu rächen habe. Die Leidenschaft dieses Volks ist von einer fürchterlichen, dämonischen Glut.

In ehemaligen Zeiten hatten die Corsen die ritterliche Fehdesitte, den Blutrachekrieg zuvor anzukündigen und auch, bis zu welchem Gliede die Rache sich erstrecken solle. Die Sitte ist abgekommen. Bei der engen Verbindung der Sippschaften kreuzt sich natürlich die Vendetta; solche kreuzweise Rache nennt man in Corsica vendetta trasversale.

Es hängt nun damit als eine ganz natürliche Folge der corsische Familienkrieg, noch bis auf den heutigen Tag die Geißel des unglücklichen Landes, zusammen. Denn diejenigen Familien, welche in der Vendetta liegen, ziehen sofort alle ihre Verwandte und selbst Freunde mit hinein. So entstehen Familienkriege innerhalb ein und desselben Dorfes, oder von Dorf-

schaft zu Dorfschaft, von Thal zu Thal, und jahrelang wird der Krieg geführt und das Blut vergossen. Blutrache oder geringere Beleidigungen, zufällige Anlässe geben dazu die Gelegenheit, und bei dem Jähzorne der Corsen muß jeder Hader leicht blutig werden, da sie alle bewaffnet sind. Der Krieg erstreckt sich bis auf die Kinder; man kennt Beispiele, daß Knaben aus feindlichen Sippschaften einander erdolcht oder erschossen haben. Es giebt in Corsica gewisse Clientelverbindungen, die Ueberreste der alten Feudalzustände aus der Zeit der Signoren, und besonders hat sich dies Patronat im Lande jenseit der Berge erhalten, wo die Nachkommen der alten Signoren noch in ihren Pansen wohnen. Sie haben keine Lehnsvasallen mehr, aber von ihnen abhängige Leute, Freunde, Verpflichtete, Dienstbare. Leicht schaaren sich diese als Familienanhang zusammen, und dies sind denn nach corsischem Ausdrucke die patracinatori oder die geniali. Wie im italienischen Mittelalter in den Städten, wird also in Corsica der Krieg der Familien noch fortgeführt als letzter Rest der Signorenfehden, wenn man will. Hartnäckig hat die granitne Insel das Alterthum festgehalten, und ihre kriegerische Geschichte, der fortdauernde Bürgerkrieg auf ihr, veranlaßt durch den Ehrgeiz und den Kampfesübermuth der Signoren, hat dem Lande bis auf den heutigen Tag den Parteigeist aufgedrückt. [46]





IV. Großbritannien und Irland.

1. Land und Leute.

[F. Löher, Fr. v. Rougemont, J. und J. G. Kohl.]

Die Franzosen haben jetzt ihr Land so ziemlich abgeholzt, der Regen wäscht auf ihren Bergen das Gestein bloß und ihre Ebenen dehnen sich in einförmiger Breite. Frankreich sieht heutzutage abgelebt, greisenhaft aus, seine Poesie hat einen Weg zu machen, wenn sie sich aus den glatten Wänden der Gesellschaftssäle flüchten will in die kräftigende Naturfrische noch ungebrochener Forsten. Auch die Engländer haben ihren Wald arg verwüstet. Wo einst Robin Hood und seine Sachsen, als sie von normännischen Herren außer Recht und Frieden gesetzt wurden, den Hirsch jagten in der Sicherheit tiefer Waldgründe, da rauchen jetzt die Schlote der Fabriken und kann der Pflüger auf dem Felde von Weitem die Kirchthürme sehen. Aber wo in England der hallende Wald verschwunden ist, da blüht jetzt ein Garten. In welcher Richtung man im Innern von England auch reiset, immer scheint die Gegend festtäglich geputzt, überall lacht sie uns nett und freundlich ins Auge. Es ist ein fortlaufendes Gewinde von grünen Hecken, farbigen Feldstreifen, schimmernden Flüßchen und thauglänzenden Hügeln; zahllose hellfarbige Häuschen sind dazwischen gestreut und ein Dorf nach dem andern gruppirt sich malerisch, halb vom Baumgrün verdeckt, um eine altersgraue Kirche oder um einen Hügel, von dessen Spitze epheuumrankte Schlösser niederschauen. Die duftenden Weißdornblüten und die wilden Rosen hängen über die Landwege. Der sorgfältigste Anbau ziert die Felder und auf den saftgrünen Wiesen weidet prächtiges Vieh in sicheren Umzäunungen. Die Bewohner der Dörfer scheinen Städter, welche aufs Land gezogen sind, so schmuck und reinlich sehen ihre Wohnungen aus; selbst die kleinste Hütte umzieht sich mit Jasmin- und Rosenbüschen. Der deutsche Bauer will den Düngerhaufen vor Augen haben, weil er an seiner Ausdehnung die Größe und Fruchtbarkeit seines Grundes und Bodens mißt; in England wird jener für Aug' und Nase unangenehme Stoff seitab auf dem Felde niedergelegt und mit Reisig überdeckt. Eigenthümlich ist dieser Insel die außerordentliche Menge von Landsitzen, die in jedem erdenklichen alt- und neumodischen Styl gebaut sind, Bergschlösser, gothische Hallen und Burgen,

griechische Tempel und mittelalterliche Abteien. Walter Scotts romantische Bilder haben, wie es scheint, hier und da einem Engländer den Kopf verwirrt, so daß er keine Ruhe hatte, bis er in abenteuerlich bethürmter und bezinnter Behausung wohnte. Im Ganzen herrscht der normännische Baustyl vor, der ein tüchtiges und würdiges Gepräge hat, in seinen Formen aber nicht genug vergeistigt ist; er gleicht einem kräftigen Pflanzenwuchs, welcher noch nicht zur Blüte gelangte. Sieht man im Innern von England verhältnißmäßig so wenig öde Striche, dagegen so häufig die Gegend dicht besetzt mit weitläufigen Fabrikanlagen, wohlhäbigen Dörfern und zahlreichen stolzen Land- und Edelsitzen, jeden von einem Parkgewoge oder doch von grünen Rasenplätzen und blanken Kieswegen umgeben, so erhält man eine lebhafte Vorstellung von den ungeheuren Reichthümern, welche auf dem kleinen Erdfleck dieser Insel zusammengehäuft sind.

Der Reiz der englischen Landschaft wird dadurch erhöht, daß sie so häufig sich in Wolken und Nebel einhüllt. Wenn sie wochenlang klarer Sonnenschein bedeckte, so würde sie bei aller Anmuth doch zuletzt ermüden. Denn die Aussicht bleibt immer eng begrenzt, mächtige Berggestalten erheben sich nicht, das Ganze zieht sich auf und ab in leisen Wellungen fort, welche nur durch freundliche Hügel und allerliebste Thälchen unterbrochen werden. Weil aber zehnmal des Tages ein dunkler Regenguß kommt, so sieht die Landschaft, wenn der nächste Sonnenstrahl über sie hinspielt, immer wieder frisch und neuverjüngt aus. Die Engländer benutzen außerdem die natürliche Scenerie mit großem Geschick, Baumgruppen dienen dazu, mit ihrem reich schattirten Grün hier schöne Punkte hervorzuheben, dort nackte Stellen zu verdecken. Es wird dadurch die Täuschung erweckt, als wäre noch eine großartige Natur dahinter. Und so reist man durch Wolkenschleier immer wieder zu nett umbüschten Aussichten, die Größeres ahnen lassen, bis man zuletzt am Meere steht, wo die Insel zu Ende ist. Da giebt es blos Fischerdörfer, Möven und Felsen und das endlos flutende Meer, und wenn man sich daran satt gesehen hat, wendet man wieder um zu den Hecken, dem parkartigen Baumgrün und den niedlichen Hütten und Landsitzen, an denen sich das Auge so lange sättigen muß, bis der Wagen in eine alte Stadt hineinrasselt.

Die lieblichste Gegend kann uns durch grundlose Wege, die ewige Qual von Pappelwänden zu beiden Seiten der Straße, durch mürrische Kutscher und naßkalte Wagen verdorben werden. Das ist in England nie der Fall. Die Wege sind wie getäfelt und malerisch an den Wänden hingeführt, statt in unaufhörlich gerader Linie die Landschaft zu durchschneiden. Die Kutscher sind wohl einmal so ausbündig grob, daß man ihnen gern zuhört, denn es ist Salz und Würze in dieser Grobheit, aber ihr Thun ist immer ganz so zweckmäßig wie ihre Wagen. Auch die Dorfwirthshäuser sind behaglich eingerichtet, die Menge der großen und kleinen Krüge lacht den Eintretenden an in gefälliger Aufstellung. Der Engländer trinkt aus Zinn und Steingut und bewahrt die Getränke in festen Krügen auf, das zerbrechliche Glas liebt er nicht. Diese Wirthshäuser haben den großen Vorzug, daß ihr Inneres sauber und reinlich ist, wenn auch noch so klein. Die Reinlichkeitsliebe ist für den Engländer höchst werthvoll, denn ein Volk redet und handelt stolzer und anmuthiger, wenn es saubere Kleider und reine Hemden hat. So ganz Unrecht hatte Der nicht, welcher einmal sagte: man könne die politische Tüchtigkeit eines Volkes nach der Menge Seife abmessen, welche es verbrauche. Wenn viele Deutsche nur Etwas von dem Wein- und Biergelde, welches sie täglich ausgeben, auf saubere Wäsche verwendeten, so würde das ganz im Stillen gute Früchte tragen. In sonstiger leiblicher Erquickung ist dagegen ein englisches Wirthshaus viel ärmer als ein deutsches. Die Getränke, Ale, Porter, gebrannte Wasser und brandige Weine sammt allen ihren Mischungen, sind mehr auf Anregung und Erwärmung bei feuchtem Wetter berechnet, als auf Erfrischung und Kühlung. Und nun gar der ewige Käse und Schinken. Roh oder gekocht oder gebraten, aber allemal Schinken. Nur für die Hauptmahlzeiten des Tages kann man darauf rechnen, daß der Tisch gut bestellt wird, mit der einzigen Ausnahme, daß man das Fleisch häufig nicht zerreißen kann, weil es noch halb roh ist. — Das Volk in England hat ein frisches Aussehen, der Regen begießt es oft genug und die Seeluft umstreift fortwährend die Wangen. Ueberall erblickt man das feste, tüchtige englische Gesicht, aber keineswegs häufig geistvolle oder scharfe Züge. Eher könnte man sagen, der Engländer sieht sehr dumm aus, wenn er nicht sehr klug aussieht. Mittelgut scheint es in diesem Volke nicht zu geben. Die Aerzte sind entweder höchst gediegen oder aus-

gemachte Charlatans, die Prediger Männer gewaltigen Worts oder die langweiligsten Predigtableser, die Schauspieler geniale Künstler oder die schrecklichsten Schreihälse. Nur beschränkte Juristen und schlechte Kaufleute sind in England selten. Wenn man länger dort reist, macht sich auch ein Unterschied zwischen zwei Racen bemerklich. Die sächsische tritt auf in kurzen, stämmigen Figuren mit breiten, fast viereckigen Gesichtszügen, die andere Race scheint aus normännisch-sächsisch-irischer Mischung hervorgegangen, der Körper ist schlanker und die Gesichtsfarbe reiner, die Umrisse des Kopfes ovaler, Haar und Augen haben dunkleren Glanz und zwischen der leichtgewölbten Stirn und den langrunden Wangen nehmen sich Mund und Nase fein und niedlich aus. Diese feinere Gesichtsbildung und die hochgewachsenen Gestalten sind vorzugsweise ein Erbtheil des Adels, der auch mit kluger Vorsicht darauf hält, sich mit langen, stattlichen Bedienten und hübschen Hausmädchen zu umgeben. Auch nach den Grafschaften wechselt hin und wieder das Aussehen des Volkes, in einigen Gegenden zeigen sich mehr schwärzliche Köpfe, in andern mehr geröthete Gesichter mit hellerer Haarfärbung. Eigenthümliche Landestrachten giebt es nicht mehr, Alles kleidet sich städtisch, und das einfachste Farmerkind hat Geschmack darin. Insbesondere gewinnen die Landmädchen in England durch die unnachahmlich niedliche Weise, wie sie ihren Hut aufsetzen. Dabei benehmen sie sich mit so jungfräulichem Stolze, jeder Mann muß gegen sie achtungsvoll und artig sein. Im Ganzen jedoch möchte keine Gegend Englands einen so durchgängig schönen Volksschlag aufweisen, wie der Schwarzwald, Friesland, einige Striche im berner Oberlande oder in Westphalen und noch anderswo in Deutschland.

Vorzüglich auf dem Lande entfaltet sich der englische Volkscharakter in seiner schönen Gediegenheit. Die Stadt ist dem Engländer der Tummelplatz der Geschäftsleute, der Gastwirthe und Schauspieler, aber auf dem Lande genießt er Freiheit und Behagen. Auch der Kaufmann und Beamte, der kein Gütchen draußen hat, sucht wenigstens sein Wohnhaus in den Gärten anzulegen, welche meilenweit jede größere Stadt umgeben und Stadt und Land gefällig ineinander überführen. Da ist sein „Daheim", das wonnigste Plätzchen, welches für ihn die Erde hegt, ein umfriedeter heiliger Ort, wo er Athem schöpfen und in der Liebe und Pflege seiner Familie ruhen kann. Wer in England auf kein Daheim mehr hofft, der denkt daran, sich eins bei dem Todtengräber zu bestellen. Gewiß das Schönste und Beste, was die Engländer haben, ist ihr F a m i l i e n l e b e n auf dem Lande, da geben sie sich einfach, warm und offen und von Grund aus wahrhaft. Die Wahrhaftigkeit ist eine Tugend, welche für sich allein schon ein Volk adelt. Sie würde den Engländern noch viel schönere Früchte bringen, wenn sie auch so weit ginge, daß nicht jede Familie Jahr aus Jahr ein an der unglücklichen Sucht litte, vornehmer, reicher und glücklicher zu scheinen, als sie es wirklich ist. Im Innern des englischen Hauses ist es für den Fremden auffallend still und ruhig, man hört keinen Laut. Viele Eltern lassen die Kinder im Hinterhause allein speisen, auch dann noch, wenn die Mädchen im blühendsten Alter stehen, doch in die Welt noch nicht eingeführt sind. Das Benehmen der Familienglieder unter einander ist schlicht und natürlich, wird aber auch durch althergebrachte Regeln geleitet. Die Kinder bezeugen wahre Ehrerbietung nicht nur den Eltern, sondern auch dem älteren Bruder und der älteren Schwester. Mancher Deutsche dürfte etwas mehr Zärtlichkeit und leichten Frohsinn im englischen Familienleben vermissen, dagegen erhält es durch seine Ordnung eine gewisse Würde, welche wohlthätig auf die Festigung und Harmonie des Charakters einwirkt, und die Innigkeit ist dadurch nicht ausgeschlossen. Eine sehr wesentliche Färbung empfängt die häusliche Sitte bei den Engländern durch die Religion. Außerhalb der Familie sieht man bei ihnen vom Christenthum wenig mehr als steifen Kirchenprunk und Sectenwesen; die Religion wohnt in den Häusern, dort kräftigt und regelt sie das Leben. Aus diesem religiösen Sinne fließt auch aufrichtiges Mitgefühl für fremde Leiden. In England herbergt viel menschliches Elend, aber auch echter Wohlthätigkeitssinn ist dort zu Hause.

Die Krone der englischen Familie ist die Hausfrau. Mit vollstem Rechte wird die Schönheit und Häuslichkeit der Engländerinnen gepriesen. Es sind edle, stolze Gestalten, gedankenvoll blickt das schöne Haupt uns an, mit den dunkeln Locken über der hohen, reinen Stirn; ein leichter Franzose wird bange vor diesen großen, treuen Blicken und rächt sich durch die Bemerkung, daß man unter den Engländerinnen hochmüthige Nasen in Menge, niemals aber feine Anmuth und Grazie sehe. Ein wenig steif

ist die englische Schönheit, das ist wahr, und Etwas von dieser Steifheit scheint sich auch dem Geiste mitzutheilen. Die Frauen gehen sonst viel leichter auf fremde Eigenthümlichkeiten ein als Männer, aber den Engländerinnen scheint geradezu die Gabe zu fehlen, Etwas gut oder schön zu finden, was ihren starren nationalen Sitten und Ansichten widerspricht. Indessen ist man ihnen schon dafür dankbar, daß sie mit so aufrichtigem Wunsche, sich belehren zu lassen, zuhören. Denn eine Engländerin will nicht blos unterhalten sein, sie will auch lernen und wissen. Die Frauen in England lesen sehr viel und denken gründlich über das Gelesene nach. Schon dadurch üben sie einen bedeutenden Einfluß auf die Literatur, denn wer für Frauen schreibt, befleißigt sich eines klaren und geschmackvollen Styls. Nicht wenige Engländerinnen sind selbst Meisterinnen des Styls, ein ansehnlicher Theil des Inhalts der Wochenschriften fließt aus ihrer Feder. Weil die Frauen in England sich so viel geistig beschäftigen, so nähen, sticken und wirthschaften sie auch weniger zu Hause.

Die wandellose Stille und Ruhe in seiner Familie sichert der Engländer auch dadurch, daß er all sein Besitzthum eisern umgittert. Das Princip des Sondereigenthums ist auf seiner Insel auf die Spitze getrieben. Nicht blos in den Städten, wo jedes Fleckchen Boden so kostbar ist, sondern auch im Innern des Landes stößt man sich an den Marken und Mauern des Eigenthums auf Schritt und Tritt. Jedes Stückchen Feld oder Anger oder Wald ist eingehegt oder abgepfählt. Wer kein Eigen hat oder nicht zur Miethe wohnt, kann seinen Fuß nirgends hinsetzen als auf die Landstraße. Die Völker zeigen ihren Charakter vorzugsweise in der Art und Weise, wie sie das Grundeigenthum auffassen. Der Slave zäunt sich nur ein kleines Stück ab, der Romane nimmt die besten Plätze und umgiebt sie mit Mauern als sein Alleineigenthum, Beide bekümmern sich nicht viel um das, was frei liegen bleibt: der Germane aber theilt sämmtlichen Grund und Boden in Sonder-, Gemeinde- und Staatseigenthum. Während jedoch der Deutsche von seinem Felde wie von seinem Walde für sich selbst nur den Hauptertrag verlangt und Beides sonst zu Jedermanns Nutzen und Vergnügen offen läßt, kann man in England keinen Schmetterling fangen, der von der Landstraße wegfliegt, und keine Waldeskühlung genießen, ohne Erlaubniß des Besitzers. In Deutschland haften in der humanen Gesittung des Volkes noch Rechte und Reste von Gesammteigenthum, in England ist bereits jedes Plätzchen fußweise abgemessen und vertheilt. Offenbar hängt mit dieser scharfen Eigenthumsabgrenzung auch zusammen, daß hier jede Lebensäußerung geordnet und gemessen, das ganze Volk streng eingeschult und der Charakter des Einzelnen fest, hart, ja in mancher Beziehung unbarmherzig ist. Man läßt Jedermann sein Maß von Recht und Ansehen, fordert aber auch von Jedermann das Gleiche für sich, gleichsam bis an die Zähne verschanzt.

Im nothwendigen Gegensatz zu den Gittern und Schranken des Eigenthums, welche in England auf Weg und Steg dem Wanderer entgegenstarren, hat sich auch ein Proletariat entwickelt, das in so scharfen Umrissen und zugleich so massenhaft sich nirgendwo wiederfindet. Der Arme ist dort zehnfach ärmer als bei uns, und das englische Sprichwort: „Armuth ist Knechtschaft" hat eine furchtbare Wahrheit, weil dem Besitzlosen gar kein Recht bleibt, als das nackte Leben. Zahllose arme Leute wandern in England von Ort zu Ort, deren Nachtlager hinter der Hecke ist. Sie haben nirgends einen Herd, welcher sie an die Erde und an Verwandte und Nachbarn knüpft. Aus Noth und Grimm gegen die Rechte der Besitzenden werden sie zu Verbrechern, und haben sie dazu den ersten verhängnißvollen Schritt gethan, so verharren sie in der Regel auf der Verbrecherbahn, weil die Schande in ihrer Brust alles bessere Selbstgefühl auslöscht. Der englische Arbeiter wird von seinem Dienstherrn und dessen Aufseher nicht viel anders als wie ein Stück Maschine behandelt, das schweigen und arbeiten muß. Dafür aber greift unter den Arbeitern in den Städten ein trotziger Sinn immer mehr um sich, zugleich mit dem klaren Bewußtsein ihrer unsichern Lage. Wenn sie der Herr entläßt, so sind sie völlig brodlos und wissen sich gar nicht mehr zu helfen. Denn meist sind die englischen Fabrikarbeiter nur auf eine einzige Sache eingeschult, die sie höchst vortrefflich herzustellen wissen, in allen übrigen Dingen bleiben sie unglaublich unwissend. Ueberhaupt lebt das arme Volk in England in einer geistigen Dumpfheit, wie man sie kaum unter Wasserpolaken und Slovaken antrifft. Die Volksbildung in dem mächtigsten und reichsten Lande der Erde kann sich noch nicht entfernt vergleichen mit den mannigfachen Kenntnissen und Geschicklichkeiten in einem großen

Theile von Deutschland. Vielleicht kann ein volles Viertel der Erwachsenen in England nicht lesen und nicht schreiben. Auch von sonstigen Anregungen, welche auf Geist und Gemüth heilsam einwirken könnten, fließt ihnen viel weniger zu, als gleich Armen auf dem Festlande; Ausbrüche von Rohheit sind daher häufig. Bei Volksfesten fallen öffentlich Scenen von Gemeinheit vor, welche anderswo unmöglich wären; unter den Franzosen, Spaniern und Italienern bewahrt auch der gemeine Mann den äußern Anstand, der ärmste Deutsche hat noch einen Rest von Gemüth und Schamgefühl, der englische Lump aber ist es offen und unverschämt.

Wo viel Licht ist, muß viel Schatten sein, denkt man in England gern und vergißt die dunkeln Schaaren der Besitzlosen über das helle, goldene Licht, welches sich über so weite Räume im Innern des Landes verbreitet, wo um prachtvolle Schloß- und Abteiruinen sich die freundlichsten Landsitze und Farmhäuser drängen. In all den Wohnungen ist es so nett und reinlich, es ist für jedes Lebensbedürfniß so ausreichend gesorgt und die Behaglichkeit so zu sagen in großen Stücken zugeschnitten, daß selbst im Vergleich mit den gesegnetsten Gegenden des Festlandes das englische Volk immer noch etwas vornehmer und reicher erscheint. Eine besonders kräftige Erscheinung ist der englische Pächter und Grundbesitzer, der selbst Arbeiter halten kann. Er wohnt nicht in einem alten, ehrwürdigen Bauernhofe, sondern seine Ansiedlung ist wie eine kleine Fabrik, Feld und Hof und Garten sind nach der Schnur angelegt und Alles ist auf das Zweckmäßigste ausgedacht, um recht viel Korn und Vieh und Obst zu ziehen. Ein solcher Farmer würde in der häuslichen Einrichtung einer Familie, die bei uns schon recht in der Wolle zu sitzen glaubt, noch genug Lücken finden, die ihm unerträglich wären.

Das „lustige Altengland" nimmt auch im Innern der britischen Insel jetzt reißend schnell Abschied, die Festlandssitten verdrängen das Insularische, gerade so wie im vorigen Jahrhundert und schon früher das lustige Altdeutschland mit so manchem fröhlichen Gebrauche in Familie, Dorf und Stadt verschämt und flüchtig wurde, weil die Leute sich nach französischer Lebensart umthaten. Jene englischen Farmer aber und die zahlreichen gleich wohlhäbigen Handwerker in den Städten, die Gastwirthe auf dem Lande, die reichen Fischer und Lootsen an der See, die Factoren und Schachtmeister in den Fabriken und Bergwerken, diese Männer mit ihren frischen, rothen Gesichtern und ihrem derben Selbstgefühl, mit ihrem guten Humor und ihrer Kraftküche bilden immer noch ein gutes Stück vom lustigen Altengland, wenn auch die Töchter bereits deutsche Musik klimpern und französische Romane lesen. Diese mittleren Volksclassen sind auch die Hauptabnehmer der Hunderttausende von Nummern, welche die Herausgeber der Wochenschriften für Unterhaltung und Belehrung jeden Sonnabend ins Land schicken. Darin werden die neuesten Ergebnisse der Naturwissenschaften dem Volke in verständlicher Weise dargelegt. Es sammelt sich dadurch im Mittelstande ein Schatz von allerlei Kenntnissen an. Die Wissenschaft ist in England nur in den oxforder Collegien vornehm, sonst drückt sie überall auch dem Farmer und Handwerker die Hand. Tägliche politische Blätter werden dagegen in England viel weniger als in Deutschland gelesen. Wollen die Zeitschriften einen Leserkreis gewinnen, so müssen sie kräftige Hausmannskost geben, gespickt mit englischem Nationalgefühl, vorkommenden Falls auch mit Lästerungen auf Nichtengländer. Romanhelden, die nur den luftigen Hintergrund der freien Menschlichkeit haben oder lediglich aus ihren Herzensabgründen ganze Welten hervorzaubern, sind nicht im Geschmacke der Engländer. Auf jedem Blatte ihrer Literatur steht das große englische Ich, sie hat realen englischen Boden, die wirkliche Gesellschaft und die wirkliche Geschichte Englands mit all seinen Eigenheiten beschränken und färben den Horizont des Schriftstellers, aber deren Zeichnungen gewinnen dadurch Leib und Leben, ihre Gedanken werden scharf und klar.

Die schönsten Blüten englischen Lebens entfalten sich auf den Landsitzen der Gentry, jener zahlreichen Familien, welche wie durch Reichthümer, so auch durch feine Bildung und Muße beglückt sind und sich dem Erbadel, mit welchem sie durch Herkunft, Verbindungen und Lebensweise zusammenhängen, zunächst anschließen. Ihnen ist in England ohne Frage das beneidenswertheste Loos gefallen. Der Kreis aber, in welchem sich die Macht und die Ideen des englischen Volks gipfeln, die Gesellschaft, welcher sich alle Köpfe zuwenden und nach welcher sich alle Geister richten, wird nur durch den Erbadel gebildet. England hat einen Adel, dessen Ahnen noch jung sind und es Keinem verweh-

ren, sich zu gleicher Höhe zu erheben. Der englische Adel ist wirklich durchlauchtig, er gießt in der Meinung der Engländer über Alles einen Glanz aus, was seine Hände berühren. Soweit die Lichter sichtbar sind, welche des Abends die Fenster eines adligen Schlosses erhellen, so weit gilt die Umgegend für vornehm. Das Urtheil, welches die adligen Kreise über ein Buch, einen Vorfall, einen Mann fällen, bringt mit unwiderstehlicher Macht in die Köpfe der übrigen Leute hinein. Eine Familie erhält schon dadurch höheren Glanz, daß ihr Haupt in Geschäften mit Adligen verkehrt, und Leute, welche die Großstädte ihres Landes nicht nennen können, wissen die vornehmsten Adelshäupter und die schönsten Adelsdamen an den Fingern herzuzählen. Ein Nichtadliger, der im Vollbesitz des Reichthums mit Pferd und Wagen und Dienerschaft es dem Adel gleich thun wollte, würde durch den ärgerlichsten Spott und Klatsch so gepeinigt, daß er die Flügel bald wieder einzöge. Der Engländer will einmal, daß sein Landesadel unantastbar sei, und erbost sich nicht darüber, daß auf der hohen Schule zu Oxford ein Farmerssohn kaum Aufnahme findet. Der Engländer verehrt seinen Adel als das lebendige Wahrzeichen der britischen Größe. Der ganze Verlauf der englischen Geschichte von den sächsischen Thans und wälschen Clanshäuptlingen und normännischen Lehnsbaronen bis zu den einst revolutionären, jetzt gesetzgebenden Lords im englischen Oberhause hat bewirkt, daß dem Engländer die Ehrfurcht vor seinem Adel angeboren wird.

Weil aber das Aufsteigen zum Adel Niemandem unmöglich ist, so fließt daraus das unruhige Streben nach oben, welches in England bis in die untersten Kreise hinabreicht. Das englische Volk klimmt gleichsam im dichten Gewühl einen Berg hinan. Jeder sucht seinem Hintermann auf den Kopf zu treten, um sich mit desto mehr Wucht und Länge auf den Vordermann zu werfen, damit er dessen Platz einnehme. Den Gipfel, wo die Adelshäupter strahlen in reinem Sonnenlicht, erreichen zwar nur die Wenigsten, aber das rastlose Ringen der Uebrigen hält des ganzen Landes Kräfte in Spannung.

Zur Ergänzung dieser Charakteristik der Stände gehört die Charakteristik des Engländers als Individuum.

Der Engländer ist ein praktischer und freier Mensch. Mit einem selbstständigen Charakter und großer Willenskraft begabt, läßt er sich nicht so hinleben wie der Deutsche; er schafft sich ein eigenes Leben und wird ein Brennpunkt des Handelns, wie der Deutsche des Denkens. In keinem Lande giebt es so wenig unbeschäftigte Menschen; die Arbeit nimmt hier den ganzen Menschen in Anspruch; er vereinigt alle seine Bestrebungen auf einen Punkt und ruht nicht eher, als bis er seinen Zweck erreicht hat. Der Engländer besitzt den Muth, seine Meinung frei herauszusagen und kühn das Gute zu thun; sein Gewissen unterliegt keiner falschen Scham.

Diese Unabhängigkeit des Charakters wird durch das in England allgemein befolgte Erziehungssystem bestärkt. Noch jung bereits vom väterlichen Hause entfernt und in eine Anstalt untergebracht, wo die Zöglinge eine übermäßige Freiheit genießen, reißt sich der Engländer allmälig von seiner Familie los und lernt frühzeitig sein eigener Führer sein. Diese Selbstständigkeit giebt dem Engländer einen edlen Stolz, aber er treibt seine persönliche Wichtigkeit so weit, „daß er sich für den Mittelpunkt hält, um welchen sich Alles dreht" (sagt Bulwer); und der Mensch, welcher sich selbst genügt, wird Egoist; gegen seine Mitbürger zeigt er nur Kälte, gegen Fremde eine vollkommene Gleichgültigkeit.

Da ein großer Theil der Engländer sein Leben in den Manufacturen und Schreibstuben zubringt, so haben sie einen Handelsgeist angenommen, welcher den Menschen blos nach dem Reichthume schätzt. Daher jener Ausdruck der Sprache des gemeinen Lebens: „he is worth so much," er ist so viel werth, statt: er besitzt so viel. Wer nicht reich ist, ist nicht achtungswürdig, und wer nicht achtungswürdig ist, ist weniger als nichts; man hat gesagt, in England sei Armuth ein Verbrechen. Das Bestreben nach physischem Wohlsein nimmt einen der wichtigsten Plätze in der Seele des Engländers ein; die erste Anwendung, welche er von seinem durch Arbeit erworbenen Vermögen macht, ist der Ankauf eines Landhauses, wo er comfortable mit seiner Familie leben kann. Der Comfort, das materiellste Ergebniß der Civilisation und des Reichthums, findet sich blos in England; unter ihm begreift man Alles, was zum häuslichen Wohlbehagen gehört, Ueberfluß, Reinlichkeit, Dauerhaftigkeit, Zierlichkeit, ohne jene Art von Luxus, welche blos für den Eiteln Werth hat. Aber indem die Engländer alle

ihre Kräfte auf materielle Gegenstände vereinigten, wurden sie die Schöpfer einer wundervollen Industrie; die Maschinen sind durch den Menschen zur Ersetzung der Handarbeit geschaffene Wesen von merkwürdiger Kraft, Geschicklichkeit und Schnelligkeit, und in dem fabricirenden und handeltreibenden England ist Alles riesenhaft.

Der Engländer geht mit Ueberlegung zu Werke: er bringt zur Verhandlung einer wichtigen Maßregel eine Aufmerksamkeit, einen Ernst, eine Klugheit, welche man sonst nirgends in gleichem Grade findet; er berechnet die Wahrscheinlichkeiten einer Unternehmung sicherer und leichter als jeder Andere. Eine instinctmäßige oder aus seinem Interesse oder Gewissen hervorgehende Rechtschaffenheit leitet ihn bei seinen Handlungen, und die große Wichtigkeit des moralischen Rufes ist eine für England sehr ehrenvolle Erscheinung.

Der Engländer, stark von Willen und nicht sehr heftig in seinen Leidenschaften, ist Herr seiner Eindrücke und Gemüthsbewegungen; er besitzt Kaltblütigkeit, eine immer gleiche Laune, eine große Ruhe des Geistes. Diese zur Gewohnheit gewordene Mäßigung (selfpossession, equanimity) findet sich sonst bei keinem der neueren Völker und erinnert an die Tugend, welche die alten Griechen charakterisirte (σωφροσύνη).

Der Charakter des Engländers malt sich in seiner Person. Seine Züge sind regelmäßig, aber wenig belebt; seinem Auge fehlt es an Lebhaftigkeit; seine Haltung zeigt mehr Adel als Anmuth; seine Physiognomie ist weder fröhlich noch traurig, weder unempfindlich noch leidenschaftlich, weder trocken noch überspannt, sie ist ruhig, ernst und kalt, aber voll Empfindungen oder Gedanken, welche sie den Menschen nicht offenbaren soll.

Der Engländer unterhält Verbindungen, welche mehr dauerhaft als häufig sind, mit einer sehr beschränkten Anzahl Menschen, und seine Freundschaft hat nichts Mittheilendes.

Unter einem ernsten, frostigen Aeußern besitzt der Engländer ein für tiefe und zarte Empfindungen empfängliches Herz, eine lächelnde, friedliche (cheerfull) Seele. Er überrascht durch seinen Humor, die Frische seines Gefühls, seine Liebe zur Natur, die einfache, naive Poesie, welche in dem ganz germanischen Grunde seines Wesens verborgen ist.

Aber die Volksbelustigungen sind weniger zahlreich, die Tänze ohne Munterkeit, der Gesang schwerfällig. „Ein Freudentag in England gleicht einem Leichenfeste in Languedoc."

In ihrer äußern Politik haben sich die Engländer ebenso durch ihre Gewandtheit, welche an die alten Römer erinnert, als durch ihre Selbstsucht ausgezeichnet, welche bis zum Vergessen aller Gerechtigkeit geht. Die Engländer besitzen alle bürgerlichen und politischen Freiheiten, deren sie in der Sphäre ihrer Thätigkeit bedürfen; diese ist freilich weniger erhaben und ausgedehnt, als die Sphäre der Deutschen, aber sie schreiten darin wenigstens auf einem festeren Boden und gut vorgezeichneten Bahnen vorwärts. Indessen lassen gerade diese Freiheiten die verschiedenen Arten von Zwang, welche auf den Engländern lasten, um so stärker hervortreten: diese ernsten, festen Männer sind Sklaven des Nichtigsten, was es in der Welt giebt, Sklaven der Mode, mit welcher die Franzosen sich belustigen, und der steifste Formalismus verfolgt sie bis in den Schooß ihrer Familie; diese Halbrepublikaner haben eine unerhörte Achtung vor Rang und Titel, und die aristokratischen Vorurtheile sind stärker bei ihnen als in Deutschland.

Eine der besten Seiten des englischen Charakters ist der Trieb nach Wissenschaft, aber im Unterschiede vom Deutschen: zur praktischen, nutzbringenden Wissenschaft.

Es war ein Engländer, der zuerst das berühmte Wort: „Knowledge is power" (Wissen ist Macht) aussprach, und es waren die Engländer, welche diesem Grundsatze, dessen ganze Wichtigkeit erkennend, einen so allgemeinen und lauten Beifall zollten, daß er in allen Ländern des Erdballs wiedertönte. Wenn man die Deutschen vorzugsweise als die denkende Nation bezeichnet, so kann die englische als die wissende und kenntnißreiche gelten. Diese ernste Nation ist so begierig nach Wissen, daß sogar die Freude und die Charlatanerie ein wissenschaftliches Gewand anlegen müssen. Ich glaube, es giebt kein Land, in welchem öffentliche Belustigungen und die nationalen Vergnügungen in so naher Beziehung zu den Wissenschaften stehen, wie in England. Alle die interessanten Experimente und das Auge überraschenden Erscheinungen, welche die Chemie, die Physik und die anderen Naturwissenschaften dem Menschen zu gewähren vermögen, werden nicht nur in Londons großen öffentlichen polytechnischen Instituten — scientivische Theater möchte ich sie nennen — dem Publicum dargeboten, sondern auch in den Pro-

vinzialstädten giebt es überall ähnliche Bühnen, vor denen beständig ein zahlreiches Publicum den elektrischen, magnetischen, optischen, akustischen Vorstellungen mit Eifer beiwohnt und den Explicationen und Belehrungen der diese Prozesse leitenden Professoren mit demselben Eifer zuhört, wie die Italiener den Improvisatoren und Recitatoren, und wir Deutschen straußischen und lannerschen Musikbanden. Wenn die deutschen Bürger in Kaffee- und Bierhäuser, zur Pfeife und zu Concerten gehen, so wenden die englischen sich zu ihren zoologischen und botanischen Gärten, fremde Thiere und Pflanzen anzustaunen und ihre Namen und Sitten kennen zu lernen.

Hunderte von Leuten ziehen beständig im Lande umher, um den Leuten in den Marktstädten, auf den Dörfern das Mikroskop, oder den Magnetismus, oder die Eigenschaften des elektrischen Fluidums auseinanderzusetzen, oder sie einen Abend von Amerika oder Indien, oder sonst einem entlegenen Lande in einer ethnographischen Vorlesung zu unterhalten, und eben so viele, wenn nicht noch mehr, sind fortwährend in den vielen „mechanic institutions" (mechanischen Instituten) und „scientific institutions" (wissenschaftlichen Instituten) und Clubs, welche in neuerer Zeit ins Leben getreten sind, mit denselben Gegenständen beschäftigt, und ein großer Theil der Nation ist fortwährend thätig, diesen Leuten zuzuhören und zuzusehen.

Ich sage, die Wissenschaft muß in diesem Lande den Stoff zu dem Vergnügen hergeben, wie die Künste es in andern thun. Ja mehr noch, die Charlatanerie muß von der Wissenschaft eine Maske borgen, um sich dem Volke aufzudrängen. Die Engländer sind ein zu ernstes Volk, um von den Trompeten oder Trommeln, den goldenen Fläschchen und der bunten Tracht eines französischen oder italienischen Charlatans hinters Licht geführt zu werden. Allein wer einen belehrenden Ernst annimmt, wer Gründlichkeit und Kenntniß vorschützt, der macht ihnen leicht etwas Dummes weiß.

Die londoner Schuster haben neben ihren Stiefeln in der Regel auch trefflich gearbeitete Modelle des menschlichen Fußes und seines ganzen inneren Baues, seiner Knochen, Arterien und Nerven in ihren Magazinen zur Schau ausgestellt, und wenn sie auch selbst nicht viel davon verstehen sollten, so sind sie doch gewiß, daß sie mit diesen blutigen anatomischen Präparaten bei dem Publicum mehr Vertrauen erwecken und mehr Kunden anlocken, als mit dem glänzendsten und blankstgeputzten Leder.

Der Krämer, welcher mit Fischangeln und sonstigen Fischapparaten handelt, kann seinen Kunden auch gleich mit vielen kleinen naturhistorischen Werken über die Natur der Fische dienen, und der Wachs- und Honigkaufmann besitzt eine Menge kleiner interessanter Apparate, welche bei der Behandlung der Bienen nöthig sind. Diese Apparate sind, so zu sagen, der wissenschaftliche Honig, welchen er vor seinem Laden aufstellt, um seine Käufer damit zu locken und sein Wachs an den Mann zu bringen. [94. 134. 79]

2. Ansicht von London.

[F. W. Ghillany.]

Wenn es überhaupt möglich ist, eine Totalansicht von London und eine Vorstellung seiner Größe zu gewinnen, so geschieht dies wohl am besten von der Höhe der Paulskirche herab. Da liegt denn die ungeheure Stadt ausgebreitet vor uns! Einst ein großer Wald, trägt jetzt diese weite Ebene 12,000 Straßen und Gäßchen mit 300,000 Häusern und 2,800,000 Bewohnern. Im Jahre 1801 zählte man 864,845 Einwohner, im Jahre 1821 bereits 1,225,694 und gegenwärtig (1866) 3 Millionen! Die Einwohnerzahl scheint sich also alle 30 Jahre zu verdoppeln. Wohin wird dieser Riese unter den Städten zu seinem eigenen Unglück noch wachsen? Die kleine City hat nach und nach eine große Zahl Dörfer und Flecken mit ihren Polypenarmen umsponnen, nur noch die Namen und Straßen der Districte erinnern daran, daß diese Plätze einst besondere Dörfer und Städtchen waren. Das Häusermeer kriecht aber immer weiter, unaufhaltsam nach allen Seiten vorwärts; keine königliche Verordnung macht



DAS PARLAMENTSGEBÄUDE IN LONDON.

mehr den Versuch, die Vergrößerung zu hemmen; bald wird auch Greenwich ein District von London sein!

Der Anblick über die Stadt hin hat etwas Geordnetes, Geregeltes; man sieht auf den ersten Blick, daß diese Häuser aus keiner entfernten Vergangenheit heraufstammen. Die Gebäude machen regelmäßige Fronten; artige Kirchthürme, wenn auch keine Kolosse, steigen zahlreich daraus hervor, nirgends blickt man in ein düsteres Gewinkel hinein; denn wo die Gebäude nicht großartig sind, da sind sie, wenigstens außerhalb der City, gewöhnlich auch nicht hoch und lassen der Luft und der Sonne Zutritt. Breite Straßen brechen sich in ungeheurer Länge durch die Masse der Häuser Bahn und die grünen „Squares" bieten eine freundliche Abwechslung. Die Themse mit ihren Brücken verfolgt man weit hinab und hinauf; der ganze Themseverkehr wimmelt unter unsern Augen. Haltpunkte findet das Auge nicht; es ist ein unendliches Häusermeer, das sich durch keine Anhöhe, Citadelle oder mächtige Kirche auszeichnet; das einzige Gebäude, das sich weit hinaus in die Ferne geltend macht, ist die Paulskirche, und auf dieser befinden wir uns selbst.

Was aber diesem Anblick seine eigenthümliche Großartigkeit giebt, wie sie nirgends mehr wiederkehrt, das ist die Themse mit ihrem Schiffsleben, die Wälder von Masten in den Docks, und der Umstand, daß man nicht, wie anderwärts, über die Gebäude hinaus stundenweit auf Felder und Wiesen blickt, sondern nur Häuser vor sich sieht, und immer wieder Häuser, so weit das Auge reicht. Der Dampf, der aus den unzähligen Schornsteinen aufsteigt, trägt freilich viel dazu bei, die Fernsicht zu beschränken; allein wenn man bedenkt, daß die Stadt London auf beiden Themseufern einen Umfang von 35 englischen, also 14 deutschen Wegstunden einnimmt, so kann man wohl vermuthen, daß man auch bei hellem Wetter, wenn alle Schornsteine einmal ruhten, von der Gegend, die über die Häuser hinausliegt, nur sehr unbestimmte Umrisse erhalten würde. Das Parlament freilich hat die Grenzen von London etwas enger festgesetzt. Eine Parlamentsacte bestimmt das Oberpostamt (General-Post-Office), unfern der Bank, zum Mittelpunkt der Stadt; Alles, was ringsum in einem Radius von drei Meilen Länge liegt, soll zu London gehören, die Häuser darüber hinaus sollen besondere Flecken bleiben oder bilden. Auf diese Weise würde der Umfang zwanzig englische Meilen betragen.

„Londres n'est plus une ville: c'est une province couverte de maisons!" hat ein berühmter Franzose gesagt, und er hat Recht. Dieses ist die Vorstellung von der Stadt, die man von der Höhe der Paulskirche gewinnt. [41]

---

3. Straßen und Straßenleben in London.

[F. Lewald, E. Weyden.]

Was die Stadt so eigenthümlich schön macht, sind einmal die großen Parks, in denen man es an manchen Stellen ganz vergessen kann, daß man sich nicht mitten auf dem Lande befindet, und dann die Squares und Terrassen. Sowie man eine Strecke gegangen ist, trifft man das Eine oder das Andere, und immer wird das Auge durch das frische Grün derselben angenehm berührt. Die Squares sind Gärten, welche sich innerhalb eiserner Gitter mitten auf den großen Plätzen befinden. Die Eigenthümer derjenigen Häuser, welche den Platz umgeben, haben die Schlüssel und die Benutzung der Anlagen, welche, gegen die Straße hin mit hohem Buschwerk eingefaßt, von dem Hineinsehen der Vorübergehenden nicht viel zu fürchten haben. Mitunter grenzen sie so nahe zusammen, daß man fast ununterbrochen an den grünen Gehegen hingeht.

Die Terrassen sind um zwei bis drei Stufen erhöhte Gärten vor den Häuserreihen, wie diese selbst in kleine Theile abgetheilt und gegen die Straße und die Nachbarhäuser vergittert. Sie sehen freundlich aus mit ihren Bäumen und Blumenbeeten.

Eine andere Eigenthümlichkeit Londons sind die Mews, Stallstraßen, deren jedes Viertel eine oder mehrere hat. Häufig sind es Sackgassen. Bei der großen Anzahl von Wagen und Pferden, welche in London gehalten wer-

den, bei der Ruhe und Sauberkeit, die man in der Nähe der Wohnungen erstrebt, sind diese Stallgassen eine Nothwendigkeit. Es macht aber einen sonderbaren Eindruck, wenn man zwischen den stillen Häuserreihen des Westendes, deren Ruhe etwas Feierliches hat, plötzlich in das Gewühl der Mews hineinblickt, in denen Wäsche zum Trocknen aus den Fenstern hängt, Wagen abgespült und Geschirre geputzt werden, wohin man sieht, und in denen es von Menschen und von Kindern wimmelt.

Ueberhaupt macht keine Stadt so sehr als London den Eindruck, aus vielen Städten zusammengesetzt zu sein. Es ist, als könnte jedes Viertel für sich selbst bestehen, weil es Alles in sich vereinigt, was das Leben an geistigen und leiblichen Bedürfnissen nach englischen Anforderungen erheischt. Jedes Viertel hat seinen Square und seine Kirche, jedes seinen verschiedenen Charakter, und im Westende hat jedes seine vorzugsweise fashionablen Straßen, in denen man Nichts, nicht einmal Brod, zu kaufen findet, und in denen also nur Familien mit einer zahlreichen Dienerschaft zu leben im Stande sind. Kommt man aus diesen Straßen nach Oxfordstreet, nach Regentscircus oder vollends nach der City, so hat der Anblick der dortigen Gebäude, das rastlose Rollen der Wagen, das wogende Treiben der Menschen wirklich etwas Schwindelerregendes. Welch fabelhaftes Wagengewühl in den Hauptlebensadern der Stadt von 9 Uhr Morgens bis in den späten Abend, und selbst in der Nacht, wo die Frachtwagen spedirt und die Gemüse und andere Lebensmittel beigeschafft werden! Tausende von Cabs oder Droschken — jetzt 10 bis 12,000 — Omnibus, die wenigstens 15,000 Menschen Brod geben, dann die Geschäftsfuhrwerke aller Gattungen von den Lastfuhren, den Bierwagen mit ihren antediluvianischen Pferden, den Kohlenwagen mit tausend Firmen (denn alle Geschäftswagen führen die Namen ihrer Besitzer) bis zu den kleinen Gefähren der Bäcker, Metzger, Spezereihändler, Milchbauern, Tapezierer u. s. w.

Dies Gewühl überbietet jede Vorstellung und wird in Paris und Neapel nur durch das Geschrei und Rufen der Kutscher und Wagenlenker wüster und betäubender. London ist wortkarg; selbst wenn der Wagenknäuel am Strande oder vor der Börse so ineinander wirrt, daß man glauben sollte, Alles müsse zerschmettern, hört man kein Schreien, kein Fluchen, kein Schelten. Ein Police-man hebt die Hand, ohne ein Wort zu sagen, und die Wagen halten wie durch Zauber gebannt.

Die Polizeileute selbst lassen sich in keine Wortdebatten ein, höchstens hört man von ihnen, gegen Jedermann gleich höflich, ein ernstes: „go on!" Dem festländischen Kleinstädter heben sich die Haare zu Berge, wenn er in diesen Wagen- und Menschenstrudel geräth — gewöhnlich aus der Scylla in die Charybdis — und er staunt, daß nicht Wagen und Menschen zerschellen, einander zermalmen, daß hier keine Grobheiten, Straßengemeinheiten, Schimpfereien, wie sie der Pöbel aller großen Städte zum Besten giebt, vorkommen, und die Polizei stets zuvorkommend artig ist, mit ernster Leutseligkeit jede Frage beantwortet, den Fremden auf seine Fragen höflich zurechtweist und in ihren geringsten Agenten geachtet wird, weil man bei ihnen weder Beamten-Anmaßung noch Lust am Polizeien findet.

Achtung vor dem Gesetze ist der feste Grundpfeiler des öffentlichen Lebens in allen seinen Beziehungen, und dadurch ist das englische Volk so groß und mächtig geworden. Heilig wird das Gesetz geachtet, weil Alle, vom geringsten Bettler bis zur Königin, vor dem Gesetze gleich sind.

Mit Lebensgefahr für kleinstädtische Behäbigkeit haben wir uns über eine Straße gewagt; ein Straßenkehrer hält uns die Hand entgegen, harrend des Farthing oder Penny, aber nicht grob, wenn er leer ausgeht. Eigentliche Bettler sieht man nie, höchstens einige Blinde, Hindu, Neger und Europäer, die mit ihren Hunden und ihren eisenbeschlagenen Stöcken über die Trottoirs fortschieben, ohne jedoch lästig zu werden. Ein Schild auf der Brust erzählt uns ihr Unglück. Streichholzdöschen, Zunder oder Blumen u. dgl. scheinbar zum Verkaufe bietend, bettelt die Armuth. In stillen Straßen wird man wohl zuweilen von alten Leuten oder von Kindern angegangen, meist Knaben, welche Purzelbäume schlagen, aber nie frech und zudringlich grob werden. Ihre Bitte hat selten Worte, sie besteht einzig darin, daß sie die Hand an die Mütze legen. Wo sich die Menge häuft, sei man auf seiner Hut, denn die Taschen laufen da Gefahr, weil die londoner Taschendiebe — pickpockets — vollendete Meister ihrer Kunst sind, die selbst der Argus-Augen der Polizei spotten, und von dieser den Fremden bestens empfohlen werden. Gefährlicher

als diese Kleinkünstler können dem unerfahrenen Fremden die gewandten Industrie-Ritter aller Nationen werden, denn ihr Acker sind die öffentlichen Spaziergänge, Theater, Kaffee- und Billardstuben, ihre Waffen List und Gleißnerei, freundlichste Leutseligkeit und auffallende Zuvorkommenheit.

Eine Trompete tönt; die Wagenreihen drängen sich zur Seite, ein paar Brandspritzen fliegen in vollem Galopp durch die Massen, die thurmhohen Rettungsschläuche, welche an den Hauptfeuerwachen aufgestellt sind, setzen sich in Bewegung, aber auch ohne das geringste Aufsehen zu machen; man läßt sie unbeachtet vorübersausen, denn ein Brand ist in dem stundenlangen Straßen-Labyrinthe etwas Gewöhnliches. — Feuerlärm giebt es gar nicht; die Feuerspritzen treiben höchstens ein Rudel Straßenjungen zusammen, die hier, wie aller Orten, von derselben Race sind. Den Londoner kümmert ein Brand nicht, selbst in seiner nächsten Nachbarschaft, denn wozu dienen die Assurances? und die Zeit ist zu kostbar.

Durch die auf- und abwogende, in vollster Hast sich drängende Masse zieht ein Todtenwagen mit seiner Begleitung unbeachtet. Man lebt dem Augenblicke im vollsten Sinne des Wortes, was kümmert da der Tod? Ein dunkel lackirter, schön bespannter Omnibus mit den königlichen Namenschiffern in Gold versehen, fällt auf, von einem Constabler geführt und von einem zweiten, der hinten auffitzt, begleitet. Es ist ein Zellenwagen, der Gefangene von einem Gefängnisse nach dem andern oder nach den Gerichtshöfen transportirt. Aus den Zellenluken schauen Gesichter — wahre Beichtspiegel, wie der Kölner sagt. Ein Schornsteinfeger, seinen Lehrburschen hinter sich, trottirt vorüber, ein Tischler einen Sessel vor sich, Bäcker- und Metzgerburschen sind beritten, und Montags und Donnerstags sieht man nicht selten Heerden von Ochsen und fetten Hammeln sich gemüthlich durch die dichtesten Knäuel ihren Weg nach den Schlachthäusern suchen. Legion ist die Zahl der Anzeigeträger in allen nur erdenklichen Gestalten und Formen, Hindostaner, Chinesen, angemalte Neger, um recht auffallend zu sein. Zettel und Anzeigen sind für alle Geschäfte eine Nothwendigkeit, die sich einzelne Firmen jährlich tausende Pfund kosten lassen, da sie ihre eigenen Druckereien halten und ganze Broschüren gratis vertheilen.

Wer einmal den Strand, eine Strecke der Oxford- oder Regents-Straßen durchwandert, kann sich einen ziemlichen Papiervorrath sammeln, denn vom Schuster, Schneider, Hutmacher und Hühneraugen-Operateur bis zum Magnetiseur, Universal-Doctor und allen nur erdenklichen Geheimmitteln werden ihm Anzeigen in Massen zugesteckt, und sicher kann er sein, unter den Käse- und Seifen-Anzeigen auch einige Tractätchen in deutscher Sprache, in Hamburg gedruckt, aufgegabelt zu haben, welche schwarzgekleidete Tartüffe-Physiognomien in Hülle und Fülle vertheilen. Omnibus und Cabs werden auch zu Anzeigen benutzt.

Ambulante Ginger-beer-Händler, Austernverkäufer drängen sich oder halten an den Seitenstraßen, preisen aber ihre Waare nicht schreiend an, wie die pariser Kleinkrämer, deren Londons Hauptstraßen zu Tausenden haben, die in allen nur denkbaren Artikeln machen, von Knöpfen und Brillen bis zu den elegantesten Sonnen- und Regenschirmen. — Auf den Fremden fahnden besonders die Rasirmesserverkäufer, die unseren Gasthof von früh Morgens bis zum späten Abend völlig umlagerten und Geschäfte machten. Hier quieken ein paar Dudelsäcke, die backpipes einiger Schotten, wie man bei uns die sogenannten steyerischen und schweizer Alpensänger sieht, dort stöhnt eine italienische Drehorgel „casta diva.“ In einer Nebenstraße produciren sich Athleten, Gesichter, denen man auf irgend einem Jahrmarkte der Heimat schon begegnet. Ein paar hübsche Araber-Kinder tanzen im Macadam-Schlamme und betteln mit den glühenden Augen, während an der andern Seite ein sehniger Maure mit seinem Falkenantlitze monoton seine Trommel mit den Fingern schlägt und hüpfend, mit den Füßen wechselnd, den Oberkörper in allerlei Verzerrungen hin- und herbewegt. Hier läßt ein Kerl weiße Mäuse tanzen, dort spielt ein anderer mit Messer und Kugeln, aber alle ohne den Lärm, das betäubende Geschrei der pariser Straßenkünstler, deren Hauptbeschäftigung das Marktschreien ist. Eine Gruppe angemalter Neger, mit Wollperücken, führen Negertänze und Negerlieder auf. Ihr horcht zu und staunt, daß die Söhne Congo's in aller Gemüthlichkeit unter sich jüdisch deutsch schwatzen.

Das nationale Puppetshow hat seine Thespiskarren in einem Lane aufgeschlagen, und Master Punch balgt sich, zur größten Lust und Erbauung eines Dutzend Müßiggänger, mit dem Teufel und einer unglückseligen Katze herum.

Der Londoner schämt sich aber im Allgemeinen des Gaffens und Schlenderns, des Bummelns, und daher haben am Tage im eigentlichen Strome der Weltstadt die Straßen-Schauspiele und Curiositäten nicht die Zuschauermassen, wie Aehnliches z. B. in Paris. Time is money sieht man dem Engländer auf jeder Gesichtsmuskel geschrieben. Ins Unendliche vervielfältigen sich die auffallendsten Straßenscenen an allen Enden, unter denen aber bei Tage ein Betrunkener eine der größten Seltenheiten ist. [91. 171]

4. Die Docks in London.

[M. Schlesinger.]

Zwischen dem Tower und Blackwall liegen die Docks von London. Auf einer Strecke von beinahe einer deutschen Meile Länge reihen sich die künstlichen Bassins, von fünf bis sieben Stock hohen Waarenhäusern eingefaßt, aneinander. In den Bassins ankern die Schiffe, in den Magazinen liegen Waaren aller Art aneinander gereiht.

An den Tower gegen Osten schmiegen sich die Katharinen-Docks. Sie bedecken dreiundzwanzig Acker Land, in ihren Bassins haben hundert und zwanzig Schiffe Platz, ihre Waarenhäuser können zwei Millionen zweimalhunderttausend Centner Waaren fassen; das Capital der Gesellschaft beträgt über zwei Millionen Pfund Sterling. An sie reihen sich die eigentlichen London-Docks, mit einem Flächenraume von über hundert Acker Land, mit Bassins für mehr als fünfhundert Schiffe, Magazinenraum für zwei Millionen sechsmalhundert und achtzigtausend Centner Frachtgut, und einem Gesellschaftscapitale im Betrage von mehr als vier Millionen Pfund Sterling. Dann kommen die West-India-Docks. Sie sind die größten in der Reihe, ihr Bassin sieht sich wie ein kleiner Landsee an, bietet vierhundert der größten Westindienfahrer Raum zum Nebeneinanderliegen, und sie bedecken mit ihren drei Millionen sechsmalhunderttausend Centner fassenden Magazinen einen Flächenraum von zweihundertfünfundneunzig Acker Landes, sind somit beinahe dreimal so groß als die London-Docks. Das Capital der Gesellschaft beläuft sich auf mehr denn sechs Millionen Pfund, und zur Zeit, wenn die Westindienfahrer mit ihrer kostbaren Fracht in die Themse einlaufen, liegen in ihren Magazinen, die sich mitten zwischen Fluß und Eisenbahn eingebettet haben, oft Waaren im Werthe von über zwanzig Millionen Pfund. Die letzten in dieser Reihe gegen Osten sind die East-India-Docks auf einem Raume von zweiunddreißig Acker und mit Magazinraum für dreimalhunderttausend Centner. Zusammengenommen haben diese Docks somit einen Flächengehalt von vierhundertundfünfzig englischen Acres, fassen eintausend zweihundert Schiffe und haben für zehn Millionen sechsmalhunderttausend Centner Güter Lagerplatz.

Man staunt über diese Zahlenungeheuer. Und doch ist das Reich der londoner Docks mit den angeführten nicht erschöpft. Noch befinden sich deren drei auf dem rechten Ufer des Flusses, die Schiffswerften der Kriegsflotte nicht mit eingerechnet.

Was aber sind die Docks? Was bedeuten sie? Wer sind ihre Eigenthümer? Und zu welchem Zwecke wurden sie erbaut?

London liegt bekanntlich an der Themse, und die Themse ist der eigentliche londoner Hafen, von Gravesend bis ins Herz der Stadt hinein. Am äußersten Westende dieses Hafens, hart an Londonbridge, liegt das Hauptzollamt, denn trotzdem daß sich die Engländer seit 1846 gern Freihändler nennen lassen, weil sie den Einfuhrzoll auf alle rohen Lebensmittel und viele andere Artikel herabgesetzt haben, giebt es der Waaren noch gar viele, die einen hohen Zoll bezahlen müssen. Diese Zölle wurden früher beim Zollhause erhoben, und der Prozeß war folgender. Wenn ein Fahrzeug die Themse heraufkommend bei Gravesend angelangt war, begaben sich an diesem Punkte zwei bis drei Zollbeamte an Bord und geleiteten das Schiff stromaufwärts bis zum Zollhaus, damit es auf dieser Strecke nicht unverzollte Waaren ans Land setzen, d. h. schmuggeln könne. Von der Themsemündung bis Gravesend hatte das Schiff allerdings keine Bewachung an Bord,

aber das Schmuggeln ist nichtsdestoweniger durch die zahlreichen Strandwächter erschwert, ja beinahe unmöglich gemacht. Das Alles ging recht gut, so lange London nicht seine heutige Ausdehnung, als der londoner Themsehafen noch nicht seine heutige Bedeutung erreicht hatte. Wollte man gegenwärtig, wo an manchem Tage dreihundert Fahrzeuge und mehr den Fluß heraufgeschwommen kommen, sie sämmtlich vors Zollhaus postiren, damit sie dort der Reihe nach untersucht würden, so müßte man das Flußbett ums Dreifache erweitern, und auch dann würde der Raum nicht hinreichen, auch dann wäre der Fluß bald von der Masse der Fahrzeuge gesperrt, abgesehen davon, daß letztere oft wochenlang zum großen Schaden der Besitzer warten müßten, bis sie an die Reihe kämen. Diesem Uebelstande abzuhelfen, wurden die Docks errichtet. Sie verdanken, wie die meisten Anstalten in England, dem Unternehmungsgeiste von Privatgesellschaften ihre Entstehung, und die Regierung hat nichts dabei zu thun, als die großen Taxen einzustecken, welche die Gesellschaften nach vorgeschriebenen Steuerrubriken zu bezahlen haben.

Jetzt wie vor Jahren giebt es Küstenwächter von Sheerneß bis nach Gravesend; jetzt wie früher steigen Zollbeamte bei letzterem Orte an Bord jedes stromaufwärts segelnden Schiffes; auch steht es jedem Fahrzeuge frei, beim Zollhaus zu landen, und wenn es schnell abgefertigt — wie dies bei Passagierdampfern der Fall ist — sich dort der sofortigen Visitation zu unterziehen. Aber es ist nicht dazu gezwungen; es kann in einen der Docks einlaufen und daselbst mit seiner unverzollten Fracht liegen bleiben, so lange es in seinem Interesse ist. Eben dieses Liegenbleiben der unverzollten Frachtgüter ist mehr noch als einer der oben angegebenen Umstände das hauptveranlassende Moment zur Erbauung der Docks gewesen. Ein Beispiel wird die Sache klar machen.

Denken wir uns, ein Schiff kommt mit Häuten beladen aus Südamerika in die Themse. Die Fracht beträgt an und für sich eine große Summe Geldes, und es wäre überdies eine namhafte Summe an Zoll zu erlegen. Wer weiß aber, wie lange die Häute liegen müssen, bevor sie einen Käufer finden? Vielleicht ließe sie der Besitzer sogar länger liegen, wenn er Aussicht hätte, nach einiger Zeit einen höheren Preis für die Waaren zu bekommen. Wäre er gezwungen, den Zoll sogleich zu zahlen, so müßte er die Interessen dieses, dem Staate ausgezahlten Capitals auf die Waare schlagen, diese dadurch vertheuern. Dadurch aber, daß er sein Fahrzeug in die Bassins der Docks legen, seine Waare in den Magazinen derselben unterbringen kann, hat er einen doppelten Vortheil: er braucht seinem Capitain nicht erst baares Geld fürs englische Zollamt auf die Reise zu geben, und dieses Capital bleibt ihm nicht monatelang unverzinst. Seine Häute liegen in den Dockmagazinen; sein londoner Haus oder Agent oder der Makler, durch dessen Hände am Ende doch in London jede Waare gehen muß, besichtigt, ordnet, verkauft sie, und der Käufer bezahlt den Eingangszoll erst dann, wenn er die Häute aus den Docks nimmt.

Durch diese Manipulation werden dem großen Verkehre unendliche Erleichterungen gewährt, und die englische Regierung, consequent in ihrem Grundsatze, dem Verkehre jeden möglichen Vorschub zu leisten, hat auch von Anfang an die Anlegung der Docks begünstigt. Von Schmuggelei in großem Maßstabe kann in den Docks nicht leicht die Rede sein. Die Bassins und Magazine sind zumeist mit hohen Mauern umgeben; ein schmaler Schleusencanal führt von der Themse aus in die inneren Räume; und an allen Eingängen halten Zollbeamte Wache und haben das Recht, jeden Hinausgehenden zu untersuchen, ob er nicht unverzollte Waaren verschleppe. Die Matrosen jener Fahrzeuge, die in den Docks vor Anker liegen, sind überdies einem genauen Reglement, einer strengen Disciplin unterworfen. Am Ende — gelingts auch einmal einer Theerjacke, eine Flasche Cognac, ein Pfund Thee oder Cigarren hinauszuschmuggeln, so kann der Schatzkanzler Ihrer Majestät den Verlust verschmerzen. Die Dockgesellschaften verzinsen aber ihre angelegten Capitalien sehr gut; ihre Revenüen bestehen in den Gebühren, welche die Schiffe in den Bassins, die Waaren auf den Lagerplätzen zu bezahlen haben; und diese Gebühren sind ziemlich bedeutend.

Nachdem wir den allgemeinen Zweck und Nutzen der Docks in Kurzem auseinandergesetzt haben, wollen wir unsere Wanderung durch einen derselben antreten und uns ein wenig die Details besehen. Wir wählen dazu die London-Docks, die, wenn auch nicht die größten, doch Jahr aus Jahr ein die belebtesten sind und dem Besucher die größte Mannigfaltigkeit bieten.

Durch die engen Citystraßen, vor dem finstern

Tower vorbei durch schmutzige Quartiere, wo eine Kneipe sich an die andere reiht, gelangen wir an das Thor der London-Docks. Es steht für Jeden offen. Fuhrwerke, Karren und Menschen strömen ab und zu. Wir treten ein und befinden uns in einer breiten, schlecht gepflasterten Straße, die rechts von einer Reihe hoher Waarenhäuser, links von einer schlecht überworfenen Mauer, an der ein paar hundert zweirädrige Karren angelehnt stehen, begrenzt ist. Wir haben durch die Güte eines Citykaufmanns eine allgemeine Einlaßkarte, einen passe-partout, der uns alle Thüren und Thore öffnet. Da steht gleich rechts über einer Magazinthüre die Inschrift: Ivory house, das heißt Elfenbeinhaus. Der Titel klingt pikant; wir treten ein, zeigen beim ersten Büreau unsere Karte und erhalten einen Mann zur Begleitung, der uns auf alle unsere Fragen möglichst befriedigende Auskunft geben wird. Er führt uns durch weite Räume, in denen wir auf mehr oder weniger geordnete Massen von Elephantenzähnen, Rhinozeroshörnern, Sägefischwaffen und Schildkrötenplatten stoßen.

Aus der Straße, in welcher das Elfenbeinhaus mit noch anderen Magazinen steht, gelangen wir in einen regelmäßigen, sich nach allen Richtungen hin erweiternden, ungeheuren offenen Raum, der im Süden durch das größte der Bassins ab- und ringsherum von Waarenhäusern eingeschlossen ist. Hier fängt das eigentliche bewegte Leben der Docks an. So weit das Auge reichen kann, liegt Faß an Faß gereiht. Zwischen denselben laufen schmale Wege kreuz und quer, auf denen sich Menschen, Pferde, Karren aller Art wirr durcheinander treiben.

Bei der großen Anhäufung von Vorräthen hat nämlich jeder einzelne Artikel sein besonderes Quartier. Zur Linken, wo wir gerade stehen, sieht Alles merkwürdig blau gefärbt aus. Ein nach drei Seiten freistehendes, wohl fünf Stockwerke hohes Gebäude zeigt uns ein tiefblau gefärbtes Eingangsthor. Die Fensterrahmen sind blau, die Wände der inneren Gänge, die Treppen und Geländer sind blau, und — sonderbar — auch die Arbeiter, die aus- und eingehen, sind blau in ihrer Kleidung, in ihrer Gesichtsfarbe bis ins Weiß des Auges hinein. Auf die Gefahr, selbst blau gefärbt zu werden, treten wir ins Thor; es führt zu den Indigolagern, den größten und reichsten der Welt. Wohl liegt die kostbare Waare in tausend und abertausend Kisten sorgfältig verpackt, die meisten von ihnen noch fest verschlossen, wie sie von den bengalischen Lieferanten zur weiten Seereise hergerichtet wurden; aber der Indigostaub ist fein, wie kein anderer; er zwängt sich durch die Spalten und Poren seiner Verpackung an die freie Luft hinaus. Zudem werden hier den Tag über Hunderte von Kisten geöffnet, um den Kauflustigen als Muster für ganze Partien zu gelten; so ist es denn natürlich, daß der feine Staub sich nach allen Richtungen hin zerstreut, alle Gegenstände in der Umgegend tiefblau überzieht und dem neugierigen Eindringling ein unverfängliches Kennzeichen mit auf den Heimweg giebt, daß er sich zu Hause wie ein lebendiges blaues Wunder im Spiegel beschauen mag.

Die großen Theewaarenlager in den Docks haben auch für den fremden Besucher ein viel größeres Interesse, als dies noch vor etwa fünfzig Jahren der Fall war. Je weniger das Land selbst, in welchem das Theeblatt gebaut und getrocknet wird, für uns zugänglich ist, desto neugieriger schauen wir auf die Millionen kleiner, schmutzigbrauner Kistchen, die inwendig mit Metallpapier überzogen sind, um die trockenen Blätter vor der Seefeuchtigkeit zu schützen, und die auf der Außenseite zum großen Theile ebenfalls mit Papier überklebt sind, worauf die Sorte der Waare, ihr Erzeugungsort und die Firma, von der sie expedirt wurde, in chinesischer Schrift verzeichnet steht. Den Laien interessirt die Fremdartigkeit der Verpackungsart, den Kaufmann reizt es, einmal ein echt chinesisches Consignamente zu Gesicht zu bekommen. Abgesehen davon imponirt die Masse an und für sich. Magazine wie diese, die Lagerplätze für 120,000 Kisten Thee haben, findet man schwerlich auf irgend einem andern Flecke der Erde wieder.

In der Massenhaftigkeit eines Gegenstandes liegt ein eigenthümlich anregendes Interesse, zumal in dem Falle, wo das cultur- und mercantil-historische Interesse zugleich in den Vordergrund tritt. Hier reiht sich Saal an Saal vom Erdgeschoß bis in das fünfte Stockwerk hinauf, hier bewegen wir uns zwischen hölzernen buntbemalten Scheidewänden, die eben nur aus übereinander gethürmten Theekisten bestehen. Es ist eine kleine Stadt mit unzähligen verschlungenen Gäßchen, die hie und da in einen kleinen offengelassenen Platz ausmünden. Leicht verirrt man sich ohne Führer in diesen Theekisten-Gassen, denn die Räume sind menschenleer. Nur hie und da sieht man einen Agenten,

Commissionär oder Makler einsam durch die engen Kisten-Straßen wandeln. Er weiß, was er sucht, und wo er es zu finden hat. Er hebt den Deckel der einen oder andern Kiste ab, nimmt eine Hand voll aus seiner stillen Behausung, riecht daran, prüft seine Farbe, läßt ihn durch die Finger gleiten, notirt sich Etwas in sein Taschenbuch und geht weiter, um dasselbe Experiment bei einer andern Partie zu wiederholen.

Unsere Lippen sind von der langen Wanderung, von Indigo und Thee ziemlich trocken geworden; drum, sollten wir auch wie Proserpina verdammt sein, in dieser Unterwelt zu bleiben, es muß ein Schluck des besten Weines hier gethan werden.

Unser Führer bleibt an der Schwelle und an seiner Stelle tritt ein anderer Geselle vor, um uns den Weg zu zeigen. Er giebt jedem von uns ein Grubenlicht zur Hand und so treten wir paarweise die Wanderung ins Dunkel an. Die Wege zwischen den Fässern sind rein, mit Sand bestreut, und tragen zwei Eisenbahnschienen, um den Küfern das Hin- und Herrollen der schweren Fässer zu erleichtern. Rings herum, so weit unser Auge reicht, Faß an Faß. Aber das will nicht viel sagen; unser Auge reicht eben nicht weit durch die Dunkelheit, und nur die matten Oellampen, die wir nach allen Richtungen hin von der Decke herab wie Glühwürmer leuchten sehen, sagen uns, daß wir uns in einem unterirdischen Gewölbe von ungewöhnlicher Ausdehnung befinden. In der That kann man hier lange herumstreichen, ehe man durch alle Gänge gekommen ist. Dieser Keller bedeckt zwölf Acker unterirdischen Bodens, und seine Schienenwege sollen dreizehn englische Meilen lang sein. Es ist dies nicht der einzige, aber doch der größte von den Dockkellern, und überhaupt das weiteste unterirdische Gewölbe, das nach der Aussage unseres Führers von Menschenhänden in unserer Zeit gebaut wurde. Der Eindruck des Ganzen, namentlich an Kreuzwegen, wo man die Lampenflämmchen sich nach allen Richtungen hin ins Unendliche verlieren sieht, ist ein imposanter; es überkommt uns ein Stück schauderhafter Romantik, wenn wir unser Grubenlicht von dem saubern Sandboden hinauf gegen die schwarze Decke heben, von wo seltsam geformte, unheimlich ausschauende, schwarz und grau gefärbte, ellenlange Pflanzengebilde herabhängen, die sich an der feuchten Kellerdecke eingenistet haben, und nur der Ausdünstung des Weines ihre bedeutende Länge verdanken mögen.

Von Zeit zu Zeit bleiben wir stehen, und lassen uns von dem uns führenden Gesellen ein Glas Portwein oder Xeres credenzen. Das wird uns Niemand übelnehmen, der mit uns die beschwerliche Wanderung Trepp auf Trepp ab zwischen Kisten und Fässern durchgemacht hat. Der Wein schmeckt gut in der kühlen Tiefe, doch wird in diesen weinduftgefüllten Kellern der Kopf auch ohne Trinken bald schwer. Man nippt aus diesem, nippt aus jenem Fasse, und was im Glase übrig bleibt, wird vom Küper unbarmherzig auf den Boden geschüttet, weil ihm selbst das Weintrinken bei Verlust seines Amtes verboten ist. Und es ist ganz unglaublich, wie viel durch dieses Wegschütten allein auf diesem Fleck an Wein verloren geht. Hat doch jeder Kaufmann, der in den Docks Weine lagern hat, das Recht, so viel Tasting orders, d. h. Erlaubnißkarten zum Kosten, auszustellen, als er will. Sonst wäre es ihm auch nicht möglich, seinem Käufer die Waare vorzuführen, die er feil hat. Und so kommt es auch, daß Fremde, die am allerwenigsten Weinkäufer sind, sich von irgend einem Weinhändler ohne viel Mühe einen solchen Tasting order verschaffen, der nicht immer, wie es heute bei uns der Fall ist, blos zur Befriedigung von Touristen-Wißbegierde dient, sondern ganz ehrlich benützt wird, um mit guten Freunden zu einem tüchtigen Quantum des ausgesuchtesten Rebensaftes zu gelangen.

In das Innere der Waarenhäuser werfen wir nur hin und wieder einen schüchternen Blick; es gelüstet uns für heute nicht mehr, Wanderungen zwischen endlosen Reihen von Kisten und Ballen zu unternehmen, aber im Vorübergehen können wir uns doch nicht erwehren, unser Auge über die fabelhaften Vorräthe von australischer Wolle, von Seide aller Länder, von Farbehölzern, Thierhörnern, Baumwolle, Baumstämmen, Gewürzen aller Art,. Häuten, Leder, Zucker, Kaffee u. s. w. streifen zu lassen. Es ist, als ob die Ernte aller Erdstriche unverkürzt nach diesen Lagerplätzen gebracht worden wäre; und so groß sind die aufgehäuften Quantitäten, und so viel geht von Zucker, Kaffee, Specereien u. dgl. beim Oeffnen und Umpacken der Kisten und Fässer verloren, daß das Kehricht der London-Docks für eine namhafte Summe verpachtet werden kann, daß der Pächter desselben in wenigen Jahren ein reicher Mann geworden sein soll.

So reiht sich ein Waarenhaus ans andere, und vor denselben ächzen Hunderte von eisernen Krahnen unter ihrer Last, und Tausende von Arbeitern: Zimmerleute, Faßbinder, Lastträger, Makler und Dockbeamte rennen auf und ab, aus und ein, und im großen Bassin dicht bis an die Umrandung aneinander gedrängt liegen die Schiffe, auf denen Matrosen und Lastträger mit Ameisenthätigkeit beschäftigt sind, Waaren ans Land oder an Bord zu bringen. Hier vereinigt sich Dock- und Matrosenleben zu einem malerischen Ganzen. An keinem Punkte der Themse sind die Fahrzeuge so dicht aneinander gedrängt wie in diesen Dockbassins; nirgend sieht man das Netzwerk der Takelage so dicht durcheinander gewebt; in keinem andern Hafenbassin der Welt treiben sich so viele verschiedenartige Nationalitäten umher. Neben dem Holländer ankert der Kauffahrer aus Brasilien mit Kaffee und Farbehölzern vollgeladen; der Däne bringt sein Hornvieh ans Land; belgische und französische Schiffe laden Glas, Leder, Eier, Obst und Gemüse aus; der Amerikaner wälzt seine Tabakfässer und Baumwollenballen ans Land; russische und deutsche Ostseefahrer haben ihre Getreideladungen bereits in die Magazine untergebracht und warten auf Rückfracht; englische Fahrzeuge aus Indien, Australien, Canada und vom Cap ziehen durch die geöffneten Schleusenthore; und was eben keine Arbeit hat, vergnügt sich in seiner Weise, kocht, ißt, trinkt, sitzt oder träumt auf Verdecken und in Mastkörben, flickt am Segel- oder Tauwerk, und denkt der fernen Heimat, und summt sich das Lied vor, das er am liebsten hat.

Ueber unsern Wanderungen ist es Abend geworden. Die Nebel von der Themse lagern sich zwischen den Masten; Arbeiter holen ihre Röcke und verlassen ihre Werkstätte; die Krahne feiern; die Bureaus werden geschlossen; Matrose und Schiffsjunge kauert müde auf dem Deck oder spaziert in die benachbarten Schenken; die Thore der Waarenhäuser fallen zu; in wenigen Minuten wirds hier öde sein; nur der Feuerwächter macht die Runde und in den kleinen Häuschen der Schleusenhüter wird es helle. [139]

---

5. Sonntag in London.

[L. Kalisch, Th. F. Kniewel.]

Ein Sonntag in London ist ohne den Sonnabend-Abend nicht verständlich. Ein Sonnabend-Abend in London gehört aber zu dem Interessantesten, was man in dieser ungeheuren Stadt sehen kann. An diesem Abend erhält die arbeitende Classe ihren Wochenlohn und holt sich ihren Vorrath für den kommenden Tag. Da sie nun erst gegen Abend ihren Lohn erhält, so bleiben ihr für die herbeizuschaffenden Lebensmittel nur einige Stunden übrig, und wenn man bedenkt, wie groß die Zahl dieser Classe in London ist und wie gedrängt sie in einzelnen Theilen der Riesenstadt zusammenwohnt, so kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wie lebhaft das Treiben in jenen Stunden sein muß.

Nur an einem Samstag-Abend kann man sehen, wie ungeheuer die Bevölkerung Londons ist. Wer dann zwischen acht und zehn Uhr die armen und ärmsten Straßen besucht, der wird von einem Schauspiele überrascht werden, das in der ganzen Welt seines Gleichen nicht mehr hat. Es ist ein Treiben, ein Drängen und Drücken, ein Eilen, Jagen und Hetzen nach Mundvorrath, als ob es gälte, sich auf sieben Hungerjahre zu verproviantiren. Nicht nur sind die Metzgerläden voll gefüllt, sondern die ganze Fronte der Metzgerhäuser vom Erdgeschosse bis zum Giebel hinauf ist von Hammels- und Kalbskeulen, von Schinken, Lendenstücken und geräuchertem Specke ganz bedeckt, so daß diese Häuser das Aussehen ungeheurer Fleischberge gewinnen. Vor diesen Häusern gehen die Metzger, wie die Marktschreier vor den Meßbuden, auf und ab und suchen durch ihr unausgesetztes „buy! buy! buy!“ sich Kunden herbeizuheulen. Die Fleischhändler stehen aber auch zuweilen in der Mitte der Straße, so recht in der Brandung der Menschenwogen, und bieten unter entsetzlichem Geschrei ihre Waaren feil.

Ebenso lebhaft, wie auf diesen Straßen, ist es in den Public Houses, in den Bier- und Branntweinschenken. Diese sind an jenen Aben-

den stets überfüllt. Jedes Geschlecht, jedes Alter ist hier vertreten. Der Jüngling und der Greis am Stabe leert hier, gleichsam vor Thorschluß, eine Pinte nach der andern, und mancher beschließt den Sonnabend damit, daß er erst aus seinem Rausch erwacht, wenn die Hälfte des Sonntags bereits vorüber. Die Frauen wetteifern in dieser schönen Gewohnheit mit den Männern, und das widerwärtige Schauspiel, Frauen betrunken zu sehen, ein Schauspiel, das jeden nur halbwegs Feinfühlenden mit Ekel, Verachtung und tiefem Mitleid erfüllen muß, zeigt sich besonders am Vorabend der heiligen Sonntagsfeier in London so häufig, daß man sich unter Barbaren versetzt glaubt.

Es ist an den Samstag-Abenden oft ein solcher Zudrang nach den Bierschenken, daß eine nicht unbeträchtliche Menschenmenge vor den Thüren derselben Queue machen muß. Dieser Eifer, die letzten Stunden vor dem Beginne des Sonntags noch recht zu benutzen, ist nicht nur in den armen Stadttheilen wahrzunehmen, sondern auch im Westend, in den Straßen, die an Regentsstreet und Piccadilly grenzen. Auch ist es nicht ausschließlich die niedere Volksclasse, die in Porter und Staut die Vernunft ersäuft; man sieht nicht selten ganz anständig gekleidete Herren, in deren Beinen eine vollständige Anarchie herrscht und die aus Furcht, mit dem Straßenpflaster in unangenehme Berührung zu kommen, sich so dicht wie möglich an die Häuserreihen halten und mit unsäglicher Mühe ihre Schritte fördern.

Sind nun an jenen Abenden die Bierhäuser gedrängt voll, so ist das Gedränge zu den Pfandhäusern nicht minder lebhaft. Jeder, der nur noch etwas auf sein Aeußeres hält, beeilt sich, aus jenen Anstalten das Kleidungsstück für den Sonntag einzulösen, um es — am Montage wieder zu verpfänden. Die Pfandhäuser in England sind ein Privatunternehmen; die Regierung hat nichts damit zu schaffen. Sie ertheilt dem Pfandverleiher die Erlaubniß, ein Pfandhaus zu etabliren, und kümmert sich nicht weiter um ihn. In London sind über vierthalbhundert Pfandhäuser. Daß der größte Theil derselben gerade in den ärmeren und ärmsten Stadttheilen sich befindet, versteht sich von selbst. Der arme Mann braucht nicht weit zu gehen; es ist in dieser Beziehung für seine Bequemlichkeit aufs Vollkommenste gesorgt, aber eben diese Bequemlichkeit richtet ihn zu Grunde. Dieses bunte Treiben nimmt mit dem Glockenschlag zwölf ein Ende. Alle Läden, alle Schenken, alle Theater und Vergnügungsorte werden dann geschlossen. Es ist Sonntag und London giebt den Geist auf.

Man hat bei uns keinen Begriff von einem englischen Sonntag, von dieser gottesfürchtigen Langeweile, die mit ihrem bleiernen Scepter das freie Albion unumschränkt beherrscht. Der Engländer ist an einem Sonntag unnahbar. Er hält sich hinter Schloß und Riegel vor jedem Besuche gesichert, und der Ausländer, der hier nicht einen Landsmann hat, wird dann das Opfer der Zeit, die ihm an einem solchen Tage zur Ewigkeit wird. Eisenbahnzüge und Omnibus sind Sonntags, wenn auch in geringer Anzahl, vorhanden. Aber alle öffentlichen Vergnügungen hören an diesem Tage auf, die Theater und Gemäldegalerien, die Sammlungen der Kunstgegenstände und Ausstellungen, die Kaffee- und Spielhäuser sind geschlossen; den Kindern sogar werden ihre Scherze und Spiele, z. B. das Ballspiel, verboten. In langen Zügen bewegen sich die ernsten Kirchgänger aus einer Kirche in die andere, da es allgemein Regel ist, die Kirche zweimal zu besuchen. Manche machen sich ein Gewissen daraus, zur Kirche zu fahren, und gehen daher, sowohl der Pferde als der Kutscher wegen, lieber zu Fuß. Selbst die Postanstalten werden in Verschluß gehalten, so daß man weder Briefe wegschicken noch empfangen kann. Das Lesen nichtreligiöser Schriften ist völlig verpönt, weshalb Viele nicht einmal die am Sonntage zugeschickten Zeitungsblätter öffnen, sondern sie bis zum Montage auf die Seite legen; nur in der Bibel, im allgemeinen Gebetbuch (common prayer-book) oder in anderen geistlichen Schriftchen darf und soll gelesen werden.

Gerade der gewöhnliche Mann kann jedoch in England an Sonntagen Erheiterung haben durch Ausflüge in die ländlichen Umgebungen der Städte, die durch billig fahrende Eisenbahnen und Dampfboote sehr erleichtert werden. Auch findet man in einigen übervölkerten Stadttheilen den ganzen Sonntag hindurch viele Kaufläden, besonders Fleisch- und Bäckerläden, Bier- und Branntweinschenken geöffnet; ja, es führen sogar einige Wirthshäuser die Inschrift: „Sonntagsschenken" (Sunday-tavern) im Schilde, indem sie ihr Treiben mit dem dringenden Begehr der unermeßlichen Fremden-, insbesondere der Matrosen- und Arbeiterschaar, entschuldigen. Gemüse-, Blumen-, Obstverkauf wird, wenn auch nicht auf öffentlichem Markte, so doch in den Gärten der entfernteren Stadttheile getrieben. [74. 77]

6. Englische Küche und Tafel.

[Ida und J. G. Kohl.]

Die englische Küche verlangt vor allen Dingen ein festes, kräftiges und gesundes Fleisch. Schon des Morgens ißt man zum Kaffee oder Thee kalte Fleischspeisen, und der Luncheon-Tisch ist wiederum reichlich damit zum Glase Wein ausgestattet. Als Zugemüse genügen in der Regel einige nüchterne wässerige Kartoffeln. Suppen ißt man nur ausnahmsweise. Saucen versteht man nicht zu machen. Die Pasteten sind fest und kleistrig, das Brod dicht, das Getränk schwer. Kräftigkeit, Einförmigkeit und die größte Nüchternheit zeichnet die englische Küche aus. Am meisten verbreitet in England ist das Hammelfleisch, und dem Reisenden wird auf Stegen und Wegen „ein Stück hübsche, saftige Hammelrippe" (Mutton chop) zur Labung und Stärkung angepriesen. Das berühmteste Nationalgericht aber ist „der Ochsenbraten von Alt-England" (the roastbeef of old England), wie man sich mit Stolz ausdrückt. Ihm zunächst steht das zweite Hauptgericht: die Hammelskeule, welche beinahe ebenso häufig gegessen wird, als bei uns der von den Engländern verachtete Kalbsbraten. Beide Gerichte sind in der Regel vortrefflich, mürbe, kräftig und schmackhaft; nur möchte man ihnen oft eine bessere Gesellschaft wünschen, als die zwei von Wasser triefenden Kohlblätter und die drei im Kerne fast immer etwas rohen Kartoffeln, die man gewöhnlich dazu erhält. Wegen seines Ansehens wird der Roastbeef gewöhnlich vor dem Herrn des Hauses hingesetzt, während das Huhn und der Puterbraten, die häufig neben dem Roastbeef herflattern, der Hausfrau am andern Ende des Tisches zum Tranchiren zu Theil werden. Die Puter gehören zu den beliebtesten englischen Geflügelbraten und ein Dampfschiff brachte an einem der jüngsten Weihnachten nicht weniger als 11,000 Puter aus einer Grafschaft nach London. Zu dieser Zeit pflegt man auch einen bunt ausgeschmückten Schweinskopf zu essen, der gegen das Ende der Tafel aufgetragen wird. Dem Roastbeef eng verschwistert ist der Plumpudding (Rosinen-Pudding), der ebenfalls die Bezeichnung „von Alt-England" bekommt. Das Schmackhafteste und Beste aber, was die englische Backkunst hervorgebracht hat, sind die sogenannten gehackten Pasteten (Mincepies). Diese bestehen aus einem Gehackfel von Fleisch, Eiern, Zucker, Korinthen, Citronen- und Orangenschalen, nebst verschiedenen Arten von Gewürzen, welches Alles in einem losen, fetten Blätterteig verborgen steckt. Austern sind in dem überall von Austernbänken umkränzten Insellande gemeiner, als in irgend einem Lande Europas; doch ißt man sie nur in denjenigen Monaten, in welchen kein „r" vorkommt, wie wir unsere Krebse. Uebrigens hat jeder Festtag in England seine eigene Speise. Es giebt Michaelis-, Ostern- und andere Festkuchen. Die Einförmigkeit der englischen Speisebereitungskunst zeigt sich besonders beim Brode; denn man trifft in ganz England durchweg dasselbe dichte Weizenbrod, welches von allen Classen gegessen wird. Die Form dieser Brode ist überall gleich; es ist ein kleineres Rund auf ein größeres gesetzt, die im Backen beide etwas zerfließen und sich abplatten. Das braune Brod wird gewöhnlich nur in kleineren Quantitäten für Solche gebacken, die einen besondern Geschmack daran finden. Haferbrod ist in Schottland, Irland und im Norden von England das gewöhnliche, geschmacklose und entkräftende Nahrungsmittel der Armen und Landbewohner.

Die englischen Tischgebräuche haben manches Eigenthümliche. Servietten werden für gewöhnlich nicht hingelegt. Diese sind ein Luxus, den man sich nur in einigen Häusern und bei Gesellschaft erlaubt. Denn die Engländer essen so manierlich, daß sie meistens keine Serviette nöthig haben; sonst hilft das Tischtuch aus. Vor dem Niedersetzen sagt man ein Gebet. In den Familien spricht es gewöhnlich der Vater oder der älteste Sohn laut; sonst aber sagt es ein jeder über seinen Stuhl gelehnt und still niederblickend, leise für sich. Es besteht in den kurzen Worten: „Für das, was wir nun empfangen werden, Herr, mache uns aufrichtig dankbar." Nach dem Gebet setzt man sich. Mit der Suppe kann ein Deutscher, wenn er sie bekommt, leicht fertig werden, aber schon beim Fisch muß man sich hüten, ja kein Messer

anzurühren, sondern man darf nur die Gabel in die rechte Hand nehmen. Mit einem Stückchen Brod in der Linken hilft man nach und räumt die Gräten vorsichtig aus dem Wege. Nach dem Fische, oder wohl auch schon nach der Suppe, fragen die Herren ihre Damen: „Kann ich das Vergnügen haben, mit Ihnen ein Gläschen Wein zu trinken?“ Eine Dame antwortet immer freundlich bejahend. Die beiden Gläser werden gefüllt mit Portwein oder „Sherry“ (verderbt aus Xeres, womit man alle spanischen Weine bezeichnet), „Hock“ (Abkürzung von Hochheim für alle rheinischen Weine) oder „Claret“ (Name für alle Franzweine) nach der Wahl der Dame. Beide nehmen ihr Glas gleichzeitig in die Hand, sehen sich mit einer leichten Verbeugung hold lächelnd an, und darauf erst darf das Glas die Lippen berühren. In einigen Häusern ist diese hübsche alte Sitte indeß schon außer Gebrauch gekommen. Fremden Gästen trinkt der Wirth des Hauses gewöhnlich das erste Glas zu. Das deutsche Anstoßen mit den Gläsern und Klingehoch ist gegen die englische Sitte. Bei den Puddings wird man sich wohl schon von selber nur des Löffels und der Gabel bedienen. Nach dem Braten kommen die Toasts. Wenn darauf der Stiltoner Käse abgetragen ist, und das Tischtuch verschwindet, so daß nur der blanke Mahagony-Tisch sichtbar wird: dann steht der Hausherr oder der Geistliche, wenn einer zugegen ist, auf und spricht das Dankgebet in folgenden kurzen Worten: „Des Herrn Name sei gepriesen für Alles, was wir empfangen haben.“ Dann folgt der Nachtisch mit Obst und Gebäcksel, wobei die farbigen, geschliffenen Weinflaschen nicht selten in einem silbernen Wagen mit ebenfalls silbernen Rädern auf der glatten Mahagony-Bahn munter in der Runde umherrollen, und wobei Jeder sich nach Belieben einschenkt, aber Jede sich von ihrem Nachbar bedienen läßt. Hat man genug in Trauben und Pfirsichen geschwelgt, hat man genug Nüsse geknackt und Wortspiele belacht oder selber gemacht: so giebt die Dame vom Hause ihren Freundinnen einen leisen Wink. Alle erheben sich. So auch die Herren. Der, welcher am unteren Ende des Tisches sitzt, öffnet den Schönen mit einer Verbeugung die Flügelthüren, und die Herren sind nun alleingelassen. Sofort sieht man die Gesichter einer Menge bisher etwas wortkarger Herren sich aufheitern. Einige reichen sich die Hände und springen lustig zum Kamine. Die meisten füllen sich augenblicklich die Gläser von Neuem. Die Stühle der Damen werden bei Seite geschoben und alle Herren rücken zu vertraulichem Gespräche nahe zusammen. Der kleine silberne Flaschenwagen läuft nun mit Extrapost um den Tisch herum, und Anecdoten, lustige Erzählungen, auch ernste Gespräche würzen die Unterhaltung. [79]

---

7. Merry Christmas.

[L. Kalisch.]

Das Weihnachtsfest ist das populärste Fest des Engländers. Er freut sich ein halbes Jahr darauf und consumirt dann den Vorrath von Lust und Fröhlichkeit des ganzen Jahres. Wenn der Engländer auch das ganze Jahr hindurch nicht liebenswürdig ist, zur Weihnachtszeit ist er gewiß liebenswürdig — wenigstens so viel, als er sein kann.

Die Vorbereitungen dazu beginnen schon am Anfange des December. Das Vieh macht den Anfang. Da nämlich der Engländer nicht lustig sein kann, wenn er nicht ißt, so muß vor allen Dingen für Fleisch gesorgt sein. Dem Weihnachtsfeste gehen die Cattle shows, die Viehausstellungen, voraus. Die nächsten Spuren des herannahenden Weihnachtsfestes bemerkt man alsdann an den Metzgerläden, diese sind mit Prachtstücken geschmückt, an denen man die Fettwerdung des Fleisches bewundern kann, und es geht selten ein Engländer vor einem solchen Laden vorbei, ohne einen schmachtenden Blick darauf zu richten. Besonders aber erregt diese Herrlichkeit die Sehnsucht der niedern Classe. Ich habe während jener Zeit manchen armen Teufel vor einem Lendenstücke wohl zehn Minuten stehen sehen, es mit hungrigen Augen verschluckend und die Worte: „Beautiful! Splendid! Capital!“ mit unbeschreiblicher Extase rufend.

Neben den Metzgerläden bemerkt man an

den Specereiläden die herannahende Weihnachtszeit. Ganze Bergketten von Rosinen, Korinthen, überzuckerten Pomeranzen- und Limonenschalen sind hinter den Schaufenstern aufgehäuft. Wenn ich von Bergketten rede, so ist das nicht ganz eine rhetorische Figur; es sind wirklich ungeheuer hoch aufgethürmte Massen jener süßen Früchte, die zur Bereitung des Christmas-Pudding unumgänglich nothwendig sind. Der Engländer liebt überhaupt das Massenhafte; die englischen Läden zeichnen sich daher nicht durch geschmackvolle Anordnung, sondern durch Waarenreichthum aus. An jenen dem Weihnachtsfeste vorangehenden Tagen aber ist jeder Laden noch viel massenhafter gefüllt.

Dem Engländer ist das Weihnachtsfest ein Fest der Freude; an Weihnachten legt er sein kaltes, ernstes Gesicht ab und will auch überall heitere, lebensfrohe Gesichter sehen. Zu keiner Zeit ist er so freundlich, so zuvorkommend und so wohlthätig. Alle Armen-Anstalten erhalten reichliche Beisteuern, um das schöne Fest aufs Freudigste begehen zu können, und dem Hülfsbedürftigen wird zu jener Zeit selten eine Gabe verweigert. Jeder nur einigermaßen wohlthätige Engländer aber zeigt an diesem Tage die unbegrenzteste Gastfreundschaft, und der Ausländer, der nur irgend eine englische Bekanntschaft hat, kann sicher darauf rechnen, daß er zum Weihnachts-Abend eine Einladung erhält und daß ihn der freundlichste Empfang, die zuvorkommendste Bewirthung erwartet.

Ein Weihnachtsdiner in England unterscheidet sich von den gewöhnlichen Diners nicht nur durch den Reichthum, sondern auch durch gewisse Gerichte, die dabei durchaus nicht fehlen dürfen, nämlich: durch das überaus fette Rindfleisch, durch den welschen Hahn und vor Allem durch den Pudding. Ein englischer Christ-Abend ohne Pudding ist kein Christ-Abend, sondern ein Unsinn, ein Anachronismus, eine Blasphemie. Alle Wohlgerüche Arabiens ersetzen dem Engländer den Duft des Puddings nicht an Weihnachten, und von der Tafel der Königin in Windsor bis zur niedrigsten Hütte des Allerärmsten muß am Weihnachts-Abend der Pudding dampfen. Dieser Pudding ist mit einem Stechpalmenzweige geschmückt, der ihm im dunkelbraunen Busen steckt. Die Stechpalme spielt eine Hauptrolle in der englischen Christmasfeier. Sie prangt in jedem Laden. Die Metzger spicken ihre Fleischmassen damit und man sieht vor Weihnachten kein Hinterviertel, in welchem nicht ein halbes Dutzend solcher Zweige steckte.

Die englischen Weihnachten unterscheiden sich sehr von deutschen. Man kennt in England die Christbäume nicht; der Duft des Puddings aber vermag einem Deutschen nicht den Geruch der Tanne zu ersetzen, und im Glanze der Gasflammen sehnt er sich nach den kleinen bunten Wachskerzchen, die zwischen den grünen Nadeln und den vergoldeten Nüssen und Pfefferkuchen märchenhaft glitzern.

Dem Engländer ist das Weihnachtsfest eine Art Carneval, ein Fest, an welchem man dem Scherze den Zügel schießen läßt, und dem Humor, wo er sich einstellt, sehr durch die Finger sieht. Man tanzt, man singt, man spielt und fühlt sich froh, daß man wenigstens einmal im Jahre lustig sein darf, ohne daß die Convenienz, oder das „heavy decorum", wie es der Engländer in Selbstverspottung nennt, mit strafender Geberde dazwischen fährt. Am Weihnachtsabend wird in englischen Familienkreisen nicht gegähnt, was an andern Abenden gewöhnlich geschieht. Am Weihnachtsabend thaut der Engländer auf; ja, er wird warm und ist dann ein angenehmer Wirth, ein lustiger Gesellschafter. Er ist dann für Musik, von der er nichts versteht, sehr passionirt, und befindet sich ein Deutscher in Gesellschaft, so wird er so lange mit Bitten bestürmt, „a german song" hören zu lassen, bis er, er mag Talent haben oder nicht, sich dazu verstehen muß. Der Engländer hat wohl etwas Gefühl für Musik, aber keinen Musiksinn, und da wir Deutsche mit Recht als die musikalischste Nation betrachtet werden, so gilt jeder Deutsche ohne Ausnahme dem Engländer als ein ausgemachter Musiker.

Die eigentliche Weihnachtszeit, Christmas time, findet mit dem Dreikönigs-Abend ihren Abschluß. Dieser Abend wird in Familienkreisen lustig verbracht und dem twelfth cake, dem Dreikönigskuchen, tüchtig zugesprochen. Nachdem der Dreikönigskuchen angebissen, ist die Christmas time vorüber. [74]

8. Englisches Nationalvergnügen.

[A. Jäger.]

Einige den Engländern recht eigene und mit ihrem Charakter innig verbundene Vergnügungen sind die Wettrennen, das Boxen, der Hahnenkampf und Wettfahrten auf dem Wasser. Hunde- und Thierhetzen und Taubenschießen sind nicht so allgemein und scheinen in Abnahme zu kommen, wie das Stockfechten (pugilism) schon längst verschwunden ist. Wettrennen, Races oder Horse Racing, ist das bevorrechtetste, für den Engländer das anziehendste Schauspiel; Groß und Klein, Alt und Jung, Mann und Weib nimmt theil daran, Alles wettet, und wer nichts zu wetten hat, gaudirt sich an dem „Nationalschauspiele." Es ist eine Ehre, die schönsten und schnellsten Pferde zu erziehen und zu besitzen; es ist eine Ehre, den Kampfpreis, gewöhnlich goldene oder silberne Becher, Vasen u. s. w., zu gewinnen; aber um Vieles gewinnbringender sind glückliche Wetten. Da wird überboten und betrogen, geschimpft und gelärmt, und in das Treiben mischt sich der Herzog und Millionär, wie der Gauner und der Jockey. In London werden Rennen während der Season am Ende des Hydepark gehalten, berühmter aber sind die in der Nähe Londons: in Epsom, Newmarket, früher der glänzendste und besuchteste Platz für Wettrennen, Ascot und Egham. Diese Oerter liegen in einem Umkreise von sechs bis acht Stunden um London. Die Rennen werden im Frühjahr und Herbst gehalten; erstere sind zahlreicher und grandioser. — Das Boxen ist in England zur Kunst ausgebildet; es giebt Boxlehrer und Boxplätze, wo sich Dilettanten und Meister messen. Das Volk boxt sich zum Vergnügen und im Ernst, wo sich ein Platz findet; die Polizei übersieht den Unfug und die Gerichte sind bei vorkommenden Beschädigungen, selbst bei erfolgten Todtschlägen, eine nicht gar seltene Erscheinung, milde, der unfreiwillige Mörder wird mit der Strafe des Manslaughter belegt. Bei Uebungen ziehen die Boxer dicke, gepolsterte Handschuhe an und setzen auch wohl eine Maske vor das Gesicht; gilt es ernstlich, so werfen sie Rock oder Jacke ab, streifen das Hemd zurück und attakiren. Jeder Schlag oder Stoß unterhalb des Magens ist ungesetzlich und verpönt, die Umstehenden agiren als Secundanten und fallen über den Frevler her. Sobald einer der Boxenden zu Boden geschlagen oder geworfen, ist er unantastbar, der Obsiegende wird entfernt; wollen die Kämpfer den Kampf erneuern, so steht ihnen das frei, gewöhnlich werden sie aber von Bekannten oder der Polizei, sobald die Sache sehr ernst zu werden droht, auseinander gebracht. Sehr häufig sieht man auf den Straßen, noch mehr auf öffentlichen Plätzen und vor Bierhäusern, einen Kreis neugieriger, jauchzender Menschen, die zwei Boxer umstehen, zurufen, applaudiren und tadeln. Da drängt sich Alles hinzu, die Lady läßt die Carosse, der Lord das Cabriolet halten, wer zu Fuß, vergrößert den Kreis. Oft theilen Reiche Geld aus, um das schöne Schauspiel einer Boxerei genießen zu können, oft bestechen sie geübte Faustheldem und ziehen mit ihnen, oft boxen sich selbst gebildete Männer, Lords und Pairs. Das Boxen ist seit **1791** zur Kunst erhoben; im genannten Jahre eröffnete der berühmte Boxer Don Mendoza eine Schule zur kunstgerechten Erlernung des Boxens, das Lyceum am Strand. Uebungen in Handschuhen (Sparring) werden noch heute gehalten und in öffentlichen Blättern annoncirt. — Der Hahnenkampf (Cock figthing oder Cock pit) spielte vordem eine wichtigere Rolle, er findet noch auf bestimmten Schaubühnen statt, aber nicht mehr so häufig, es müßten sich denn englische Hähne auf den Straßen und im Hühnerhofe bekriegen. Die englischen Hähne scheinen in der That kriegerischen Muth und heißes Blut zu besitzen; ist es Dressur oder Natur: wo Hähne zusammentreffen, beginnen sie alsbald einen wüthenden Kampf und erfreuen sich augenblicklich einer zahlreichen Zuschauerschaft, die anfeuert und aufhetzt. Der früher in St. Jamespark gehaltene Cock pit Royal ist aufgehoben, da der Grund und Boden dem Christ's Hospital zugehörte und dieses nicht länger das Schauspiel fortsetzen lassen wollte. [71]

9. Englische Landsitze und Parks.

[J. Schopenhauer.]

Ein englischer Park ist von dem, was man sich in Deutschland unter diesem Namen denkt, merklich verschieden. Er umfaßt die das Wohnhaus oder Schloß zunächst umgebenden, eigentlichst zu demselben gehörigen Ländereien, und ist gewöhnlich von ziemlichem Umfange. Acker und Wiesen, mit lebendigen Hecken zierlich eingefaßt, durchschnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren, liegen in seinem Bezirk, sowie auch einzelne Wirthschaftsgebäude, von gefälliger, aber doch ihre Bestimmung andeutender Form. Ueberall hat man nach malerischem Effecte gestrebt, und die sanften Erhöhungen und Vertiefungen des Landes erleichtern dieses Streben; aber immer ist das Nützliche mit dem Schönen vereint. Der höchste Schmuck dieser Parks ist die üppige Vegetation der wohlbestellten Aecker, die unvergleichlich schönen grünen Wiesen und die prächtigen Bäume, größtentheils Eichen und Buchen, welche überall in Gruppen vertheilt stehen. In England haben die Bäume das Eigene, daß sie mehr als in andern Ländern gleich von der Wurzel an ausschlagen und kleinere Zweige treiben. Enge, durch dichte Schatten und Gebüsche sich hinschlängelnde Gänge findet man in keinem Parke; auch Gehölze sind, wie überall in England, selten. Man könnte sagen, es fehle Schatten, wenn nicht gerade in diesem Lande, wo bei sehr milder Luft dennoch die Sonne selten recht heiß und hell scheint, der Schatten entbehrlicher wäre, als anderswo. Die Kiosks, Tempel, Einsiedeleien unserer Parks fehlen dort ebenfalls; alle diese zur Zierde dienenden Gebäude sind in die vom Park ganz verschiedenen, das Haus näher umgebenden Anlagen, in die sogenannten Pleasure-Grounds, verwiesen. Nur in sehr großen Parks steht hie und da ein Obelisk, eine Pyramide oder ein Thurm, um vom Schloß aus eine Ansicht zu gewähren.

An Wasser darf es nie fehlen. Künstliche Wasserfälle kennt man nicht, und noch weniger Springbrunnen. Fließt aber ein Fluß, oder nur ein beträchtlicher Bach in der Nähe einer solchen Besitzung, so muß er, wenn auch mit großen Kosten herbeigeführt, sich in mannigfaltigen Krümmungen hindurchschlängeln. Fehlt es an lebendigem Wasser, so sucht man wenigstens einem stehenden Canale den Schein davon zu leihen. Man giebt ihm eine leichte, natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhängendem Gebüsch, wirft schöne Brücken darüber und täuscht so das Auge; oder man verwandelt die Ufer eines Teiches in die unregelmäßigen Umgebungen eines kleinen Sees. Ueberall strebt man nach dem Schönen, und flieht das Gesuchte, Steife.

Die Staffage vollendet diese lebendige Landschaft. Hunderte von halb zahmen Hirschen und Rehen weiden auf den grünsten Wiesen der Welt; mit ihnen die schönsten Pferde, Kühe und Ziegen, besonders in der Nähe des Hauses, wo sich die Wiesen rings umher wie ein Teppich auf das Herrlichste ausbreiten. Die schönen Gestalten dieser Thiere, ihre leichten, freien Bewegungen und ihr Wohlsein geben dem Ganzen einen unbeschreiblichen Reiz.

Immer liegt das Wohnhaus auf einer sanften Anhöhe, alle Bäume sind aus seiner Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hinderniß finden. Dennoch ist es nicht heiß in den Zimmern, theils weil es überhaupt in England nicht heiß ist, theils wegen der wenigen Fenster, die aber so verständig angebracht sind, daß jeder Theil des Gebäudes sein hinlängliches Licht hat.

Die äußere Ansicht der englischen Landhäuser ist aus unzähligen Kupferstichen bekannt genug. Selten herrscht ein ganz reiner Geschmack darin, oft sind sie schwer und mit Verzierungen überladen. Die Hauptfaçade ist gewöhnlich mit Säulen geziert. Sind diese gleich in ihren Verhältnissen nicht immer die richtigsten, scheinen sie oft müßig da zu stehen, so gewähren sie doch immer ein angenehmes schattiges Plätzchen vor dem Hause, von welchem man recht behaglich ins Freie über den grünen Wiesenplan hinaussieht. Unter und vor diesen Säulen stehen unzählbare fremde Gesträuche und Blumen in Vasen, theils auf schönen Gestellen übereinander gethürmt, theils auf den Stufen des Eingangs und den Geländern zierlich geordnet.

Der Luxus, den man mit diesen Pflanzen

treibt, ist unglaublich. Täglich müssen die verblühten hinweggeschafft und andere an ihre Stelle gesetzt werden.

Höchst reizend ist der Anblick dieser Shrubberies. Flora's Schätze werden aus allen Ländern der Welt hierher gezaubert. Doch auch über diese schönsten Kinder der Natur herrscht in England der Scepter der Mode. Große Orangerien sind in England, außer in den königlichen Gärten, selten anzutreffen.

Die innere Einrichtung der Häuser richtet sich hier, wie überall, nach dem Reichthume und Geschmacke des Erbauers, des Bewohners und des Zeitalters, in welchem sie entstand. Die meisten Häuser haben große, vollkommen erleuchtete und hohe Souterrains, in welchen sich die Küche, die Gewölbe zur Bewahrung der Vorräthe und die Bedientenzimmer befinden. Letztere sind durchaus gut möblirt, ja die der Haushälterin und des Haushofmeisters sogar elegant zu nennen, hübsch tapezirt, mit Mahagonymöbeln und guten Fußteppichen versehen. Auch bei den Bedienten wird die englische Sitte beobachtet, daß sie außer ihren Schlafzimmern noch Wohnzimmer und Speisezimmer haben.

Aus dem Garten tritt man gewöhnlich zuerst in eine große hohe, öfters von oben beleuchtete Halle, die mit Gemälden oder Statuen, Basreliefs oder Vasen geziert ist. Zu beiden Seiten liegen die verschiedenen Putz- oder Wohnzimmer, ein langes Zimmer enthält die Bibliothek, deren schöne Schränke und zierliche Einbände sie zu einem der elegantesten Zimmer des Schlosses machen. In vielen Häusern ist es Sitte, daß die Familie sich hier zum Frühstück versammelt. Sonst giebt es auch noch besondere Frühstücks-zimmer, Arbeits-, Musik-, Gesellschaftszimmer, Wohnzimmer, Speisezimmer, Spielzimmer in Menge, doch selten von ausgezeichneter Größe. Ueberall einfache Pracht, Fußböden, Treppen und Vorplätze mit schönen Teppichen belegt.

In vielen Häusern wechselt man im Sommer die warmen Winterteppiche mit kühlen, von gemalter Wachsleinwand, welche von beträchtlicher Dicke eigens dazu fabricirt wird. Mahagonyholz sieht man meistens nur an den Treppen, Geländern, großen Eßtischen, Bettstellen; die Möbeln in den herrschaftlichen Zimmern sind von fremden, kostbaren oder kunstreich lackirten Hölzern.

Man findet es bürgerlich, unmodisch, lächerlich, die Möbeln an den Wänden hinzustellen, wie es in Deutschland gebräuchlich ist; in den Wohn- und Gesellschaftszimmern stehen alle in einem großen Kreise umher, so daß noch ein beträchtlicher Raum zwischen den Stühlen, Sophas und Tischen und den Wänden übrig bleibt. Die Schreibtische sowohl als die Pianofortes sind immer mitten im Zimmer, wo eben das Licht am günstigsten fällt, und man nicht von der Hitze nahe am Kamin oder vom Zuge nahe am Fenster leidet. Noch müssen wir der Kamine gedenken, die, künstlich in Marmor gearbeitet oder mit brillantirtem Stahl geschmückt, eine der größten Zierden der Zimmer ausmachen. Schöne Vasen und prächtige Candelaber prangen auf ihren Gesimsen. Der zweite Stock enthält die Schlafzimmer, welche indessen den Fremden nur sehr selten gezeigt werden. Diese sind ein Heiligthum, in welches kein sterbliches Auge dringen darf.

So viel von der innern Einrichtung der englischen Villen im Allgemeinen. Kehren wir nun zurück zu den nächsten äußern Umgebungen derselben.

Die Obst- und Gemüsegärten und die Treibhäuser liegen mit allen zur innern Oekonomie gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrschaftlichen Hause, werden aber durch mancherlei Vorkehrungen dem Auge entzogen. Diese Bezirke sind es, was der Engländer eigentlich „Gärten" nennt. Der zur Fußpromenade bestimmte Theil der Besitzung heißt Pleasure ground und liegt ganz nahe am Hause. Hier trifft man Aehnlichkeit mit den deutschen Parks; Gänge, die sich bald durch dichte Schatten, bald mehr im Freien hinschlängeln; Tempel, Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektonischen Reichthum der neuern Gartenkunst. Alle Gebäude sind von Stein, alle Geländer und Thüren von schönem eisernem Gitterwerk. Hier blühen und grünen die vielen einheimischen Gesträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die stark genug sind, den Winter im Freien zu ertragen.

Viele Pflanzen, die wir in Deutschland sorgfältig vor der Kälte schützen müssen, halten den durch Seeluft gemilderten englischen Winter aus.

Obstbäume aller Art werden aus diesen Anlagen verbannt. Die verständige Weise, mit welcher alle Bäume mit Hinsicht auf Höhe, Wuchs, dunklere und hellere Farbe ihres Laubes geordnet sind, giebt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne sich ihn erklären zu können. Alles ist zur schönsten, befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird sogar in Hinsicht der

Entfernung eines Gegenstandes oft getäuscht. Die englischen Gärtner sind wahre Landschaftsmaler im Großen, ja wir möchten sie fast für die einzigen eigentlichen Künstler der Nation erklären. Jeden Vortheil, den Optik und die Regeln der Perspective ihnen darbieten, wissen sie vortrefflich zu benutzen, ohne doch dabei ins Kleinliche zu fallen. Mit den Nadelhölzern aller Art, den verschiedenen, in Deutschland zum Theil unbekannten immergrünen Stauden und Gesträuchen, deren einige sogar bisweilen im December blühen, werden sehr schöne Effecte hervorgebracht. Gewöhnlich sieht man davon in der Nähe des Hauses eine Art Wintergarten an einem sonnigen Platze angelegt, in welchem man sich bei winterlichem Sonnenschein ergehen und, von allen Seiten durch das Grün getäuscht, in den Frühling hineinträumen kann. Solche Anstalten sind auf jener Insel nothwendiger, als bei uns, denn derselbe wunderliche Geist, der die Einwohner dieses Landes die Nacht zum Tage umzuschaffen bewog, verwirrte auch den Lauf der Jahreszeiten. Der Winter herrscht in Hinsicht auf Kleidung und Vergnügen meist bis über die Mitte des Juni hinaus. Dann fängt der Frühling erst an, und so muß der Sommer und mit ihm der Aufenthalt auf dem Lande, welcher in der Regel erst im August oder noch später beginnt, bis nach Weihnachten verlängert werden, damit doch jedem neben dem Unrecht auch sein Recht geschehe. — Der Haupteingang zum Park, ein oft sehr prächtiges Thor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Thorhüters und seiner Familie, bei welchem sich jeder Einlaß Begehrende vermittelst einer Glocke meldet. Dieses Thor mit seinen Gebäuden, the lodge genannt, ist eine Hauptzierde des Parks. Die beiden Pavillons sind bald im gothischen, bald in ägyptischem Geschmacke aufgeführt; sie stellen Thürme, griechische Tempel, oder auch nur artige moderne Gartenhäuschen vor, je nachdem der Geschmack des Erbauers war. Immer hat der Thorhüter eine freundliche, artige Wohnung darin, mit Küche und Keller und Allem, was er bedarf, wohl versehen, und manche angesehene Familie in Deutschland würde zufrieden sein, einen solchen Sommeraufenthalt zu besitzen. [142]

---

10. Im Kriegshafen von Portsmouth.

[C. G. Carus.]

Der Hafen von Portsmouth ist der größte und bedeutendste der englischen Marine. Eine Fahrt durch denselben kann einen, obwohl schwachen Begriff von Englands Seemacht gewähren. Zuerst nach den Docks.

Eben wurde in eins dieser durch Thore zu schließenden und dann durch Pumpen trocken zu legenden Bassins wieder Wasser eingelassen, um ein darin ausgebessertes Kriegsschiff wieder flott zu machen. Es dauerte nicht lange, so hob das Wasser die ungeheure Masse, und als wir später zurückkamen, schwebte es schon draußen auf dem Gewässer des Hafens. — Wir gingen dann zu dem langen Gebäude, wo die Schiffstaue, von den schwächern Tauen der Masten bis zu den ungeheuren, zuweilen fast die Dicke eines Schenkels erreichenden Ankertauen gedreht werden. Hinter dem Gebäude lagen im Freien lange Reihen der gewaltigen, oft weit über mannsgroßen Anker. Die Maße der größten wird man sich verdeutlichen, wenn man weiß, daß sie bis zu fünf und sechs Tonnen schwer geschmiedet werden — eine Tonne aber beträgt 13,440 Pfund. Auch die Schmieden wurden besucht, wo gewaltige Hämmer von Dampfmaschinen bewegt werden und das Feuer durch Dampfgebläse unter ungeheurem Heulen und Summen angefacht wird. Eine der merkwürdigsten Werkstätten ist ferner die, wo durch Brunels berühmte, auch von Dampf getriebene Maschinen die hölzernen Kurbeln in das Tauwerk der ganzen englischen Marine gefertigt werden. Sie ist äußerst sinnreich ausgedacht und 40 Jahre bereits in Anwendung, ohne daß bisher irgend ein Zusatz oder eine Verbesserung derselben für nöthig erkannt worden war. Man zeigte uns hier, wie aus einem rohen Eichenklotz in weniger als 20 Minuten die fertige Kurbel mit ihrer innen befestigten, polirten und mit Messing beschlagenen Rolle vollendet wurde. 1400 dergleichen können täglich geliefert werden. Nicht minder wichtig sind die Werkstätten, wo der

Kupferbeschlag der Schiffe gefertigt wird. Wir sahen zu, wie das Metall gegossen, wie es dann durch Walzen ausgebreitet, wie es durch die letzte Walze über und über mit dem Zeichen alles königlichen Eigenthums der Marine, dem Arrow (↑), beziffert wird, so daß jedem kleinen Stück Kupfer angesehen werden kann, ob es der königlichen Marine entwendet sei; und wie endlich die kupfernen Nägel zu Tausenden gegossen und vollendet werden, mit welchen man die Kupferplatten auf die Schiffsseiten festnagelt.

Erst nachdem wir alle diese Werkstätten gesehen hatten, aus denen die Kolosse der englischen Kriegsschiffe hervorgehen, wendeten wir uns zu den letztern selbst und bestiegen einige derselben, wie sie eben in den Docks lagen, zum Theil noch im Bau begriffen, zum Theil zur Ausbesserung, oder als Reserve zurückgehalten. Es war interessant, daß man bei dem Skelet eines erst zu bauenden Schiffs, deren mehrere dalagen, begann. Sonderbarer Anblick! Stand man davor, so lag es wie ein großes vierstöckiges, erst von Zimmerleuten in Holzconstruction aufgeführtes Gebäude da; ging man hinein, so glaubte man in einem vorweltlichen Urwalde zu stehen, solche Massen von Eichstämmen liegen hier am Kiel und richten sich in den dicht sich folgenden Rippen empor! — freilich sind auch die Kosten eines solchen Baues enorm. Man rechnet bei einem Kriegsschiffe noch ohne eigentliche Armirung ungefähr 1000 Pfund Sterling auf jede Kanone, ein Schiff von 80 Kanonen also 80,000 Pfund Sterling u. s. w. — Nun besahen wir einige fertig ausgebaute Schiffe. Zuerst den großen Steamer, Victoria und Albert, worauf die Königin ihre Reise um England und Schottland gemacht hatte. Die Einrichtung, wie man denken kann, trefflich; Salons, Schlafzimmer, Toilettenzimmer, Bäder, kurz aller Comfort eines großen englischen Hauses vollständig vorhanden. Daneben lag ein Kriegs-Dampfschiff, bewaffnet mit 6 Paixhans-Kanonen (welche auf Pivots im Kreise sich drehen ließen) und ein paar kleinern Geschützen. Es konnte 500 Mann unter Deck und 500 auf dem Verdeck halten. — Endlich bestiegen wir noch den abgetakelt dort liegenden Neptun, einen Dreidecker von 120 Kanonen, welcher 1000 Mann zu fassen im Stande ist. Die Höhe dieser schwimmenden Festung kann man sich denken, wenn ich sage, daß am Spiegel des Schiffs von der obern Galerie vor den Zimmern des commandirenden Offiziers die Tiefe bis hinab auf den Wasserspiegel ziemlich 40 Fuß betrug! — Hierauf begaben wir uns nach dem Hafenbassin, wo die Bäckerei und die Vorräthe von Schiffszwieback besichtigt wurden. Eine Dampfmühle mahlt den Weizen, eine andere rührt und schlägt den Teig zu diesen platten Kuchen, welche, getheilt und auf Eisenbleche gelegt, wieder durch Maschinerie nach den Backöfen gefahren werden, bis dann der fertige Zwieback endlich in Säcke, je zu 120 Pfund, gepackt werden kann, von welchen Säcken dann ungeheure Säle der Magazine erfüllt waren. Täglich wird 1 Pfund auf den Mann gerechnet. Wir kosteten davon und gewiß ist es ein reines und nahrhaftes Gebäck, aber so grimmig hart, daß es eigentlich der Triumph englischer Industrie wäre, wenn man auch noch zum Kauen und Verdauen eine passende Maschine erfinden wollte.

Nicht minder enorm waren in andern Räumen die Vorräthe von gesalzenem Fleisch und zuletzt wurden uns noch lange Gebäude geöffnet, mit nichts als den großen eisernen Kisten erfüllt, welche man seit mehreren Jahren zum Bewahren des frischen Wassers, und zwar als eine der wichtigsten Verbesserungen in der englischen Marine, eingeführt hat. Früher hielt man das Wasser in Tonnen, und es war leicht der Verderbniß unterworfen. Jetzt in diesen zugeschraubten Kisten von Eisen, welche etwa gegen 2 Ellen kubisch betragen, hält sich das Wasser vortrefflich, und sie bilden zugleich im untersten Schiffsraum, eine neben die andere gestellt, den vollkommensten und nützlichsten Ballast. Bei unserer Rückfahrt ruderten wir gegen die Victory hin, welche in blendendem Sonnenschein mit ihrer Menge von Flaggen sich besonders stattlich ausnahm. Hatte ich mir doch diesen Flaggenschmuck eines Admirals-Schiffs gar nicht auf diese Weise gedacht! Es geht nämlich eine Leine über alle drei Masten weg und an dieser gereiht wehen dann die Nationalflaggen und alle jene bunten Signalflaggen, mittelst deren, entfernt auch, Schiffe mit einander correspondiren, lustig in der Luft.

Das Schiff sollte bestiegen werden, wir legten an, aus einer Luke an der Seite des Schiffs hing die kleine Treppe herab, die Ruderer des Boots bildeten eine Barriere mit ihren Armen, und bequem steigt man so hinauf in das Zwischendeck, darnach auf den Stern des Schiffes. Von hier stiegen wir die Zwischendecke hinab,

sahen die Hängematten und die Speisung, kosteten vom Grog, betrachteten Küchen und Krankenzimmer, verweilten in den Salons der Offiziere und ließen uns endlich die merkwürdige Stelle zeigen, wo Nelson von der tödtlichen Kugel getroffen wurde und wo er starb. Ein kleiner Raum im niedern Zwischendeck dicht an einer der dort aus der Stückporte ragenden Kanonen. Seine lakonische Anrede vor der Schlacht von Trafalgar: „England expects every man will do his duty!“ *) ist in goldenen Buchstaben vor dem Aufsteigen zum Stern des Schiffs in das Gesims eingelassen und Niemand wird ihm bestreiten, daß er selbst der Erste war, seine Schuldigkeit vollkommen zu erfüllen, ja daß sein Beispiel fort und fort belebend in das Bestreben der Nation eingreift, die Nation selbst zu erhalten und zu erheben! [25]

*) „England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue.“

11. Landsend.

[C. G. Carus.]

Eine merkwürdige Excursion, die gestrige! Sie führte uns an die Granitklippen, mit welchen England hier an der äußersten südwestlichen Spitze gegen den atlantischen Ocean aufhört! — Für englisches Gasthofleben ganz ungewöhnlich brachen wir 6 Uhr früh in Penzance auf, und fuhren in zwei leichten Wagen erst durch tiefe, zum Theil von Eichen und Ulmen bestandene Thäler und dann über kahle haidebewachsene Höhen; nur einzelne niedere Wohnungen zeigen sich, die Gegend wird immer öder, hie und da eingedämmte Abtheilungen, wo Vieh weidet, endlich noch ein Dorf und nun — weite wüste Flächen, über welche man zuerst nach Logan rock fährt. — Jetzt werden ärmliche niedere Hütten sichtbar, von zusammengewälzten Feldsteinen aufgebaut, und von Fischern und Feldbauern bewohnt. Zumal die Ställe seltsam, nur aus einer Reihe aufgerichteter Granitstücke in ihren Wänden bestehend, das Dach von Gezweig und Stroh, und gegen die gewiß hier oft grimmigen Stürme mit einem Strohnetz, an welchem Steine hangen, bedeckt und befestigt. Einige Schiffer kamen, uns über Felder dahin zu geleiten, wo die Küste gegen das Meer abstürzt und die granitischen Felsen groß hervortreten. Weit streckt der atlantische Ocean seine blaue Fläche hinaus, unten brandet es prächtig um den Fuß der Klippen! — Eine große Felsenecke liegt hier mehr isolirt, wir stiegen ein Stück auf dem Rasen hinab, da liegt nahe gegenüber eine andere Klippe und auf dieser der Logan rock, ein loses Felsstück, wohl ein 80 Tonnen Last haltend, und ein paar Leute klettern da hinauf und machen die mächtige Masse wirklich etwas schwanken — warum? — weil sie im Gleichgewichte ruht! — Es könnte weitläufige Gedanken geben, wenn man verfolgt, daß gerade nur das im sichern Gleichgewichte Schwebende auch zu schwanken im Stande ist, ohne deshalb zu fallen; während das, was massiv festliegt, wenn es einmal schwankt, auch zu fallen pflegt! — Ist doch gerade darum dem Genius, der in sich eigentlich gesichert ist, ein gewisses äußeres Schwanken ganz naturgemäß! — Das anfangs etwas zweifelhafte Wetter hellte sich jetzt mehr und mehr auf; Sonnenstrahlen brachen durch, und immer schöner wurden die Gegensätze zwischen dem braunen, fichtenbewachsenen Felsen und der blauen klaren See. Ich konnte eben noch eine kleine Zeichnung dieser wunderbaren Felsen entwerfen, dann kehrten wir zurück, betrachteten nochmals die seltsamen Steinhütten, wo man Muscheln und frische große Seeigel feilbot — und fuhren nördlich nach Landsend. — In etwa einer halben Stunde erreicht man diese öde höher gelegene Haidestrecke, wo ein einzelnes kleines Haus steht — den äußersten westlichen Punkt von England, und insbesondere von Cornwall. Wir steigen aus und treten weiter vor gegen das Meer. — Ein erhabener Anblick! drei Viertheile des Horizonts atlantischer Ocean! — Die Granitklippen stufen prächtig sich ab bis hinunter, wo die klaren blau-grünen Wogen weißschäumend an den Felsen sich brechen. Graue und schwarze Möven (Larus ridibundus und Lestris parasitica) umfliegen schreiend die Felsen. Die Einsamkeit, die melancholischen klagenden Laute der Möven, die ungeheure Fläche

des Oceans — es giebt die eigenthümlichste Scene! — Wir steigen tiefer hinab — ein prächtiges Felsriff vor uns! hohe Felsengestade rechts und links! — draußen Klippen mit weißer Brandung im blauen Meere! — gegenüber die einzelnen Felsen (seven stones) mit dem weißen Leuchtthurme mitten in den Wellen, — nahe und fern Schiffe in Menge — hier ist es prachtvoll — groß — ossianisch! —

Man steigt dann gegen die andere Seite vorsichtig über den abschüssigen Rasen hinab, bis man an Felsen kommt, über welche vorgebeugt man senkrecht hinabschauen kann zu einer Höhle, wo das Meer tief einbrandet und brausend an den Klippen sich bricht; — weiter hinaus immer andere Felsbuchten und Höhlen, und andere Vorgebirge! — Dabei war das Wetter ganz schön geworden und die Farben des Meeres waren die prachtvollsten! — Welche Steigerung hier, wenn ich mich zurückerinnerte an Arcona auf Rügen! — Führte uns doch das Leben in jeder Beziehung so von Stufe zu Stufe hinan! — [23]

12. Die Fabrikstadt Birmingham.

[Ida und J. G. Kohl.]

In Birmingham erscheinen alle die verschiedenen Kräfte der englischen Gewerbthätigkeit vereinigt. In anderen Fabrikstädten herrscht immer ein Gewerbszweig vor: Manchester spinnt, webt und druckt Baumwolle; Leeds spinnt Flachs und webt Tuch; Nottingham zeichnet sich in der Strumpfweberei aus; Coventry in der Bandfabrikation; Newcastle gräbt und versendet Steinkohlen. In Birmingham sind dagegen die Beschäftigungen der Gewerbthätigkeit zahllos. Nichtsdestoweniger macht sich auch hier der Umstand geltend, daß diese Stadt seit Jahrhunderten Eisen, Kupfer und Messing schmiedete. Da man überall in England mehr oder weniger Eisen findet, so ist die Bearbeitung dieses Metalls überall mehr oder weniger verbreitet und nach gewissen Hauptzweigen vertheilt. Für die schweren und groben Eisenwaaren, z. B. eiserne Schiffe, eiserne Brücken, große eiserne Ankerketten für Seeschiffe hat man die ausgedehntesten Eisengießereien in Südwales, als dem eisenreichsten Strich in England. Lancashire und namentlich Manchester ist die Seele des ganzen englischen Maschinenwesens mit allen seinen Theilen. Lancashirer Instrumente und Werkzeuge sind weit und breit berühmt. Für die Schmiedewerkzeuge sind die 70,000 messerschmiedenden Einwohner von Sheffield die Hauptleute. Für alle die übrigen kleinen und großen Dinge, die man aus Eisen, Kupfer, Messing und anderen Metallen verfertigt, ist endlich Birmingham der vornehmste Ort.

„Von Ambosen widertönend" nennt ein alter Geograph die Stadt. Allein diese Ambose und Hämmer der Alten haben sich auf der einen Seite in so gewaltige Maschinerien umgewandelt und sind auf der andern Seite zu so kleinen Ambößchen und Hämmerchen zusammengeschrumpft und in so viele Feilen und Feilchen, Polirsteine, Schleifsteine, Drahtziehereien zerbröckelt, daß jener poetische Ausdruck nicht mehr genug sagt. Bei dem von den Engländern so außerordentlich weit getriebenen Grundsatz der Arbeitstheilung giebt es fast keine Art von Nägeln oder Stiftchen, keine Classe von Schrauben oder Metallknöpfen, die in Birmingham nicht ihre eigenen Bearbeiter und ihre gesonderten Werkstätten hätte, und die nicht ein Gewerbe für sich bildete. So unterscheidet man unter den Knopfmachern die Gold-, Silber-, Metall- und Perlmutter-Knopfmacher, ferner die Flintenlauf-, Flintenschwanzschrauben- und Flintenschaft-Macher, die Flinten-Graveure, Flinten-Polirer, Flinten-Schmiede und Flinten-Feiler. Daß es besondere Hammermacher giebt, wird Jeder erwarten, nicht so, daß auch die Dintenfaßverfertiger ihre eigene Classe bilden, ebenso erwähnen wir noch die Sargnägelmacher, die Ringdrechsler, die Hundehalsband-Fabrikanten, die Zahnstocherbüchsen-, die Fischangel-, die Steigbügel-, die Hahnsporn-, die Hunde- und Karrenketten-, sowie die Packnadel-Macher. Nach diesen Andeutungen wird man begreifen, woher die birmingham'schen Metall-

waaren diesen außerordentlichen und unübertroffen hohen Grad von Vollkommenheit und Billigkeit erreicht haben. Wenn Mancher sein ganzes Leben hindurch blos Sargnägel gemacht hat, so muß er wohl endlich als vollkommener Sargnägel-Fabrikant ins Grab steigen. Schlimm ists aber, wenn ein solcher Mann außer Brod kommt und zu nichts Anderem tauglich ist, als zur Anfertigung von Sargnägeln. Freilich giebt es große Werkanlagen, in denen alle Artikel zu gleicher Zeit gemacht werden; aber dann ist doch die Arbeit unter den verschiedenen Arbeitern wieder auf dieselbe Weise getheilt.

Die Leute speculiren hier natürlich über die ganze Welt, und man bekommt daher auch Artikel zu sehen, die für das wilde Volk im Innern eines entfernten Erdtheils berechnet sind. So sah ich hier wunderlich gestaltetes Geld, wie es einige Negervölker in Afrika gebrauchen. Ein Artikel, der in neuester Zeit zu außerordentlicher Verbreitung gelangt ist, sind die Stahlfedern. Es giebt hier eine Fabrik, welche 250 Arbeiter in diesem winzigen Artikel beschäftigt und jährlich 40 Tonnen oder 800 Centner Stahl in Stahlfedern verwandelt. Aus jeder Tonne werden 10,000 Groß oder 1,440,000 Stahlfedern gemacht. Dieser Fabrikant fertigt also in jedem Jahre nicht weniger als 57,600,000 Stahlfedern, wodurch er die Ausbeute von beinahe zwei Millionen Gänsen überflüssig macht. Von dem Betrieb einer anderen Fabrik, einer großen Nagelfabrik, kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß wöchentlich im Durchschnitt 42 Tonnen Eisen verarbeitet werden. Wie viel Hammerschläge mochten sonst nöthig sein, um einen Nagel zu schmieden, und hier sieht man ganze Säle von Maschinen durch Dampfkraft getrieben, wo jeder Druck und Ruck einen Nagel aus einer Eisenschiene herausbeißt. Die Nägel werden vom stärksten Durchmesser bis zu einer Kleinheit gefertigt, daß 60,000 auf ein Pfund gehen. Der Lärm in solchem Saale, wenn alle Maschinen arbeiten, ist freilich ungeheuer, und manche Arbeiter werden taub.

Einer der Hauptzweige der birmingham'schen Manufactur-Thätigkeit ist die Verfertigung von Feuergewehren, und diese Stadt lieferte sowohl den Engländern als ihren Feinden mehr Kriegsmaterial und Mordgewehre, als alle anderen Fabrikstädte der Welt zusammen; man sagt, von 1804 bis 1815 nicht weniger als fünf Millionen Stück, welche Summe sonderbarer Weise gerade mit der Summe der durch die napoleonischen Kriege umgekommenen Menschen übereinstimmt. Wie man alle Sachen mit der Zeit leichter und geschmackvoller verfertigt hat, so sind auch die Gewehre nicht mehr so schwer wie früher. Alle diese Gewehre werden übrigens einer von der Regierung bestimmten Probe in dem sogenannten Probirhause unterworfen, indem man ihnen eine fünfmal größere Ladung giebt, als worauf sie berechnet sind. Die so geladenen Gewehre werden zu dem Ende, 100 bis 120 an der Zahl, der Reihe nach auf einem niedrigen Gestelle befestigt und mit ihren Mündungen gegen die stark ummauerten Wände eines Zimmers so gerichtet, daß die Schüsse in einen Haufen Sand fliegen. Eine Linie von Pulver führt über alle Zündlöcher weg und geht zu einer außen befindlichen kleinen Oeffnung hinaus, wo man sie anzündet. Wir wohnten der Probe von 120 englischen Seegewehren bei, und fanden nachher 7 davon zerschmettert. Oft zerspringen wohl an 20 vom Hundert.

Birmingham hat jetzt (1866) über 300,000 Einwohner. Die Mehrzahl derselben sind nur Arbeiter und Magazinbesitzer. Die Stadt bedeckt einen Raum von 9 englischen Quadratmeilen, und ganze weite große Theile dieses Raumes sind mit einer ungeheuren Masse von kleinen, meist ärmlichen und schmutzigen Arbeitshäusern angefüllt, wo ein Haus so häßlich und von Dampf geschwärzt aussieht wie das andere, und wo die ganze einförmige Masse selten von einem freundlichen Gebäude unterbrochen wird. [79]

13. Oxford.

[C. v. Hailbronner.]

Eine der außerordentlichsten Erscheinungen in Bezug auf gothische Bauart und gothische Institutionen ist die Universität Oxford. Es existirt keine Stadt, welche so viele ganz erhaltene gothische Baudenkmale aufzuweisen hätte, und der Umstand, daß selbst die Wohnhäuser großentheils den Charakter dieser Architektur beibehalten haben, giebt ein beinahe vollständiges Bild einer Stadt aus dem 14. oder 15. Jahrhundert, wie wir durch Pompeji erst den Baustyl der Römer im Ganzen erfahren haben. Der Anblick ist schon aus der Ferne überraschend und feierlich. Aus der schönen blühenden Gegend ragen eine Anzahl von gothischen Thürmen, Mauern, Zacken, Schnörkeln, Kreuzen, Halbbögen und sonstigen wunderlichen, aber stets neuen und anmuthigen Zierrathen hervor, wie sie die menschliche Phantasie jetzt kaum mehr auffinden könnte; und es ist fast schauerlich, wenn man nun die Stadt selbst durch die lange Brücke über die Isis betritt und sich in diesen alten, zerbröckelten, und doch ganz erhaltenen gothischen Bauwerken herumbewegt, die bis ins neunte und zehnte Jahrhundert hinaufreichen, und unsern staunenden eilfertigen Architekten zeigen, wie man auf die Dauer und nicht auf das Zusammenfallen bauen soll. Oefters findet man sich ganz von Kirchen, Collegienhöfen, Gängen eingeschlossen, und sieht nichts als die Studenten in ihrer spanischen Tracht, mit schwarzen Baretten und langen seidenen Talaren. Der Anblick der ernsten jungen Gestalten, der Blüte und Hoffnung des größten Reiches der Erde, wie sie in diesen düstern Gewändern unter den ehrwürdigen Denkmälern, die ein Jahrtausend an sich aufblühen und verschwinden sahen, herumwandeln, wirkt tiefergreifend. Ruhe und klösterliche Stille ist über dieser großen Reminiscenz des Mittelalters ausgebreitet, und hier zeigt sich der isolirende Charakter, dieser Hang zur Abgeschiedenheit des Engländers, in seiner ganzen Stärke. Wie durch einen Zauberschlag sieht man sich aus dem ewig gährenden London in die tiefste Stille eines Camaldulenserklosters versetzt, und nichts verräth den Aufenthalt von 4 bis 5000 Jünglingen aus den reichsten und edelsten Familien Englands.

Die 22 Collegien, welche in frühern Zeiten eben so viele Klöster gewesen sein mögen, sind bis auf eines durchaus in rein gothischem Style gebaut, und es gereicht den Engländern sehr zur Ehre, daß sie alle nach und nach nöthigen Reparaturen im Geiste des Urbaues ausgeführt haben, wodurch dieses ganze große gothische Tableau, das nicht seines Gleichen findet, in seiner ersten Gestalt auf uns übergegangen ist. Sie begnügen sich jedoch nicht mit dieser zartsinnigen Erhaltung der erhabenen Schöpfungen ihrer Vorfahren, sondern ihre Vorliebe für gothische Baukunst geht so weit, daß man beinahe in jeder Stadt, ja selbst in Dörfern, Kirchen in diesem Styl aufführen sieht, wie denn auch die neuen Parlamentshäuser ganz nach den erhabensten Mustern dieses ihrem Boden und ihrer Sitte so ganz entsprechenden Styles ausgeführt sind. Der den Engländern nicht abzusprechende Schönheitssinn für die Gartencultur begnügt sich nicht mit der bloßen architektonischen Erhaltung, sondern fügte hiezu noch die Umgebungen dieser Collegien, welche zum Theil als reiche Gartenanlagen (Pleasure grounds), zum Theil aber als förmliche Parks den Studirenden zu Mußestunden, Schieß- und gymnastischen Uebungen und Spaziergängen dienen. Die innere Einrichtung ist modern, meistens höchst elegant, und überrascht durch den Contrast mit dem äußern Eindruck. Der große Raum der alten Gebäude gestattete, ungeachtet der sehr beträchtlichen Anzahl hier Studirender, jedem ein Studir- und Schlafzimmer zu bestimmen, und sie genießen allen Comfort des Lebens. Den Tisch erhalten sie zusammen. Ferien haben sie vier bis fünf Monate des Jahres, welches wohl zu viel sein dürfte. Auch ist das Collegienlesen hier nicht so häufig, wie in Deutschland, und Viele sind hier als Lehrer besoldet, die gar nicht lesen. Diese sogenannten Fellows haben Alles frei, und in der Regel noch Besoldungen von 6 bis 800 £., die sie selbst auf Reisen im Auslande verzehren können. Speculative Philosophie ist den

Engländern fremd. Unendlich viel Sorgfalt wird auf alte Sprachen und Versemachen verwendet. — Das Rechtsstudium wird bei den Engländern mehr empirisch als nach Pandekten betrieben, wozu freilich die Oeffentlichkeit, die in diesem Lande verbreitet ist, beiträgt. Wir sehen daher, daß die großen Staatsmänner Englands meistens Casuisten sind. Examina werden hier jährlich und strenge gehalten. Da aber die Ausarbeitungen größtentheils schriftlich gemacht werden, und den jungen Leuten von großer Familie in der Regel Tutors oder Hofmeister beigegeben sind, so werden die Auflösungen gewöhnlich von diesen besorgt, wodurch freilich das Selbstdenken nicht sehr befördert wird, und man fragt sich mit Erstaunen, wie aus diesen Müßiggängern später oft so große Staatsmänner werden können. Eine schöne Aneiferung des Fleißes besteht in der Aufstellung der Portraits hervorragender Geistesnotabilitäten, welche aus jedem Collegium hervorgegangen, und Locke, Canning und Hunderte von großen Männern, die hier in den Speisezimmern hängen, zeigen deutlich, daß nicht Alle ihre Zeit hier fruchtlos verloren. Eine merkwürdige Ueberlieferung ist die Kapelle im Christchurch-College mit dem wohlerhaltenen Grabe des heiligen Fridesade vom Jahre 740, jedenfalls die älteste Stein- und Holzarbeit. Die steinernen Weinlaubverzierungen, die man in Englands gothischen Denkmälern so allgemein findet, sind hier vom höchsten Alter. Ganz malerisch ist der viereckige Thurm der Madeleine mit hohen spitzen Zacken, ganz mit Epheu überzogen und unten mit Rosen bepflanzt. Die Steinfiguren, welche den grünen Hofraum umgeben, haben tiefsymbolische Bedeutung, und die Kapelle hat ihre hohen breiten Fenster ganz mit den herrlichsten uralten Glasfenstern, Roth in Weiß und Grau in Grau, belegt, deren reine schöne Zeichnung und wunderbare Färbung gegen die Ostentation neuer Glasfenster in derselben Kirche würdig und einfach abstechen. Decke und Holzschnitt sind ganz neu, aber vortrefflich im Geiste der Alten ausgeführt. Auch hier ist ein prächtiger Park mit Wild und einer großen Anzahl der edelsten Reitpferde zum Gebrauche der Domini, wie die jungen Edelleute hier genannt werden. Das herrlichste dieser gothischen Collegien ist aber das New-College mit seinem zierlichen Pleasure ground und den himmelanstrebenden, mit Lianen umrankten Ulmen und den hohen, im saracenischen Style gebauten, uralten, von irischem Epheu bedeckten Mauern. Die Kapelle enthält einen Schatz, der seines Gleichen kaum finden dürfte. Hier sind die schönsten alten Glasgemälde, die ich kenne.

Das All souls college hat fast indischen Bau-Charakter, und ich rathe überhaupt jedem Reisenden, auf die Kuppel von Radcliffs Bibliothek zu steigen, wo er sich im Mittelpunkte der gleich einem Diorama um ihn ausgebreiteten gothischen Pracht befindet, und von diesem hohen Standpunkt aus am besten beurtheilen kann, wie sonderbar sich die indisch-orientalische Bauart in die gothische übertragen und gleichsam mit ihr zu einem Ganzen vereinigt hat. In dem Theatrum Scheldonianum sieht man die Bilder der drei Monarchen von Lawrence weit vollendeter als in Windsor; auch wird hier die Antwort des Marschalls Vorwärts, als man ihn zugleich mit seinem König zum Doctor von Oxford wählte, „daß er höchstens Apotheker werden könne, wenn sein Herr Doctor sei," noch gern erzählt. Allein den größten Schatz besitzt die Universität in den Public schools, in der Bodleyanischen Bibliothek. Hier steht der gewaltige Pembroke in Bronze gegossen, der Ritter in vollendeter Gestalt. Hier hängen die treuen Portraits des feinen Gesichtes Pope's, des durchdringenden Swift, Columbus mit dem struppigen Rothbarte und den Compaß in der Hand; hier reitet der verschmitzte Burleigh auf dem kleinen weißen Esel ins Parlament, und hier hängen sie alle, die England groß gemacht, und die England dankbar verehrt. [58]

14. In den Eisenwerken von Wales.

[C. G. Carus.]

Je tiefer man in die Gebirge von Wales eindringt, um so häufiger werden die Anzeichen des für England so unermeßlich wichtigen Betriebes der Eisenwerke dieser Gegenden.

Von Merthyr Tydvil an werden die Eisenwerke immer zahlreicher, überall an den Bergen Hüttenwerke und Halden, kleinere Eisenbahnen und Canäle, Alles für den Transport des Eisens. In einem Thale sah man unten einen Canal und die Eisenbahn für Dampfzüge, weiter oben zog sich die Fahrstraße hin, und noch höher oben war eine zweite Eisenbahn für Pferde zum Besten des Grubentransports und der Arbeiter. Wir trafen weiterhin auf solcher Eisenbahn einmal ganz lange Züge von schwarzen Kohlenwagen und andern, mit schwarz und braun bestäubten Arbeitern besetzten Waggons. — Es gab einen seltsamen Anblick! — Und welche Berge von Schlacken schichten sich hier auf! — Die Ausbeute dieser Gebirge an Eisen muß ganz ungeheuer sein! —

Der Menschenschlag verändert sich hier ganz und wird unschön; die Frauen tragen runde Männerhüte oder schwarze Strohkappen auf den Köpfen, und dabei eine wunderliche, ungeschickte Kleidung: ich wurde ein paarmal an die Frau aus Unalaschka in Cooks Reisen erinnert. Alle andern Betrachtungen schwinden jedoch, sobald einem die Größe und der Umfang der Eisenwerke hier am Orte selbst deutlich wird. Es waren die großen Eisenwerke von Sir John Guest u. Comp., welche wir in Augenschein nahmen. Man konnte sich hier in die glühende Stadt des Dis im Dante versetzt glauben! Man führte uns zuerst nach den Gruben, deren ungeheure Ausbeute an Kohlen und Eisen zugleich alles dieses erst möglich macht. Es kann von der Größe der Production einen Begriff geben, wenn man hört, daß nur in den letzten fünf Wochen **36,000** Tonnen Kohlen heraufgefördert worden waren; zuweilen **1500** in einem Tage; und alle diese Kohlen werden auch im Werke selbst verbraucht. Gleich daneben werden dann zugleich auch ähnliche Mengen von Eisenstein heraufgebracht. Freilich sind die Arbeitskosten auch ungeheuer. Die Werke haben circa **6000** Arbeiter täglich, und das Arbeitslohn mit sonstigen Unterhaltungskosten steigt dann monatlich gewöhnlich bis zu **26,000** Pfund Sterling. Dabei gehen nun für die unterirdischen Bauten enorme Summen auf, und der uns begleitende Factor schätzte die Summe für die Holzbauten in diesem von Minen gleich Honigwaben durchwühlten Berge bis zu einer halben Million Pfund Sterling. Doch Alles wird wieder durch den enormen Gewinn gedeckt. Um diesen zu verstehen, muß man wissen, einmal, daß hier die Kohlen etwa nur $^1/_9$ von dem kosten, was in London dafür bezahlt wird, und ein andermal, daß der Eisenstein hier unmittelbar neben den Kohlen den Gruben entnommen wird, obwohl der hier gewonnene noch nicht ganz zureicht und noch viel anderer von andern Orten angekauft werden muß. Auf diese Weise allein kann freilich eine Wohlfeilheit in der Production des Eisens erzielt werden, welche erklärt, wie selbst einem bedeutenden Einfuhrzolle unterliegend das englische Eisen auf dem Continente zu einem Preise ausgeboten werden darf, bei welchem viele der dortigen Eisenwerke auf keinen Fall bestehen können und so durch diese überseeische Concurrenz zu Grunde gerichtet werden müssen.

Es war besonders interessant, an der weiten doppelten Schachtöffnung zu stehen und zuzusehen, wie bewegt durch eine nahe gestellte Dampfmaschine und geleitet durch eine unterirdische Eisenbahn auf einer Seite die Reihe leerer Wagen und eine Anzahl Arbeiter mit Grubenlichtern in den Berg hineingefahren wurden, während auf der andern Seite bald darauf eine andere Reihe Wagen, theils mit Kohlen, theils mit Eisen gefüllt, und mit andern Arbeitern besetzt herauskamen. Die Sorglosigkeit, mit welcher hierbei verfahren wurde, konnte zeigen, was tägliches Aussetzen an Gefahr über den Menschen vermag. Viele der Arbeiter kamen aus dem schief aufsteigenden Schacht herauf — ganz frei und aufrecht wie Equilibristen auf demselben Drahtseile stehend, welches mit Schnelligkeit der Dampfkraft die Wagenreihe aus den Bergen hervorzog. Es hätte

nur einer Seitenschwenkung im Dunkel der Höhlen bedurft, und der Mann stürzte herab und wäre von dem nachfolgenden Wagenzuge zerquetscht worden. — Indeß ist diese Sorglosigkeit nicht nur in diesen Parforcetouren sichtbar, sondern auf gleiche Weise wird auch im Innern verfahren. Daher namentlich, trotz Davy's Sicherheitslaterne, häufiges Entzünden schlagender Wetter.

Hierauf gingen wir zu den Senkwerken, wo auf sehr sinnreiche Weise durch das immer wieder niedergehende Gewicht eines großen Eimers voll Wasser ein fast eben so großer Eimer Kohlen aus dem Schachte gehoben wird. Unten gießt der Wassereimer aus, und rollt — leicht geworden — wieder herauf, während der schwere eiserne Kohleneimer wieder hinabsteigt. Oben wird dann der Wassereimer von einfließendem Wasser wieder erfüllt, während unten der Kohleneimer geladen wird, und so gehen dann abwechselnd immer beide Eimer wieder herauf und hinab, und auf die wohlfeilste Art wird das Material des Feuers durch das des Wassers heraufgefördert. Von da zu den Hochöfen, deren nicht weniger als achtzehn auf diesem Werke anhaltend, und zwar großentheils schon seit einer Reihe von vielleicht 30 Jahren in Flammen stehen. — Von der Höhe herab kamen wir sogleich auf den breiten, mit einer Galerie umgebenen Flammengipfel eines solchen Feuerkegels. Ein Feuerschlund dieser Art unterscheidet sich von dem eines kleinen Vulkans auch dadurch, daß er nichts auswirft, sondern daß man nur in ihn hineinschüttet. Ich erkundigte mich, wie die Verhältnisse dieses Zuschlags seien, um den Eisenstein zu schmelzen: man nahm 3 Theile Kohlen, 3 Theile Eisenstein, und 1 Theil Kalkstein. So nährt man die Flamme und läßt unendliches Eisen rein geschmolzen unten zusammensintern und sich sammeln, bis von Tag zu Tag der Abzug geöffnet wird, und der Strom des glühenden Metalls ausfließt. Es war eine wunderliche Existenz da oben auf der Galerie des Hochofens neben den wehenden Flammen in einer erstickenden Hitze!

Endlich wurden dem Könige (Friedrich August) zu Ehren zwei Hochöfen angestochen und als glühendrother Springquell in prächtiger Farbe floß das Metall, dessen Härte und Schwärze wir sonst bewundern, hier gefügig und bequem wie Oel in die Furchen des weit hinaufgeschütteten Formsandes, wo es dann zu langen Barren erstarrte.

Von hier gingen wir zu den Hammer- und Streckwerken, wo eben eine Menge Eisenbahnschienen von und für Rußland in Arbeit waren. — Mit welcher Schnelligkeit wurde hier aus einem Stück weißglühenden Eisens eine Eisenbahnschiene gezogen! — Kaum zehn Minuten vergingen und eine Schiene dieser Art lag, freilich immer noch glühend heiß, fertig am Boden! — Der Klumpen weißglühenden Metalls wurde erst mit langen Zangen aus dem Feuer gerissen und am Boden hingeschleift bis zu den Hämmern und dann zu den durch Dampfkraft in verschiedenen Entfernungen über einander sich bewegenden Walzen, dort wurde er erst geschlagen, dann gewalzt, und mehr und mehr dehnte das glühende Eisen sich aus. Endlich wurde er durch crenelirte Walzen gezogen und wie Wachs nahm das noch rothglühende Metall den für die Eisenbahnschiene nöthigen Eindruck an; die Schiene war fertig, und wurde nur noch von einer großen Eisenscheere an beiden Rändern beschnitten, wie man etwa ein Papierstreifchen beschneidet, und so brauchte sie nun nur noch zu erkalten und konnte sofort auf die Bahn gelegt werden. [25]

---

15. Edinburgh.

[E. Förster.]

Ich bin wie berauscht! Ich habe nicht geglaubt, daß nach Neapel, und vornehmlich nach Palermo, noch eine Stadt einen bedeutenden Eindruck würde auf mich machen können. Edinburgh übertrifft Alles, was ich bisher von Lage und Anlage einer Stadt gesehen. Das ist nicht, was Menschen ersinnen und erschaffen, es ist auch nicht ein Werk dichterischer Phantasie — es ist ein Traum! Kein Wort, kein Bild kann eine Vorstellung geben von der Wunderbarkeit dieses Anblicks; dem einen müßte die Phantasie die Farbe, dem andern ein Zauber die Möglichkeit



EDINBURG.

der Bewegung geben, daß man das Ganze nicht in Theilen, sondern soviel möglich als Ganzes in Sinn und Seele fassen könnte.

Wie sehr man aber auch durch die immer steigende Schönheit der Landschaft auf etwas Außerordentliches vorbereitet wird, der Eindruck von Edinburgh bleibt dennoch überwältigend. Man fährt durch einen Thalweg in die Stadt, die über den nächsten hohen Gebäuden an beiden Hügelwänden mit höhern, zum Theil schloß- oder festungsartigen Häusern und Thürmen emporwächst. So hoch das Auge sieht — immer neue Häusergruppen, hinter denen aus den ununterbrochen aufquellenden Rauchwolken noch höher gelegene Häuser, als wären sie in die Luft gebaut, zum Vorschein kommen, bis endlich hoch oben auf steilem Felsen das alte Castell sichtbar wird, das sie alle überragt, und mit seinen Zinnen die Wolken des Himmels durchschneidet. Und mitten in diesem Chor aufstrebender Massen steht, das Gepräge derselben theils durch Widerspruch, theils durch Concentration verstärkend, eine große Zahl öffentlicher Monumente, der Religion, der Vaterlandsliebe, der Kunst und jeglichem Verdienst gewidmet. Ich eilte die breite Stiege hinauf und nach der Greenside hinab, zu dem mir bestens empfohlenen Temperance-Hôtel von Milne, nur um mein Gepäck abzulegen und, durch nichts behindert, zu dem Anblick der Stadt, dieser wirklichen Festesfreude für mich, zurückzukehren.

Edinburgh ist, ich glaube, auf fünf Hügeln erbaut, die mehr oder weniger tiefe Thäler zwischen sich haben, und selbst von verschiedener Höhe sind; die Thalwände sind theils mit Gebäuden besetzt, theils in offene Gartenanlagen verwandelt, breite, schöne Rasenplätze mit Blumenbeeten und Gebüschen; die Hügel sind zuweilen durch Brücken verbunden, so daß man an manchen Stellen über die Stadt hingeht, und also zugleich neben, unter und über sich Stadt hat. Durch den tiefsten der Thaleinschnitte zieht die Eisenbahn ihre metallnen Fäden, durch welche die beiden vor Kurzem noch durch mehrere Tagreisen geschiedenen Hauptstädte Großbritanniens auf die Entfernung von nicht mehr als 12 Stunden zusammengerückt sind. Und welche Besonnenheit in der Anlage der Straßen! Ueberall ist dem Aug' eine Freude gesichert, ohne die Rücksichten auf das materielle Wohl zu verletzen. Von der Hauptstraße der neuen Stadt, der Prinzeßstreet, ist die Hinabsicht in die Gartenanlagen und das Thal, die Hinaufsicht zu der Altstadt mit ihren 12—13 Stockwerk hohen Häusern, ihren Thürmen und der alten Burg mit ihren umwaldeten Felsenwänden gesichert; immer sind die Straßen so angelegt, daß sie von hervorragenden Punkten zu bedeutenden Zielen führen, und bei den Kreuzungen wo möglich immer nach allen vier Richtungen interessante Sichten bieten, wobei man vorkommenden Falls mit der Errichtung von Monumenten dem malerisch-architektonischen Sinn zu Hülfe gekommen ist.

Lange Zeit ging ich nur die Prinzeßstreet auf und ab in unersättlicher Schaulust, bald hinübersehend zu den mit jedem neuen Standpunkt neuen architektonischen Gruppen der alten Stadt, bald durch eines der nahestehenden Monumente, namentlich das in gothischen Strebepfeilern aufsteigende Denkmal Walter Scotts, gefesselt. Endlich widerstand ich nicht länger dem Reiz, einen der Höhepunkte zu gewinnen, um das wunderbare Kunstwerk einmal im Ganzen und im Zusammenhang mit der Natur zu betrachten. Ich überschritt das Thal auf der westlichsten Brücke, ging eine, wie es scheint, neuangelegte breite Straße hinauf, nach dem mit drei Thürmen hoch über sich hinauswachsenden Gebäude des Free-Church-College, und kam, den Weg verfolgend, zu der höchsten Spitze des gegen Westen mit steilen Felsenwänden abfallenden mittlern Hügels, zum alten Castell. Welch eine Aussicht da oben! Unmittelbar am Fuß des Berges streckt sich das Thal hin, durch dessen hochgewölbte Brückenbogen und zwischen dessen sanften, mit Blumen und Gebüschen bekränzten Wiesenhängen die schnaubenden Feuerrosse ihre langen Wagen- und Wolkenzüge führen. Darüber leuchtet die prächtige Prinzeßstreet mit ihren palastähnlichen Häusern, mit dem im altdorischen Styl erbauten großen Nationalmuseum und dem thurmhohen Denkmal des schottischen Sängers. Dahinter treten Kuppeln und gothische Thürme vor, und Lord Melville's trajanische Säule; weiter östlich Calton-Hill, der grüne, felsige Hügel mit der wunderlichen Nachahmung athenischer Baudenkmale; an seinem Fuß ein ungeheures Gefängniß mit zermalmenden Mauer-Backzähnen; rechts davon in weiterer Ferne das alte Schloß Holyrood mit seinen Erinnerungen an die verderblichen Leidenschaften einer unglücklichen Königin, und der zerfallenen Kirche, in welcher sie dafür Vergebung gesucht; und nun näher heran und weiter gen Süden und Westen die alte Stadt mit dem Dom und

den Palästen der Universität, des Parlaments, der Gerichtshöfe und den großen Spitälern, dazu die Hunderte von thurmhohen Schornsteinen, Alles wie von einem gemeinsamen Impuls in eine emporstrebende Richtung gebracht. Und nun draußen über der Stadt das offene Land, die weiten Wiesen- und Felderflächen, im Westen und Süden theilweise von waldigen Hügeln begrenzt, im Norden zu dem breiten Meerbusen, dem schiffereichen Frith of Forth und der Hafenstadt Leith sich erstreckend; und drüber hinaus in sanften Linien die Kette der Hochlande; im Osten die erhabene Berggruppe von Arthurs-Sitz mit den langen, steilen, grauen Riesenmauern der Felsen von Salisbury-Crags und dahinter der endlose Ocean mit den schimmernden Eilanden und blinkenden Segeln. Ach! es ist über alle Beschreibung herrlich, und man getraut sich nicht einmal, lange nach einer Richtung zu sehen, aus Besorgniß, das Bild von der entgegengesetzten Seite zu verlieren. Und das Alles hat man auf einem kleinen Punkt! Ja, auf einer alten Kanonenkugel saß ich und drehte mich fast mechanisch rechts und links, und sah bald in die Tiefe, bald in die Weite, Gott verzeih mirs, so gut wie gar nicht in die Höhe. Wer mag in die Wolken sehen, wo der Himmel auf Erden ist? Fremde kamen und gingen — ich blieb. Es wurde deutsch neben mir gesprochen — ich sah mich nicht darnach um. Nur als eben die scheidende Sonne den Thron des alten Artus und seinen grünen Fußteppich mit Gold übergoß und über sein Haupt einen leichten Purpurteppich spannte, und eine Gesellschaft dann neben mir der Scene den Rücken kehrte und gehen wollte, packte ich die Nächste — glücklicherweise war sie über die Gefahr einer gewaltsamen Entführung bereits hinüber — beim Arm, und bat sie, das Schauspiel nicht in seinem glänzendsten Augenblick zu verlassen. Ich war auf diese Weise wieder mit der Menschheit in Verkehr getreten, und da ohnehin der Vorhang nun niederfiel, erinnerte ich mich, daß ich Briefe abzugeben hatte, und ging langsam in die Stadt hinab.

Mit dem ersten Strahl der Morgensonne bestieg ich Calton-Hill, um die Wunderstadt nun auch von der Ostseite zu sehen, der sie sich natürlich um diese Stunde in der vortheilhaftesten Beleuchtung zeigt. Das Bild ist durchaus anders, als vom Castell aus, und viel malerischer, weil Alles in geschlossenern Gruppen zusammentritt. Da mir aber Pinsel und Farben abgehen, sie zu malen, will ich dem Leser nicht noch einmal zumuthen, sie aus den Nebelgestalten meiner Worte sich aufzubauen. Vielmehr möcht' ich jedem, der im Schweiß der Arbeit, im Staub der Geschäfte, unter der Last der Sorgen steht, und sonst einer Lebenserquickung bedarf, Flügel ansetzen zum Fluge hieher auf Calton-Hill, an einem Sommersonnenmorgen, wie der heutige. Wenn ich aber auch meine Hand von dem Rundgemälde zurückziehe, will ich mich doch nicht der Lust begeben, einzelne bedeutende Punkte in demselben mit oder für den Leser aufzusuchen.

Den Hügel, auf dem wir uns befinden, hat classischer Enthusiasmus in frühern Jahren in ein Nachbild der Akropolis von Athen umschaffen wollen. Da ist vor allen das Parthenon, oder vielmehr sein nur vom Architrav überdecktes Peristyl (denn zum Weiterbau reichten die Mittel nicht), errichtet als schottisches Nationaldenkmal **1816** zum Andenken an die Bewältigung Napoleons, und jedenfalls in seiner jetzigen trümmerhaften Gestalt malerischen Anforderungen mehr entsprechend, als wenn der Aufbau vollkommen gelungen wäre; ja sogar bildhauerischen, da sich zwischen den Grundmauern und unter den Säulenstücken ein Meister des Fachs angesiedelt hat, und die Umgebung des Heiligthums mit seinen allerdings sehr unhellenischen Gestalten gegen unbezahlten Eintritt besetzt hält. Da ist weiter westlich der Thurm der Winde, **1818** von W. H. Playfair als Sternwarte erbaut, dabei Dugald Stewarts Denkmal in Form des choragischen Denkmals des Lysikrates, und das des Architekten Playfair im dorischen Styl. Am südlichen Abhang erhebt sich Nelsons Denkmal in Gestalt eines etwa **120** Fuß hohen runden Thurmes, von dessen Plattform in langgestreckten Windungen die großbritannische Flagge weht. Weiter hinab an der Südseite sahen wir ein Gebäude, das die Propyläen mit dem Theseus-Tempel vereinigen zu sollen scheint; es ist die hohe Schule, d. h. das Gymnasium von Edinburgh, für **30,000** Pfd. Sterling von dem Architekten Thomas Hamilton erbaut; ein wenig weiter östlich das choragische Monument des Lysikrates noch einmal, aber mit einem Dreifuß auf seiner Kuppel, das Ehrendenkmal des schottischen Nationaldichters Burns.

Es ist vielleicht der stärkste Beweis für das eigenthümliche Gepräge von Edinburgh, daß es durch diese ganz fremdartigen, ganz contrastirenden Zusätze an seiner Wirkung nichts verliert, ja daß sie zwar die Stelle einer Dissonanz, aber

einer aufgelösten, in dem ganzen Zusammenklang der Massen einnehmen. Anders freilich und gradaus wirkt ein Gebäude oder vielmehr eine Baugruppe, wie die des Gefängnisses von Edinburgh, das, wie eine furchtbare Veste, an der Südseite von Calton-Hill sich hinzieht, und zwischen starken Mauern vier besondere Häusergruppen einschließt, von denen die höchstgelegne dem Commandanten gehört, und aus denen allen mächtige Thürme von runder, acht- und viereckiger Gestalt über die ringsumlaufenden Zinnen in verschiedenartigen Maßen emporragen, und in ihren romanischen, an manche münchener Gebäude erinnernden Formen den mannigfaltigsten Anblick gewähren. Schmerzhaft ist es allein, einen Ort so trüber Bestimmung unter den Hauptzierden von Edinburgh aufführen zu müssen. Es war mir deshalb eine besondere Freude, als ich bei meinen Wanderungen durch die Stadt wahrnahm, daß man hier nicht nur für die Wohnung der Verbrecher und bösen Schuldenmacher den alten Bauformen treugeblieben, sondern daß auch die Zufluchtstätten der Frommen und Gerechten, daß fast alle Kirchen (die neuerbauten ohnehin) im Styl des Mittelalters aufgeführt sind, wie er mehr als irgendwo an diesem Palatium der Romantik an der rechten Stelle erscheint.

„Und Holyrood!“ wird der Leser fragen, „von Holyrood noch immer kein Wort außer dem Namen!“ So geht es uns, die wir bei der Kunst in die Kost gegangen und der Natur uns verlobt hatten. So lange diese am Platze sind und Gaben austheilen, haben andere nur einen schwachen Reiz. Selbst in Holyrood! Ging ich nicht vor Allem in die Kapelle, um mich an dem ernsten altschottischen Baustyl der Pfeiler, Bogen und Ornamente zu erfreuen, obschon eine dreimalige Zerstörung nichts als nackte Wände übrig gelassen, und offene Thüren, offene Fenster und die offene Decke allen Winden und Wettern ungehinderten Zugang gestatten? Aber so nahe der Stelle, an die sich Erinnerungen knüpfen, die nicht veralten, wie weit sie auch zurückreichen, und deren Schmerzen eine Welt theilt, war es unmöglich, mich in Kunstbetrachtungen zu versenken, zumal als ich hörte, die Wohnzimmer der Königin Maria Stuart seien im Wesentlichen unverändert erhalten. In der Nordwestecke des Schlosses kam ich über eine mäßig breite Stiege auf einen Vorplatz, in welchem mich der Führer auf einige dunkle Steine aufmerksam machte, ohne vorläufig eine Erläuterung zu geben, die ich nur zu leicht von selbst fand. Wir traten in das „Empfangszimmer der Königin“, das mit seiner schweren, aus Eichenholz geschnitzten Decke, seinen glanzlosen paar Stühlen und Tischen, den dunkeln, fast unkenntlichen Bildern an der Wand und der herrschenden Düsterkeit eher an die Strafpredigten des finstern Knox, als an die leichtfertigen Freuden in der Umgebung der lebenslustigen Königin erinnert. Gleich daneben ist das Schlafgemach der Königin. Da steht noch das Bett, in dem sie geschlafen, mit blutrothem Seidendamast bedeckt, von grünen Vorhängen beschattet, und über dem Bett hängt ein Bildniß, nicht das des schönen Darnley, noch des häßlichen Rizzio, nicht das des Grafen Bothwell, noch des Herzogs von Norfolk, und doch ein Bild aus ihren Träumen: das Bild der Königin Elisabeth! Ist das nicht wie der Dolchstoß in eine Leiche? Ich trat schaudernd zurück. Von da kamen wir in das Ankleidezimmer, und aus diesem in ein anstoßendes Cabinet von etwa 12 Fuß im Quadrat, den schauerlichen Schauplatz des furchtbaren 9. März im Jahre 1566, wo in Gegenwart der Gräfin von Argyle und noch ein paar Hofleuten beim Mittagessen der Günstling Rizzio neben der Königin von Mörderhand getroffen wurde, so daß sein Blut über sie spritzte, und er, auf obengenannten Vorplatz geschleift, aus 53 Wunden sein Leben aushauchte. Genug! Wenden wir uns lieber dem Leben und heitern Bildern aus der Gegenwart der schottischen Hauptstadt zu; aber ein andermal! [38]

16. Besuch der Fingalshöhle auf Staffa.

[F. Lewald.]

Staffa, eine reine Basaltmasse, ist ganz unbewohnt. Der Schiffscapitän hatte uns erklärt, daß er weit ab von der Insel Anker werfen müsse, weil er sich bei unruhigem Meere nicht mehr hinanwagen dürfe, und daß wir deshalb auch nicht mit den Böten vor der Fingalshöhle landen und in diese hineinfahren könnten. Wir wurden also nach dem der Fingalshöhle entgegengesetzten Ende der Insel gerudert. Auch hier war das Landen schwer genug, obschon wir eine starke Mannschaft in den Böten hatten. Drei-, viermal wurden die Schaluppen weit zurückgeworfen, wobei sich immer die Besorgniß rege machte, daß wir gegen die einzelnen Basaltblöcke geschleudert werden könnten, die wie Pallisaden die Insel auf dieser Seite umgeben. Als man dahin gekommen war, die Böte sicher zu legen und uns aussteigen zu lassen, machten wir uns auf den Weg. Wir hatten die ganze Länge der Insel, wohl das Achtel einer deutschen Meile, auf den Basaltblöcken zu machen, die uns wie eine Treppe mit eigensinnig zusammengefügten Stufen von verschiedener Höhe bald auf bald nieder zu steigen zwangen, um die sichersten, breitesten Quadern zu wählen. So gelangten wir, hier tief unten auf den meerbespülten, wie schwarzer Marmor glänzenden Basaltblöcken, dort oben auf verwitterndem Gestein, aus dem purpurrothe, weiße und gelbe Eriken von großer Schönheit uns entgegenblühten, zu dem Gipfel der Insel, und standen nun wogenumrauscht mitten in dem Schäumen und Branden des Oceans. So groß, so unvergleichlich war der Anblick des Elementes hier, so allgewaltig seine Macht, daß unser Dasein auf diesem Felsen mir wie ein unerlaubtes Eindringen in ein fremdes Reich erschien. Je mehr wir uns der Fingalshöhle näherten, um so tiefer mußten wir hinabsteigen. Die aufbrausenden Wogen hatten oft eben erst den Stein verlassen, den unser Fuß betrat. Plötzlich, als wir um einen Vorsprung biegend das Auge hoben, that sich vor uns die Riesenhalle der Fingalshöhle auf. Eine wunderbare Wölbung, weit, hoch, kühn, gebildet durch das Ineinandergreifen der einzelnen Basaltmassen, und so mächtig in ihrer Großheit, weil keine Pfeiler, kein tragender Basalt sie in der Mitte stützen. In die gewaltige Halle braust das Meer hinein, silberner Schaum der Wellen spült auf den schwarzen Stufen, und spritzt hoch empor, während das schwere Rollen der Wogen leise und dumpf im Hintergrunde der Höhle verhallt. Das Portal des Wunderbaues erglänzte in hellem Sonnenlicht, innen zogen bläuliche Nebel umher, die um so dunkler schienen, je lichter außen der Tag war. Mövenschaaren flogen aufgeschreckt, scheu flatternd an uns vorüber, als die Männer bis zum Ende der Höhle gedrungen waren, wo zwei Prediger ein geistliches Lied anhoben, in dessen langgetragene Töne alle Anwesenden mit lauter Stimme einfielen. Dann aber, als sie es geendet, begann Jemand das Rule Britannia, und mit erschütternder Kraft klangen von den Lippen der Engländer hier mitten im Meere das Loblied ihres Gottes und der Preis ihres Vaterlandes im Jubelschalle durch die Luft.

Die Fingalshöhle verhält sich zur blauen Grotte, wie die Edda zur griechischen Götterlehre. Alles ist hier majestätischer Ernst, großartiges Naturwalten. Selbst die Naturlaute sind streng und düster, wie Form und Farbe des Basalts. Die silberweißen Möven, die farbigen Eriken, Vögel und Blumen hatten etwas Unwahrscheinliches in dieser Umgebung. Der helle Tag und das Sonnenlicht erschienen nur wie ein geborgter Schmuck; um die Fingalshöhle in ihrer höchsten Majestät zu sehen, müßte man sie, dieses zufälligen Schmuckes entkleidet, in den Nebeln des Herbstes und Winters kennen lernen. Aber auch so war der Eindruck ein überwältigender, und schweigend in uns versunken kehrten wir nach dem Schiffe zurück, unsere Fahrt zu beenden. [91]

17. Jona.

[C. G. Carus.]

Diese Insel, auch Icolmkill genannt, liegt näher an Mull, ist bedeutend länger und breiter, durch und durch granitisch, und wenn Staffa nur wenige Rinder ernährt und kaum 30—50 Pfund Sterling jährlich einbringt, so sieht man hier eine Art von kleinem Dorfe, etwas Feldbau und zählt etwa 500 Einwohner. Die Geschichte von Jona ist sehr merkwürdig. St. Columban, ein frommer Bischof, kam in der Mitte des sechsten Jahrhunderts von Irland herüber und stiftete hier eine Abtey von gelehrten Mönchen. So geschah es, daß dies kleine Eiland ein Mittelpunkt wurde für Verbreitung einer mildern Religion und doch einiger wissenschaftlichen Cultur unter den wilden schottischen Clans, so daß man Jona das „Licht der westlichen Welt" und eine „Perle im Ocean" nennen konnte, und daß man späterhin von ihr die Prophezeihung verbreitete, wenn sieben Jahre vor dem Ende der Welt eine unsagliche Flut alle Länder bedecken und alles Volk ersäufen werde, so solle Columbans Eiland auf den Fluten schwimmen und am längsten erhalten werden. — Letztere Sage war wohl mit die Ursache, daß es Sitte wurde, auf dem bei der Abtey gestifteten Begräbnißplatze die alten Könige von Schottland, Irland und Norwegen beisetzen zu lassen, und daß auch viel schottische Edle es vorzogen anzuordnen, daß ihre Leichen dorthin gebracht werden sollten. Schon durch diese Vorkenntnisse vorbereitet, leuchtete uns ein eigner romantischer Schimmer über diesem sonderbaren halb felsigen, halb grünen, aber immer baumlosen Eilande; wenn man aber dort landet, und, gefolgt von dem stillen und harmlosen Völkchen der Insel, die uralten Begräbnißplätze und die ehrwürdigen gebleichten Ruinen von St. Orans-Abtey selbst aufsucht, so steigert sich dies Gefühl zu eigner poetischer Rührung. —

Das Boot des Dampfschiffs brachte uns über die klaren blauen Wellen bis zu den großen Granitblöcken am Landungsplatze, auf denen wir alsbald ausstiegen, während der größte Theil der Einwohner am Ufer sich versammelt hatte. Wir wanderten sogleich zu den Ruinen, nicht unbeachtet lassend jedoch die eigne Physiognomie dieser Oertlichkeit, den feinen röthlichen Granit des Bodens, die fetten Klee- und Kornfelder dazwischen, die kleinen oft unmittelbar an Felsen sich anlehnenden steinernen Hütten und die gutmüthige naive Haltung dieses Völkchens, unter denen viel Kinder mitlaufen, welche kleine Rollsteine von Serpentin oder Feldspath, oder kleine hübsche Muscheln zum Verkauf anbieten, da diese Dinge im Rufe von Amuleten sind. Die zunächst liegende Ruine ist die eines später, erst im 13. Jahrhundert, gestifteten Nonnenklosters. Es stehen fast nur noch die nicht sehr bedeutenden Mauern und Bögen der St. Mary's Kirche, und noch sieht man den Grabstein der letzten Aebtissin des Klosters vom Jahre 1511 mit einer Inschrift in sächsischen Buchstaben. — Weit größer und malerischer erscheinen weiterhin vor dem schönen Hintergrunde des blauen Meeres und der Berge und Küsten von Mull die Ruinen von St. Orans-Abtey. — Ihre erste Gründung wird vom 7. Jahrhundert gerechnet, die des jetzt noch als Ruine stehenden Gebäudes mag zwischen das 13. und 14. Jahrhundert fallen. Der Styl ist sehr eigenthümlich — es scheinen fast norwegische Bauleute hier gearbeitet zu haben. Der Thurm ist viereckig und nur einige 70 Fuß hoch; die Kirche bildete ein Kreuz und noch stehen die vier spitzen Giebel derselben. — Einige Verzierungen von Bögen und Fenstern sind schon sehr zierlich gothisch, Anderes ist mehr normännisch. — Die Durchsichten durch das alte in äußerer Mauer noch recht gut erhaltene Gebäude, nach dem Meere hin, sind reizend. Ein Maler könnte hier die trefflichsten Studien sammeln! — Nicht weit davon steht noch die Ruine einer kleinen Kapelle, welche für weit älter als die Kathedrale gehalten wird. — Umher breitet sich dann der Gottesacker, auf welchem eine große Menge, aber im Ganzen wenig mehr kenntlicher, Grabstätten liegen. Auf den sehr rohen Deckplatten mehrerer ist noch das eingehauene Wappen der alten Seekönige — ein Schiff mit Segeln — zu erkennen; man sagt, daß die alten Könige Schottlands bis auf Macbeth hier begraben liegen. — Wie wir zum zweiten Eingang des Kirch-

hofs kamen, fiel uns auf die wunderliche Art eines alten Kreuzes (Cross), in grün-schwärzlichen Klingstein gehauen.

Man nennt es Maclean's Cross und es soll das letzte von 360 solcher Kreuze sein, welche einst die Insel zierten, aber nach einem Synoden-Beschluß von Argyle im Jahre 1560 sämmtlich in die See gestürzt wurden. — Der Grabmäler, deren Jahrzahl noch leserlich ist, sind wenige. Das älteste, das eines Lachlan Mackinnon, datirt vom Jahre 1489. Die Grabmäler mit gaelischen Inschriften sind gewöhnlich ohne Jahrzahl. Auf einzelnen, welche Edeln schottischer Familien gehören, sind Ritterbildnisse und Wappen roh ausgearbeitet, und noch bis Ende des 16. Jahrhunderts ist hierher begraben worden. Selbst das Grab eines Arztes einer vornehmen schottischen Familie wurde mir gezeigt. [25]

---

18. Die heutigen Gaelen.

[Richard Andree.]

Die gaelische Bevölkerung Schottlands, wie wir sie heute noch finden, ist auf die niedrigsten Classen der Gesellschaft beschränkt. Alles, was aus diesem engen Kreise heraustritt, sich Bildung aneignet, zu höheren Stellungen gelangt, anglisirt sich damit vollkommen und vergißt dabei gar bald seine keltische Herkunft. Auf diese Weise nimmt das angelsächsische Element fortwährend gaelisches Blut in sich auf, während bei den keltischen Bewohnern das Umgekehrte in ungleich geringerm Maße der Fall ist; Niemand findet darin einen Vortheil, sich zu diesem aussterbenden Volksthum zu bekennen, das darum auch in nationaler Beziehung viel reiner als das angelsächsische uns entgegentritt. Freilich haben wir, namentlich auf den äußeren Hebriden, auch einige Beispiele, daß dort skandinavische Niederlassungen, die weit abgeschieden vom Mutterlande und ohne Nachschub von demselben waren, die gaelische Sprache annahmen; allein dies sind Ausnahmefälle. Jene altskandinavischen Colonien zeichnen sich noch von den umwohnenden Kelten dadurch aus, daß sie den Fischfang und die Schifffahrt schwunghaft betreiben. Dies thaten die Kelten nie; obgleich allseits die britischen Inseln vom Meere umflutet sind, wagten sie sich doch nie weit auf das Salzwasser hinaus; der Schiffbau blieb stets bei ihnen auf einer untergeordneten Stufe. Während die kühnen germanischen Wikinger weit auf dem Meere umherschwärmten, während normännische Seefahrer schon 500 Jahre vor Columbus an den Küsten der heutigen Neuenglandstaaten landeten, fuhren die Kelten Großbritanniens noch in Kähnen aus Flechtwerk von Ufer zu Ufer. Es ist kein Zufall, daß die Ostküsten Schottlands eine seetüchtige Bevölkerung und blühende Fischerstädtchen aufweisen, denn dort wohnen ja Leute unsers Stammes, während der gaelische Nordwesten für Schifffahrt und Fischerei fast todt ist. Freilich tragen hierzu die gefährlichen klippenreichen Küsten im Westen das Ihrige mit bei, aber der Unterschied ist zu auffallend.

Es ist in einem Lande, wo Menschen zweier Stämme sich vielseitig vermischten, schwer, durchgreifende Unterschiede für das Aeußere derselben zu finden. Im Allgemeinen glaube ich aber behaupten zu dürfen, daß bei den Gaelen härtere Gesichtszüge, dunklere Hautfarbe, meist schwärzere oder doch dunkelbraune Haare, kleinere Gestalten, rundere Gesichter vorherrschen, als bei den Menschen germanischer Abkunft*). Da wir dieses Volk überall nur in den untersten Schichten der Bevölkerung finden, so muß es uns nicht Wunder nehmen, daß es im Ganzen einen unvortheilhaften Eindruck macht. Wer die Lebensweise dieser Leute gesehen hat, der wird mir gewiß nicht Unrecht geben; im Allgemeinen befinden sie sich auch in so schlechten Verhältnissen, und der Druck der Armuth lastet so auf ihnen, daß auch Menschen andern Stammes in dieser Lage uns elend erscheinen würden.

Der Großgrundbesitz in der ungeheuren Ausdehnung, wie er in Großbritannien herrscht, ist gewiß ein sociales Uebel zu nennen. An die

*) Man hat der Färbung der Haare in Schottland besondere Aufmerksamkeit zugewandt, um daraus einen Schluß auf die Abkunft der Bewohner machen zu können. Im Kirchspiel Duirneß bei Cap Wrath in Sutherland fand man im Jahre 1831 bei einer Zählung unter 370 Leuten 34 rothhaarige, 78 dunkel- und schwarzhaarige und 258 hell- und braunhaarige; ferner 110 schwarzäugige, 95 grauäugige und 165 blauäugige.

Stelle des freien Bauern tritt der Pachter, auf dessen Lage im Allgemeinen einzugehen hier nicht der Ort ist. Ackerbau im großen Maßstabe finden wir fast nur in den Lowlands und an der Ostküste; die Hochlande, der Sitz der gaelischen Bevölkerung, sind großen Theils mit dürren Schaftriften und Hutweiden bedeckt. Man kann halbe Tage lang von einem Glen zum andern ziehen, ohne auf einen Menschen oder gar eine Hütte zu stoßen; aber auf den mit spärlichem Gras bedeckten Hügeln weiden zerstreute Schafheerden. Mit der ausgedehnten Einführung der Schafzucht hat die Bevölkerung wesentlich abgenommen, namentlich durch Auswanderung. So ist Sutherland, Roßshire, Inverneß, Argyle und ein Theil von Perthshire verödet. Der Flächenraum Schottlands beträgt **1477** geographische Quadratmeilen, hiervon sind **1030**, also volle zwei Drittheile, uncultivirt; wie dünn gerade in den vorzugsweise gaelischen Grafschaften die Bevölkerung ist, ersieht man aus nachfolgender Zusammenstellung. Es wohnen auf einer Quadratmeile (im Jahre **1851**) in

Argyle	**581** Menschen
Inverneß	**481** „
Nairn	**986** „
Perth	**1040** „
Roß	**556** „
Sutherland . .	**2898** „
Caithneß	**1152** „

Und wie lebt nun diese dünne gaelische Bevölkerung? Sie besteht aus Hirten, kleinen Pächtern, Fischern und Küstenschiffern im beschränkten Maße, und hie und da Handwerkern in kleinen Städten.

Die Hirten sind Knechte der Großgrundbesitzer oder der größeren Pächter; statt des Lohns erhalten sie eine Hütte zur freien Benutzung, dabei etwas Land, auf dem sie Kartoffeln, Hafer und Rüben bauen. Auch dürfen sie einige Kühe oder Ziegen halten, die sie mit den Schafen zusammen austreiben. Mißräth die Kartoffel- oder Hafenernte, so gerathen diese Leute nicht selten in große Noth und ziehen dann bettelnd in die Städte der Nachbarschaft.

Schottland kennt keine Dörfer nach unserm Begriffe; es giebt dort nur sehr wenig Ortschaften, die dem gleichkommen, was wir nach Zahl der Häuser und Beschäftigung der Bewohner ein Dorf nennen. Aber über all die halbwüsten Berge und Thäler stehen die Hütten vereinzelt oder in kleinen Gruppen zusammen. Das ist charakteristisch für die Hochlande. Werden die Hütten zahlreicher, so dauert es auch nicht lange, bis sie „Stadt" genannt werden. Diese Hütten nun zählen zu den elendesten menschlichen Wohnungen in Europa, und man kann sich bei ihrem Betreten des Gedankens nicht erwehren, warum England durch seine Missionen so viel und mit so wenig Erfolg unter Völkern fremder Erdtheile für die Civilisation und das Christenthum thut, während ihm in der nächsten Nähe daheim noch eine solche Aufgabe erübrigt. Freilich wird der Raum, den jene schrecklichen Behausungen einnehmen, von Jahr zu Jahr kleiner, gerade so wie das Keltenthum verschwindet, aber es ist hier noch ein weites Feld für Civilisationsarbeit offen. Ich will es versuchen, eine solche Hütte zu schildern; sie gleichen sich so ziemlich überall im ganzen Nordwesten und auf den Hebriden. Die vier Wände sind bei den meisten aus rohen Feldsteinen, wie sie der Boden eben bietet, aufgeführt; von Mörtel ist keine Rede, an seiner Stelle dient Moos oder Haidekraut, mit dem man die Ritzen und Fugen verstopft, und über das eine Lage von Lehm geschlagen wird. Das Dach, welches über einigen schwachen Holzsparren aufgeführt ist, hat häufig eine an der Firſt abgerundete Form und erinnert dadurch an die Hütten der Wilden. Als Material zu diesem dienen gewöhnlich große Rasenstücke, die im Sommer lustig grünen und aus denen allerlei Unkraut aufschießt, so daß man einen bewachsenen Schutthaufen statt des Daches einer menschlichen Wohnung vor sich zu haben glaubt. In andern Fällen belegt man das Dach mit einer dicken Schicht Haidekraut, mit Ginster oder dem in Schottland so üppig gedeihenden Pfriemkraut (Spartium Scoparium). Damit diese lockeren Materialien nicht vom Winde fortgeführt werden, zieht man Seile, die aus Haidekraut oder Stroh geflochten sind, querüber und beschwert diese am untern Ende mit platten Steinen. In der Mitte ist die sehr niedrige Thür, zuweilen zu beiden Seiten derselben je ein Fenster; zuweilen fehlen diese in den Mauern, wenn ich die Hauswände so nennen darf, ganz; statt ihrer sind dann einige Scheiben in das Haidekraut des Daches eingesetzt. Treten wir nun ein. Der Fußboden besteht aus hartgestampfter Erde und zeigt bedenkliche Unebenheiten, das Regenwasser dringt häuffig durch die Thür von außen herein, da eine Schwelle oft fehlt und selbst bei einigen Hütten, so z. B. am Loch Tummel, statt einer hölzernen Thür eine solche aus Weidenruthen

geflochten sich fand. Oft besteht das Innere nur aus einem einzigen Raume, gewöhnlich ist es aber in zwei Hälften geschieden. Sind Schornsteine und Kamine an den beiden Giebelseiten vorhanden, so mag das Ganze noch als höchst ärmliche und elende Menschenwohnung hingehen; wo dies aber nicht der Fall, und häufig genug kommt das vor, da glaubt man einen Stall, aber keine Behausung vernünftiger Europäer vor sich zu haben. Dicht auf dem Fußboden glimmt dann zwischen ein paar Steinen ein qualmiges Torffeuer, über dem an einem eisernen Haken ein eiserner Topf hängt. Rauch erfüllt die Luft und setzt sich als schwarze glänzende Kruste an die Wände, die wenigen Geräthschaften und das Haidekraut des Daches. Für seinen Abzug ist durch ein Loch im Dache gesorgt, über das man zuweilen, um den Zug zu befördern, eine alte unbrauchbar gewordene Häringstonne stülpt. Die innere Einrichtung ist die einfachste, die sich denken läßt: Stuhl, Tisch, eine Art Koje oder Kiste mit Strohsack und groben Decken als Bett und ein roher Wandschrank zur Aufbewahrung der wenigen besseren Habseligkeiten, unter denen eine Bibel in gaelischer Sprache selten fehlt. Ich nehme das specielle Bild zu diesen Hütten von den elenden Behausungen, wie ich sie im Kirchspiel Latheron der Grafschaft Caithneßshire fand, bemerke aber, daß sie auf den Hebriden noch schlechter bestellt sind. Wird eine solche Hütte ganz baufällig, was natürlich bald der Fall ist, so verläßt sie der Eigenthümer und baut sich nicht weit davon eine zweite. Die alte zerfällt nun allmälig, und von ihr bleibt nur ein Haufen Steine und Lehm übrig. Ich habe solche Ruinen zu Hunderten in den Hochlanden gesehen, und Niemand schien an ihre Wegräumung zu denken.

Unter den Geräthschaften, welche die gaelischen Bewohner in manchen abgeschiedenen Glens und auf den Hebriden heute noch gebrauchen, erwähne ich nur die Handmühlen. Bruchstücke von kleinen Mühlsteinen fand ich hier und da mit in die Mauern eingebaut, die erste Handmühle oder Quern sah ich aber auf Jona, einer der inneren Hebriden. In Thätigkeit war sie freilich nicht, aber sie wird noch zum Schroten oder Mahlen des Hafers und der Gerste dort benutzt, da auf jener Insel weder eine Windmühle steht, noch ein Bach vorhanden ist, um eine Wassermühle zu treiben. Es bestand diese Handmühle aus zwei flachen granitenen Steinen, jeder von etwa anderthalb Fuß Durchmesser. Mittelst eines hölzernen Zapfens, der im untern Steine fest sitzt, greift der obere in diesen ein; der obere Stein wird als Läufer benutzt und durch einfaches Umdrehen mit der Hand in Bewegung gesetzt. Nun, da überall Mehl leicht hingeführt wird, kommen diese Handmühlen ganz außer Gebrauch. Auf dem Hauptlande sind sie schon sehr selten.

In den Küstengegenden ist der Häring ein Hauptnahrungsmittel im Winter und Sommer; dazu kommen die Kartoffel und der trockene, geschmacklose Haferkuchen, der aussieht, als wäre er aus Sägespähnen zusammengepreßt. Aber da er eine schottische Nationalspeise ist, so fehlt er so wenig wie die merkwürdige Hotschpotsch-Suppe auf den Tafeln der Hotels. Alle Schotten, gleichviel ob gaelischer oder angelsächsischer Abkunft, sind große Whiskytrinker. Die Zubereitung dieses nationalen Getränks erscheint uns sehr einfach, aber es giebt bei der Herstellung Feinheiten, die einem Fremden unbekannte Dinge bleiben. Ich muß sagen, daß ich in Schottland viel, sehr viel von Whisky berauschte Leute getroffen habe, und daß namentlich in allen größeren Städten am Sonnabend, trotz der vielen Straßenprediger, betrunkene Leute fast so häufig waren, wie nüchterne.

Um den geistigen Zustand der Gaelen beurtheilen zu können, ist es nothwendig, den crassen Aberglauben, der unter ihnen noch vielfach herrscht, zu kennzeichnen. Freilich wirken dem die überall verbreiteten Schulen jetzt mächtig entgegen. Aber es sind noch keine 30 Jahre vergangen, daß in vielen gaelischen Gegenden von Schule und Kirche keine Rede war. Somit leidet die damals herangewachsene Generation noch an den Nachwehen ihrer Unbildung, und erst mit ihrem Absterben werden vernünftige Ansichten allgemeiner sein. Aber wie viel ist denn noch vom gaelischen Volke übrig?

Trotz der sehr frühen Einführung des Christenthums in Schottland (St. Columban und seine Culdees errichteten bereits im Jahre 563 ihr Kloster auf Jona) und der langandauernden Einflüsse desselben hat sich eine große Menge abergläubiger Vorstellungen unter der gaelischen Bevölkerung erhalten, die mit der alten heidnischen Religion in Zusammenhang stehen.

Wir wissen ja, wie selbst bei uns noch heute eine Menge Vorstellungen, Sitten und Gebräuche aus unsrer alten germanischen Religion im Volke gäng und gäbe sind, wenn auch diesem selbst der Schlüssel dazu fehlt und erst tüchtige

Forscher im Gebiete unsers Alterthums uns darüber Aufklärungen geben. In noch weit höherm Maße ist dies bei den gaelischen Hochländern der Fall. Sie haben drei Arten von Aberglauben. Zunächst glauben sie an übernatürliche, feenartige Wesen, die sie Daoine-shith nennen. Ferner, daß die Gestorbenen und deren umwandelnde Geister auf das Schicksal der Ueberlebenden einen großen Einfluß haben und deren Dasein gleichsam regieren, steht bei ihnen fest. Zuletzt spielt das zweite Gesicht unter ihnen eine große Rolle; Viele behaupten, damit begabt zu sein, und man erzählt sich seltsame Dinge davon; den Lowländern, auf die der Hochländer stolz herabsieht, wird natürlich eine so außerordentliche Begabung abgesprochen *).

Der heutige Gaele ist ein indolenter und unindustriöser Mensch; wird ihm aber eine besondere Gelegenheit zur Thätigkeit und Anstrengung gegeben, so wird er selten übertroffen; dabei ist er bescheiden und nie stolz. Seine Höflichkeit und sein willfähriges Benehmen sind unstudirt und ehrlich gemeint; nie wird er durch ein Gefühl von Inferiorität zu linkischem Wesen gebracht. Er ist zänkisch, wißbegierig, intelligent und hat stets seine Sinne gut beisammen. Für Güte ist er sehr empfänglich und der Dankbarkeit im hohen Grade fähig, dabei aber abergläubig, übermüthig, leidenschaftlich und rachsüchtig. [5]

*) Das zweite Gesicht heißt auf Gaelisch Darasuil, und ich weiß bestimmt, daß der Glaube daran noch heute, namentlich in der Gegend westlich von Inverneß, sehr verbreitet ist.

19. Cawdor, das Schloß Macbeths.

[C. G. Carus.]

Der heutige Nachmittag war zu einer Excursion nach dem alten Schlosse Macbeths — Cawdor — bestimmt.

Um 2 Uhr fuhren wir, bei etwas mehr aufgeheitertem Himmel, in zwei leichten Wagen aus Inverneß fort und zuerst nach dem Schlachtfelde von Culloden.

Die Gegend des Schlachtfeldes ist eine weit ausgedehnte, etwas hochliegende, öde Haidestrecke nordöstlich von Inverneß, mit einzelnen umherliegenden Felsblöcken. Hier war es, wo den 16. April 1746 der Prinz Karl Stuart gegen die Engländer unter Herzog v. Cumberland den Kampf kämpfte, der 1200 wackern Hochländern und ziemlich eben so viel Engländern das Leben kostete, und der durch das besser gerichtete Kanonenfeuer der Engländer und die ungeschickte Leitung der Schotten bald mit der Flucht des Prätendenten endigte. — Noch werden die aufgeworfenen großen Gräber gezeigt, Waffen werden noch zuweilen aus dem Boden gegraben, und von einem einsam stehenden Thurm, welcher eigentlich nur der Altan eines kleinen armen Schenkhauses ist, übersieht man die traurige Gegend, und in der Ferne die Buchten des nördlichen Meeres.

Wir fuhren bald weiter und kamen, nach etwa einer Stunde, an den Eingang des Parks von Kilravock Castle. Das Innere des Parks war ein Wald von Rothbuchen, denen die hohe nördliche Breite und die Seewinde nur ein mäßiges Wachsthum gestattet hatten und deren Stämme und Aeste mit langem Moos und Flechten behangen waren. Endlich lichtete sich die Waldung und der alte große viereckige Thurm, die wesentlichste Baulichkeit des Schlosses, wurde sichtbar. Hugh Rose, ein alter schottischer Baron, erbaute diesen Thurm nach der Mitte des 15. Jahrhunderts. Einige kleine Wohngebäude lehnen sich ganz malerisch an die alte Steinmasse, und zierliche kleine Blumenanlagen mit Laurocerasus, auf feinem kurzgehaltenen englischen Rasen, umgeben neben alten großen Buchen und Eschen ringsum die einfache Besitzung.

Endlich erreichten wir das alte Cawdor. Die ganze Lokalität höchst alterthümlich! — Unter großen Buchen eine Zugbrücke, und am kleinen Hofe der hohe viereckige Thurm mit gegiebelten Nebenbauten, — es giebt ein prächtiges Bild! — Nach einer andern Tradition war es hier, wo Macbeth Duncan tödtete. Geschichtlich giebt es nichts Bestimmtes darüber. Das Schloß selbst ist indeß wahrscheinlich erst anfangs des

15. Jahrhunderts gebaut, auch existirte zu Eduard des Bekenners Zeiten, der Malcolm, Duncans Sohn, schützte, noch kein Thane von Calder oder Cawdor, sondern erst Sir Hugh Horstrott, welcher Macbeths Güter hier in Nairnshire erhielt, soll diesen Titel als Thane erhalten haben. — Ueber den Bau des Schlosses selbst existiren auch manche wunderliche Traditionen. Noch jetzt wird in einem Kellergewölbe ein eingewurzelter dürrer Weißdornstamm gezeigt, und dabei erzählt, der Begründer des Schlosses habe einen Esel mit Gold beladen und ihn frei gehen lassen, unter dem Gelübde, da das Schloß zu bauen, wo das Thier mit seiner Bürde stillstehen würde. An diesem Weißdornstamm dann sei er stillgestanden und so der Bau hier entstanden. Es würde nicht schwer fallen, Architekten nachzuweisen, die ihre Bauplätze weniger gut ausgewählt hätten, als dieser Esel. — Die Lage des Schlosses an der Rückseite, an dem felsigen Thale eines starken hochländischen Gebirgsbachs, umgeben von bewaldeten Gebirgsschluchten, läßt allerdings für diese Art von Gegenden nichts zu wünschen übrig. — Noch jetzt ist es ein löblicher Wunsch für das Haus des Lords von Cawdor: „Freshness to its hawthorn tree!“ (Frische seinem Weißdornbaum!) Wir wurden im Innern des alten Baues sehr gut orientirt durch einen Intendanten des jetzt abwesenden Besitzers, welcher außerdem in Botanik und Geologie der Umgegend recht erfahren war. — Die Gewölbe, Gänge, Zimmer waren von einem eignen Hauche des Alterthums durchdrungen; besonders interessirte es mich, die uralte Art von Auszierung mit wollnen Tapeten zu beobachten. Gerade das eine, worin Duncan übernachtet haben soll, war in seinem Mauerwerk eigentlich ganz roh, selbst ohne Kalkbewurf gelassen, darüber aber war nun unmittelbar die alte gewirkte Tapete aufgehangen. — Nahm man die Tapeten in einem dergestalt eingerichteten Schlosse weg, so erschien gleich das Ganze so roh wie das Innere einer Ruine. — Dabei sind die Zimmer niedrig, die Kamine groß, alt und oft wunderlich genug verziert. Familienportraits finden sich nur einige vor. Der Blick aus den Fenstern hinab in das felsige Thal mit seinem Gebirgswasser ist schön und von sonderbar schwermüthigem Charakter. — Wir stiegen auch hinauf auf die breite Plateform der alten Warte. In ihrer Nähe war ein sehr versteckter Dachraum, wo Lord Lovat nach der Schlacht von Culloden sich mehrere Tage verborgen gehalten haben soll. — Die Aussicht von da oben nach Nairn zu und weit an den Küsten von Nordschottland hinaus auf das grauliche Meer hielt uns lange fest und gehörte mit zu den eigenthümlichsten Bildern dieser Hochlandsgegenden.

Wir machten noch einen langen Spaziergang durch den weiten wilden Park dahin, an tiefen, in Conglomerat-Sandstein gerissenen Gebirgsschluchten, mit Buchen, Birken, Eichen dicht bewachsen. — Auch hier noch schlang sich blühender Jelängerjelieber zierlich über die Büsche, einzelne mächtige Eichen hielten den Wandrer fest, und die Birken hingen malerisch in die Abgründe hinein.

Der Rückweg war ein andrer als der Hinweg und führte weit hinab in die Nähe der See, welche sich hier tief ins Land herein buchtet. — Ein kalter Wind strich über das wenig bewegte Meer und der größte Theil des Weges bot nur geringe Abwechselung dar. — Als wir näher gegen Inverneß kamen, hob sich zur Linken aus Goldwolken der helle Mond glänzend hervor, auf so schön azurblauer Luft und in so anmuthigen Farbentönen des untern Gewölks, wie ich ihn weder in England noch bisher in Schottland gesehen hatte. — Der Meeresstrand, die öde Haide und dieser Mond — es hätte nur ein Barde gefehlt, um das ossianische Bild vollständig zu machen. [25]

---

20. Ein Blick in das irische Elend.

[M. Hartmann.]

Die Stadt Dublin ist außerordentlich schön, malerisch, interessant, eigenthümlich und wäre gewiß auch eine der angenehmsten Städte, wenn einem nicht auf Schritt und Tritt das fürchterlichste, jammervollste Elend entgegenträte. Man kann sich keinen Begriff machen von dieser Armuth, von ihrer Ausdehnung und den entsetzlichen Schlupfwinkeln, in denen sie haust; sogar

jene von Irländern bewohnte Gasse in London giebt noch nicht die entfernteste Ahnung von dem, was man hier auf Schritt und Tritt antrifft. Denke man sich eine große Stadt aus solchen Gassen bestehend, wie jene in London, und nur von den Aermsten aus jener Gasse bewohnt, und man hat einen schwachen Begriff von den meisten Stadttheilen Dublins. Höchstens der zehnte Mann, dem man begegnet, ist anständig gekleidet. Von den andern haben gewiß sieben kein Hemd an; wenn sie auch die Röcke bis hinauf zugeknöpft haben, so verrathen es doch unzählige Stellen, die den nackten Leib zeigen. Ich habe unendlich Viele gesehen, die mehr nackt waren, als bekleidet. Diese ausgehungerten, verthierten Gestalten sind so weit gekommen, daß sie überhaupt keines Glückes mehr fähig sind; rhachitisch geboren, wachsen sie hungernd auf und sterben an der Auszehrung. Die meisten Irländerinnen sind schön oder haben wenigstens sanfte Züge; aber desto schrecklicher ist die Schrift, welche Elend und Laster auf diese feinen Gesichter gezeichnet hat. Fast alle tragen das so hübsch kleidende Mäntelchen, das wir auch in Deutschland, z. B. in der Gegend von Eisenach, haben, und gewiß alle ohne Ausnahme den Strohhut, an dem man auch in London die irische Bettlerin erkennt; mag er noch so zerrissen und zerschlitzt sein, der Hut darf nicht fehlen. — Die meiste Aehnlichkeit hat das irländische Volk vielleicht mit den Lazzaronen Neapels; doch ist es gutmüthiger, naiver und trotz der Verderbniß, die ihm das Elend nothwendig eingeimpft hat, reiner. Der Irländer ist kein Lazzarone von Natur, er arbeitet willig, um sich sein tägliches Brod zu verdienen. Aber er thut es gern, mit Heiterkeit, und sträubt sich gegen die verthierende Anstrengung, die der Engländer verlangt. Und gerade das ists, was der Engländer an ihm verurtheilt. Traurig ist es, diese Märtyrer in der Nähe zu sehen; der Hunger, nichts Anderes giebt den Weibern dieses zarte Aussehen, der Müssiggang diese feinen, unverdorbenen Glieder. Die Männer liegen vor ihren Wohnungen, an den Straßenecken, auf den Brücken und lungern hier aus, ob sich kein Verdienst will sehen lassen. Wenn ein Fremder vorübergeht, strecken sie stumm die Hand aus; viele haben auch das aufgegeben und liegen nur noch regungslos da und betrachten den bessern Rock des Vorübergehenden oder sehen das Droschkenroß vielleicht neidisch an, wie es seinen Futtersack vorgebunden hat. — In den Gassen, wohin man sieht, Mütter mit Kindern auf den Armen, mit Kindern vor und hinter sich, wie eine traurige Gluckhenne, die kein Korn findet.

Die Wohnungen dieser Unglücklichen, welche wenigstens drei Viertheile von Dublins Gassen einnehmen (wenn auch nicht der Ausdehnung, doch der Zahl nach, da sie in den engern Gassen wohnen, während natürlich die Wohlhabenden sich in breiten Straßen und Squares ausdehnen) — diese Wohnungen, z. B. in der Nähe von St. Patriks Street, zu beschreiben, das ist eine schwere Aufgabe. Ich habe viel gesehen in böhmischen Dörfer und Judengassen, auch hatte ich immer Phantasie genug, mir das Gesehene verzehnfacht zu denken, wenn ich in Reisebeschreibungen von irischem Elend las. Aber wenn meine Phantasie auch alles früher Gesehene verhundertfacht auf einander gehäuft hätte zu einem Alpengebirge von Elend, sie hätte das nicht erreicht. Robert Emmet hatte Recht, das Hauptquartier seiner Revolution nach Patriks Street zu verlegen; da ist ein ewiger Stoff zu Revolutionen aufgeschichtet. Mögen sie im englischen Parlament Bill auf Bill einbringen, mögen sie Workhouses auf Workhouses errichten, mögen die Unitarier noch so wohlthätig sein und sogar den hundertsten Theil anstatt des tausendsten von ihren Renten für die Armen verwenden: diesem Leiden, das England seit Jahrhunderten gesäet hat, helfen sie nicht mehr ab, dieser Krebs ist nicht mehr auszuschneiden, er wird weiter fressen und zerstören.

Ueberall gewährt Dublin den Anblick einer eroberten Stadt: Soldaten, in London eine Seltenheit, giebt es hier in unzähliger Menge; auf Schritt und Tritt begegnet man rothgeröckten Schaaren. Ueberall stehen Kasernen von ungeheurer Größe, und das Kastell in der Mitte der Stadt ist ein wahres Zwing-Dublin. Die policemen, die man in London als Diener des Publicums bewundert, tragen hier dicke Stöcke und sind rauh und unfreundlich. Das Volk jagen sie vor sich her, wie man Vieh treibt; bei Arrestationen werfen sie den Arrestanten nieder und stoßen und schlagen ihn. — Schon in London, als ich einst einem Policeman Vorwürfe machte über sein rohes Betragen gegen ein Bettelkind, welches er schlug und kneipte, antwortete er mir kurz: Bah, it is an irish girl. — Wenn man einen Irländer fragt, was die runden Thürme bedeuten, die sich auf den Anhöhen der Bay hinziehen, antwortet er: sie sind gegen

die Franzosen oder Amerikaner, wenn sie uns einmal zu Hülfe kommen sollten. Daß die Thürme ihnen zum Nutzen und zum Schutz des Hafens da sein könnten, fällt den Irländern nicht ein. Auf Frankreich blicken sie noch immer mit Vertrauen und Freundschaft, wie die Polen, obwohl sie wie diese schon hundertmal von Frankreich betrogen worden sind.

Auch Straßen, Monumente und Häuser zeigen, wie man der eroberten Stadt mit Gewalt ein englisches Gepräge geben und ihr einreden will, als ob die Geschichte Englands, der Ruhm Englands auch ihr Ruhm und ihre Geschichte sei. Die meisten Straßen, nur die ältesten ausgenommen, tragen berühmte englische Namen.

Eines der traurigsten Monumente in Dublin ist das ehemalige House of commons, wo einst doch wenigstens ein Schatten von Freiheit wohnte und wo jetzt England mit seinem Gelde herrscht. Denn das House of commons ist in die Bank umgewandelt. [61]

---

21. Charakter der Irländer.

[Verschiedene Zeitschriften.]

Wenn man den irischen Nationalcharakter gerecht beurtheilen will, muß man die traurigen Verhältnisse, die Unterdrückung durch England und die Hochkirche ins Auge fassen, weil diese Verhältnisse in ihrer Jahrhunderte langen Dauer einen Schatten auf die sonnige Heiterkeit der Nation geworfen haben. Einer der ältesten Geschichtschreiber Irlands sagt von seinem Volke, daß dessen Tugenden angeboren, dessen Fehler aber aufgedrungen seien. Ohne dieses vielleicht parteiische Urtheil zu unterschreiben, kann man doch nicht in Abrede stellen, daß etwas Wahres in demselben liegt. Ein Beweis dafür ist der Umstand, daß der Hauptfehler, den man den Irländern vorwirft, ihre Faulheit, in der Fremde ziemlich verschwindet. In Amerika, in Australien, ja sogar schon in England kann der Irländer ein fleißiger und andauernder Arbeiter werden. Es muß also Etwas in den Verhältnissen seiner Heimat liegen, das ihm die Arbeit verleidet, oder diese muß nicht genug lohnen. Ein Unglück für Irland war vielleicht die Einführung der Kartoffeln, welche die Möglichkeit bot, bei verhältnißmäßig geringer Arbeit das Leben zu fristen. Indessen hat das Mißrathen der Kartoffeln und die in Folge desselben eingetretene gespenstige Hungersnoth vom Jahre 1846 bis 1848 dem Volke eine, wenn auch bittere, doch gewiß heilsame Lehre gegeben. Wenn die Irländer wirklich faul, leichtsinnig und verschwenderisch gewesen sind, so haben sie schwer genug dafür gebüßt. Vielleicht hat dieses Nationalunglück dazu beigetragen, schroffe Contraste nach und nach auszugleichen, Zwistigkeiten zu schlichten und die Flammen langgenährten Hasses zu ersticken. Es ist ja eine der Segnungen des Unglücks, daß es uns besser, milder, versöhnlicher macht.

Die Irländer waren von jeher berühmt wegen ihres Humors und Witzes, und die Anzahl und Bedeutung humoristischer englischer Schriftsteller irischen Ursprungs giebt Zeugniß dafür, daß dieser Ruhm kein unverdienter ist. An physischem Muthe werden sie von keiner Nation der Erde übertroffen und die Schlachtfelder von zwei Welttheilen, namentlich aber die von Spanien, die sie mit ihrem Blute gedüngt haben, sprechen von demselben. Ihre Phantasie ist lebhaft und heiter; sie sind gesellig und gastfrei, großmüthig und energisch. Freilich schlagen diese Eigenschaften bisweilen in Fehler um. Der Witz macht den Irländer mitunter spottsüchtig, sein physischer Muth artet bisweilen in Rauflust aus. In ihrer lebhaften Phantasie mögen auch ihr Leichtsinn und ihre Abenteuerlust ihre Wurzel haben, während ihre Geschicklichkeit und Gastfreiheit sie mitunter zu sehr zum Trunke geneigt und zu verschwenderisch machen. Wenn man nachforscht, warum die meisten irischen Gutsbesitzer so verschuldet sind, so wird man als Antwort regelmäßig von vielen Gästen, großen Jagden, schwelgerischen Tafeln erzählen hören. Endlich ist ihre Großmuth hin und wieder mit etwas Prahlerei versetzt und ihre Energie wird zuweilen Eigensinn, Starrköpfigkeit. Bei den Bauern kommt zu diesen Fehlern noch eine ziemliche Dosis Aberglauben, wie die mitunter sehr poetischen Gespenstergeschichten, an

denen Irland so reich ist, beweisen. Da ist die „Pheka", das gespenstische Pferd, welches den einsamen Wanderer zum Aufsteigen lockt und mit ihm dann über Berg und Thal, über Fluß und See, durch Wald und Hecke, über Sumpf und Moor im athemraubenden Fluge davonsprengt; da ist die furchtbare Gestalt des kopflosen Reiters und das reizende Märchen vom Lande der ewigen Jugend.

In den höhern Ständen Irlands sind die bezeichnenden Eigenthümlichkeiten des irischen Charakters natürlich von dem gleichartigen Firniß, mit dem der Ton die gute Gesellschaft von ganz Europa übertüncht hat, etwas vermischt. Nichtsdestoweniger findet man bei ihnen weniger Steifheit und Herzlosigkeit als bei den Engländern; man fühlt sich schneller und leichter heimisch. Bei den Frauen hat der ganz leichte Sprachaccent, den irländisches Blut niemals verläugnet, einen eigenthümlichen Reiz.

Irland, die Smaragdinsel, wie es von seinen begeisterten Söhnen genannt wird, ist ein Land, das die leidenschaftliche Liebe, mit der seine Bewohner an ihm hängen, verdient. Umrollt von dem ewigen Ocean, der ihm seine frischen Lüfte, aber nur selten seine düsteren Nebel sendet, genießt es in manchen Theilen eines italienisch milden Klimas. Durchbraust von edlen Strömen, ist es fruchtbar und anmuthig. Seine Wälder sind reich an Wild und seine Ströme an Fischen. Klare Seen spiegeln himmelanstrebende Berge wieder und weite Weideplätze dehnen sich in den Thälern aus. Die Poesie hat einen verklärenden Schimmer um das Land ergossen, die Mythe, die Sage und die Geschichte bekränzen es mit ihrem unvergänglichen Schmucke.

Und dennoch, es ist dieses eine auffallende Thatsache, nimmt in diesem Lande trotz seiner Reize und der Heimatsliebe seiner Bewohner die Auswanderung in einem Grade überhand, der, wenn er anhält, das alte bittere Wort zur Wahrheit machen wird: „Es giebt kein Irland für die Irländer." [179]





V. Dänemark und Skandinavien.

1. Land und Volk der Skandinaven.

[Germania.]

Das große, breite Schwedenland ist fast durch und durch ein von vielen Seen, Flüssen und Bächen durchschnittenes Hügelland und genießt im Ganzen einen hellen und heitern Himmel. Jene Länder der weiten Ebenen, Polen und Rußland und selbst unser nordwestliches Deutschland und noch viel mehr das meerumflutete Großbritannien, sind viel mehr und viel öfter von einem trüben Himmel beschattet und von kalten und feuchten Nebeln bedeckt. Man hat berechnet, daß Schweden während des Jahres im Sommer und Winter ungefähr siebenzig, achtzig Tage mehr hat, wo die Sonne hell am Himmel steht, als unser Deutschland. Sonne und Leben der Erde sind ja ganz dasselbe: wie das Licht insgemein nicht blos Leben und Lebenslust, sondern auch frischen und starken Leib und hellen Geist und heitern, muthigen Sinn der Menschheit zeugt, lehrt die ganze Naturkunde und Geschichte. Der Norden hat auch seine Phantasten und Narren; aber Narren der Schwermuth und des Trübsinns, wie ein trüber, feuchter und matter Himmel sie zeugt, Narren des englischen Spleen und der deutschen Schwerenoth begegnen einem da fast gar nicht. Das Licht hat hier aber auch noch eine andere, viel tiefere Bedeutung, es übt einen wunderbaren Zauber auf die Natur und auf den Menschen. Tag und Nacht müssen hier, näher dem Nordpole, ein ganz anderes Spiel spielen, als am Po oder am Rhein. Die längsten Tage, wo die Sonne hier kaum untergeht, die kürzesten Tage, wo man sie nur vier, fünf Stunden sieht und die übrigen Dämmerstunden des Morgens und Abends ein langsam erbleichendes Roth am Himmel mit buntesten Farben aufglüht und verglüht, alle die seltsamsten, wunderbarsten Gebilde, welche zwischen dem Lebendigen und dem Starren und Unbeweglichen, zwischen den Lichtern und Schatten, die von den verschiedenen Jahreszeiten hier so eigenthümlich gezeigt werden, hinschweben, schimmern und zerflattern — könnte ich doch das malen, wie ich es empfunden und gesehen habe! Aber wer kann die Lichtspiele der Natur auf das Menschenauge und das Menschenherz, wer kann Unbeschreibliches beschreiben? Man muß hier gelebt haben, man muß in den mit mancherlei Luftscheinen spielen-

den Winternächten, in den nimmer ganz dunkelnden Sommernächten durch Schwedens Wälder und zwischen seinen Seen und Felsen hingefahren sein, man muß die eigenthümlichen Bilder zwischen Lichtern und Schatten vor sich hinschweben und tanzen gesehen haben, um von den Zauberscheinen und den wundersamen Träumen, die einen im Norden überfallen, eine Vorstellung zu haben. Kurz, das Licht ist hier ein wahrer Zauberer auf und über die ganze Natur und durch diese Natur in der Zurückspiegelung auf den Menschen. Wie wunderbar mächtig lebt und webt dieser Zauber in den Augen und Herzen des Nordländers; jeder Fels, jeder Berg, jeder Stein und Baum, jeder See und jede Quelle haben ihre lebendigen Geister: die Trolt (Zaubergeister) und die schwarzen und weißen Elfen mit ihren Tänzen, Reigen und Gesängen auf den Blumenwiesen und unter Lieblingsbäumen (z. B. Eschen, Ahornen, Hollundern) begegnen dem Schweden und Normann auf jedem Schritte; der Reisende, welchem ein Bär oder Wolf über den Weg hinstreicht; die sehnsüchtige Jungfrau, welche aus den Frühlingszweigen den ersten Kuckuk singen hört, und welcher der Auerhahn und Specht über Liebe und Hochzeit Geheimnisse zurufen; die Amme, welche das Kind aus der Wiege nimmt oder es wieder hineinlegt; der Jäger, welchem eine Elster oder Krähe über den Kopf fliegt — Alle haben sie mit Geistern zu thun, haben diese durch alte bekannte und bewährte Mittel zu versöhnen und anzulocken oder zu verscheuchen und abzuwehren, je nachdem sie schwarzer oder weißer Farbe, böser oder freundlicher Natur sind. Noch heute herrscht die alte Eddalehre in den Herzen der Menschen, noch heute entführen die Bergelfen, die kleinen, kunstreichen Schmiede und Juweliere des Goldes und Silbers, die Frauen der Schweden in ihre von Gold und Diamanten strahlenden unterirdischen Bergpaläste, zeugen Söhne und Töchter mit ihnen und lassen sie dann nach Jahren zum Erstaunen der Menschen wie Fremdlinge wieder in die Oberwelt an das Licht des Tages heraus. Dieser Zauberglaube geht durch alle Volkslieder des Nordens und wohnt nicht blos in den Spinnstuben und Hütten der Bäuerinnen und Hirtinnen, sondern hat in den Köpfen vieler der gebildetsten Schweden noch heute seinen festesten Sitz.

Eben dadurch unterscheidet sich aber auch das skandinavische von dem deutschen und südeuropäischen Volkslied. Diese Nordländer haben außer einigen Nachklängen der alten eddaischen Götter- und Heldensagen keine Ritterlieder wie die Spanier, Franzosen und Engländer; auch war die südeuropäische christliche Ritterlichkeit in Norddeutschland und in dem hohen skandinavischen Norden nimmer ausgebildet. Anstatt des christlich-romantischen weht durch die skandinavischen Lieder der Geist des mystischen nordischen Zauber- und Hexenglaubens. Die Fels-, Eis- und Gewaltnatur, die in den alten Edden und Sagen lebt, offenbart sich auch in den Volksliedern, sie haben weit mehr als die Lieder der südlichen Völker ungeheure und finstere Verbrechen der Unnatur und rohesten und scheußlichsten Gewalt zum Gegenstande; es ist, als ob den härtern und straffern Menschen für die Erregung ihrer Gefühle und für die Flügelspannung ihrer Phantasie Grausameres und Gewaltsameres vor Augen gestellt werden müßte.

Soll ich über die Gestalt und das Aeußere dieser nordischen Menschen noch etwas Besonderes sagen, so bleibt der erste und letzte kurze Ausspruch: sie sind im Ganzen uns Deutschen ähnlich, sie tragen vorzugsweise den germanischen Stempel und in Augen und Locken und in den Rosenwangen der Jugend die blonden und blauen germanischen Farben. Es giebt unter ihnen viele schöne und stattliche Männer und Frauen, aber ich könnte nicht sagen, daß ich außerordentliche, gleichsam göttliche oder riesenhafte Bilder der Stärke und Schönheit dort mehr als hin und wieder bei uns gefunden hätte.

Es streiten die verschiedenen Völker untereinander über einzelne Vorzüge der Gestalt und über manche andere Eigenheiten; so thun auch die Nordländer, wie bei uns gelegentlich Sachsen und Schwaben, Thüringer und Pommern. Es kommt dabei nichts heraus. In Schweden haben sich einst die Gothen und Schweden als verschiedene Hauptstämme oft sogar um die Herrschaft gestritten; jetzt streiten sie sich zuweilen auch wohl um Schönheit und Stärke, und mitunter um die Gaben des Geistes, welche verschieden vertheilt sein sollen. In Schweden wohnt nämlich der eigentliche Schwede mehr im Osten, der Gothe im Süden und Westen. Auch der Norweger ist Gothe. Bei den Schweden findet man mehr Dunkelköpfe, bei den Gothen herrscht die Blondheit und das allgemeine blaue Auge und die Rosenblüte auf den Wangen der Jugend vor. Der Schwede wird härter, spröder, heftiger und bei Gelegenheit grimmiger und grausamer genannt, der Gothe als der weichere,

feinere und zarter organisirte Mensch geglaubt. Es ist einige Wahrheit in solchen Bezeichnungen, doch darf man sie nie zu allgemeinen Charaktergemälden ausmalen.

Der Norweger, im Ganzen dem Schweden ähnlich, hat doch seine große Besonderheit, die wohl mehr von der Beschaffenheit und von den Eigenthümlichkeiten seines Landes und von damit zusammenhängenden Arbeiten und Gewerben des Volks als von Anlage herrühren. Norwegen ist durch die, „große Fjällen“ genannte, Bergstrecke, und im Süden durch große Seen von Schweden gesondert; es läuft, bei einer Breite von **10** bis **20** Meilen, in der Länge von **200** Meilen bis zum höchsten Norden an der Westsee hinauf, ein von einer Unendlichkeit an Bächen, Bergströmen und Seebuchten oder Wiken durchschnittenes Land. Bergbau, vor Allem aber Fischfang und Schifffahrt sind seine vorzüglichsten Gewerbe. Der Norweger ist ein echter Gothe und hat die größere Beweglichkeit und Weichheit, wodurch der Gothenstamm sich vor den Schweden auszeichnet, ein stattlicher, lebendiger, lustiger und geschmeidiger Mensch, von früh her durch seine Lage am großen Nordmeere und durch die Lockung desselben mehr in die Fremde geführt, und auch des reichen Fischfangs wegen mehr von Fremden besucht, als das östliche Festland. Hier war schon im Mittelalter ein gesegneter Fischfang und ist es noch. Dies veranlaßte den Besuch vieler Fremden und den Verkehr mit fremden Sitten. Daher zum Theil auch wohl die Gewandtheit und Geschmeidigkeit des Norwegers, die häufig als List und Windbeutelei angeklagt wird. In manchen Bezirken haben die Sitten auch durch den Fremdenverkehr und durch den an den Küsten zu häufigen Gebrauch des Branntweins gelitten. Kurz, der Norweger schaut lustig in die Welt und kühn ins Meer hinein, bei Gelegenheit ein frischer, tapferer Wagehals und Abenteurer. Was an ihm hin und wieder als ein Leichtfertiges und Prahlerisches erscheint, kann man der Gewalt der See, ich möchte sagen dem Seehauche zuschreiben. Der Franzose nennt seinen Normann an der Seine heute noch le Normand fanfaron. Diese fröhlichen Norweger haben den Dänen, durch welche sie manche Verluste erlitten haben, ein großes Unglück zu verdanken. Durch die beinahe **500**jährige Verbindung Norwegens mit Dänemark hat die dänische Sprache die alte Kernsprache, die einst nach Island verpflanzte, gar verdrängt und fast erstickt. Das Dänische mit seinen dünnen, magern, fast klanglosen Tönen, mit zerquetschten, verschliffenen und fast gebrochenen Mitlautern ist bei ihnen leider die Schrift- und Landessprache geworden. Hinsichtlich der Sprache stehen alle andern Skandinaven jetzt weit hinter den Schweden, die eine in Wohllaut, Biegsamkeit und Kraft schöne und mächtige Sprache entwickelt haben. Sie selbst sagen gern: Unsere Sprache klingt wie wir sind, klar, hell und stark. [40]

---

2. Kopenhagen und die Dänen.

[Th. Mügge.]

Stockholm, die Stadt der Felsen, der Holme und Seen, macht durch ihre Romantik und stolze Schwerfälligkeit einen großartigen Eindruck. Christiania ist eine Landstadt, mit aller Langweiligkeit kleinstädtischer Stille; allein es ist ein Keim des Werdens darin, der Drang, weiter zu kommen, eine Hauptstadt sein zu wollen, der Mittelpunkt eines Staatslebens, das sich von hier aus fortentwickeln soll. Die Dänen dagegen bleiben hinter ihren stammverwandten Freunden zurück, und ihre Hauptstadt, obwohl sie die am zahlreichsten bevölkerte ist, sieht aus wie eine Schmarotzerpflanze, die sich nicht selbst ernähren kann, der aber auch der nährende fremde Boden fehlt, welcher ihr früher zu Gebot stand.

Sowie man Kopenhagen zu durchwandern anfängt, überkommt einen dies Gefühl ihrer jetzigen Verkümmerung. Noch vor weniger als fünfzig Jahren ist diese Stadt eine glänzende und prächtige gewesen, jetzt ist ihr Glanz verblindet und verstaubt. Einst geboten die dänischen Könige von hier aus weit über Sund und Kattegat fort, über ganz Südschweden und über

Norwegen; jetzt ist ihnen nur das unrentable Island, ein paar magere Colonien in Indien und die Halbinsel der Jüten geblieben.

Das eigentliche Dänemark sind die dänischen Inseln, denn auch die Jüten sind nur ein verwandter Stamm, dessen Sprache von der dänischen weit mehr abweicht, als das Idiom der Norweger. Das eigentliche Dänemark, die Landbrocken zwischen den deutschen und schwedischen Küsten, wird von ungefähr 800,000 Menschen auf 230 Quadratmeilen bewohnt. Die Hauptinsel Seeland enthält allein davon eine halbe Million auf 144 Meilen. So ist der dänische Stamm denn der kleinste und schwächste von allen drei skandinavischen. Aus seinem Seeräuberleben war ihm bis 1857 der Sundzoll übrig geblieben, aus der Zeit seiner mittelalterlichen Eroberungskriege blieb ihm Jütland mit einer halben Million Jüten auf beinahe 500 Quadratmeilen. Die 800,000 Dänen besitzen nun auf Seeland eine Hauptstadt von 150,000 Einwohnern. Das ist natürlich gar kein Verhältniß weder zu dem eigentlichen Dänemark, noch zu dem Gesammtstaat, der etwas über $1^1/_2$ Millionen Einwohner zählt.

Kopenhagen liegt an der östlichen Seite Seelands in ganz flacher Gegend, durch einen Canal des Meeres von dem baumlosen Eiland Amager getrennt, das seine großen Küchengärten enthält. Der breite Canal zwischen Stadt und Insel enthält den Kriegs- und Handelshafen, der Stadttheil auf der Insel, Christianshafen genannt, dient größtentheils dem Staate zu seinen Arsenalen, Werften, Magazinen sammt Beamten- und Arbeiterwohnungen. Von jenem Hauptcanal oder Meeresarm, über welchen drei Brücken führen, ziehen verschiedene Nebencanäle in die Stadt hinein und bilden die Insel, auf welcher das Schloß liegt. Der Christianshafen und ganz Kopenhagen sind mit Festungswerken umgeben, deren wasserreiche Gräben vom Meere gespeist werden. Mit Hülfe dieser Wälle und Gräben hat Kopenhagen schon manchen harten Belagerungen widerstanden. Jetzt will man sie fortschaffen, weil nach Ansicht der Kriegsmänner sie der jetzigen Angriffskunst nicht mehr gewachsen sind, und das mag allerdings wohl richtig sein; allein Kopenhagen ist doch das einzige Bollwerk des Landes. Es giebt keine andere Festung, mit dem Fall der Hauptstadt giebt es kein Dänemark mehr, man wird somit doch immer erst für eine bessere Vertheidigung sorgen müssen und daran denkt man auch, denn man hat die Absicht, großartige Befestigungen nach dem Beispiele von Paris in solcher Entfernung von der Stadt aufzuführen, daß diese selbst nicht mehr von den feindlichen Geschossen erreicht, verbrannt und zertrümmert werden kann, wie ihr das erst im Jahre 1807 von den Engländern widerfuhr. Vorläufig haben sie ihre Wälle zu Spaziergängen gemacht und selbst die sogenannten langen Linien am Meere, das Glacis der Citadelle, zum gleichen Zwecke freigegeben. Früher waren diese prächtigen Spaziergänge verboten, welche die größte Schönheit der Stadt bilden, denn hier ist ein Reichthum von schönen alten Bäumen vorhanden, und diese sind ein Schmuck, wie wenige Städte sich dessen zu rühmen haben.

Ueberhaupt muß man sagen, daß dies tiefblaue Meer mit seiner großen Schiffsheerstraße, die Blicke darüber hinaus bis an die gelben schwedischen Küsten und der herrliche Baumschmuck, welcher Kopenhagen umgiebt, voll großer Schönheit sind. Seeland heißt nicht mit Unrecht „das grüne", und wer die ganze Pracht eines nordischen Buchenwaldes kennen lernen will, der muß die Wälder durchstreifen, welche sich über einen Theil der Insel erstrecken.

Die dänische Hauptstadt liegt in einer vollkommenen Fläche, welche ganz vorzüglich angebaut ist, aber etwas eintönig aussieht. Kein Fluß oder Bach ergießt sich hier ins Meer; Kopenhagen muß mit Trinkwasser aus einigen kleinen Landseen versorgt werden, da die Brunnen sämmtlich sumpfig und salzhaltig sind.

Von der Südseite her geräth der Fremde in den vornehmsten, langweiligsten und ödesten Theil der Stadt. Die langen Straßen stehen voll halbverlassener Häuser und Paläste. Zum Theil gehören sie vornehmen, alten Adelsgeschlechtern, welche sie nicht bewohnen, zum Theil sind sie königliches Eigenthum, wie die Paläste der Amalienstraße, oder es sind Staatsgebäude, in denen die verschiedenen Bureaux der Beamten untergebracht sind. Wenige Menschen kommen hierher, denn hier giebt es wenige Geschäfte. Von dem großen Platze, Königs Neumarkt, aus laufen die beiden Hauptstraßen Oester- und Gothengade in den lebendigsten und gewerbreichsten Theil der Stadt und in ein Gewimmel von Gassen und Gäßchen, welche sie durchkreuzen. Hier ist die eigentliche City, aber nirgend findet man ein neues, schönes Gebäude, nirgend ein elegantes Café oder Hotel, mit denen es überhaupt hier schlecht genug bestellt ist.

Auch Kirchen giebt es in Fülle, aber keine, die als Bauwerk einen hohen Rang einnähme. Die frommen sowohl, wie die galanten und prachtliebenden Könige haben es an Kirchenbauten nicht fehlen lassen; öffentliche Bildwerke giebt es nur zwei, und zwar Reiterstatuen von Christian V. und Friedrich V., die eine ziemlich eben so schlecht wie die andere. Seit länger als einem Jahrhundert ist aber auch kein Bildwerk hier aufgestellt worden, Alles, was da ist, stammt aus Zeiten, deren Geschmack uns meist mehr zum Spott, als zum Beifall herausfordert. So ist es auch mit den meisten Bauwerken. Die Börse, welche Christian IV. 1624 begann, das Rathhaus, die Bank, die Canzlei, kurz Alles stammt aus jener Periode. Nichts ist schön, nichts geschmackvoll, nichts neu; charakteristisch aber ist es gewiß, daß sich im Schauspielhause noch vor Kurzem so viele Ratten aufhielten, daß sie Abends auf den Logenbrüstungen und Galerien umher spazierten und die Zuschauer das Parterre nicht mehr besuchen wollten, weil dies die Ratten ganz besonders als ihr wohlerworbenes Eigenthum betrachteten.

Daß die Kopenhagener vergnügungslustige Leute sind, geht aus der großen Zahl ihrer Vergnügungsorte hervor, welche sich in der Nähe der Stadt fast alle an einer Seite vor dem Westthor zusammendrängen. Gleich dicht am Stadtwalle hat ein erfinderischer Kopf in solchen Dingen das größte von allen angelegt und „Tivoli“ in beliebter Weise genannt. Die Einrichtungen sind wirklich großartig, und gegen geringes Eintrittsgeld hat man Theater, Concert, Feuerwerk, Rutschbahnen, Carroussel, Scheibenschießen, Wasserfahrten und eine ganze Reihe anderer Vergnüglichkeiten, sammt Restaurationen und Glücksbuden. Nach einer Glanzperiode ist jedoch dieser vortreffliche Sammelplatz aller irdischen Freuden bei der anständigen Gesellschaft anrüchig geworden. Dafür baute der speculative Wirth in der Fredericksborger Schloßallee einen neuen Tempel der Lust für Kopenhagen, den er Alhambra genannt hat, und wo es ganz orientalisch zugehen soll. Diese Schloßallee ist aber jetzt schon orientalisch genug. Große Vergnügungsgärten reihen sich hier, welche abendlich mit bunten Ballons und farbigen Lampen einen romantischen Zauber verbreiten, und dieser vervollständigt sich durch rauschende Tanz- und Blechmusik, bei der die Pauken und Trompeten einen erfreulichen Spectakel machen. Hierher gehen die Mittelclassen der Bevölkerung, thun sich gütlich in allerlei Getränken und Speisen oder machen doch jedenfalls eine vergnügliche Carroussel- oder Eisenbahnfahrt, was eine Lieblingsneigung jedes gebildeten Kopenhagners zu sein scheint. Es ist damit aber nicht eine Fahrt auf der wirklichen Eisenbahn gemeint, sondern eine Anzahl kleiner vierräderiger Wagen läuft an den Stangen eines Carroussels und eine Dampfmaschine von Pappe oder Holz ist sinnbildlich davorgespannt. Unter dem Gerüste drehen ein paar Menschen im Schweiße ihres Angesichts die Wagen und den Dampfer möglichst schnell im Kreise herum, während die Musik den Eisenbahnwalzer spielt. Dergleichen Maschinen findet man überall, bei uns wohl auch auf Jahrmärkten und in kleinen Städten, hier aber gehören sie für Alt und Jung zu den Hauptvergnüglichkeiten, die keinem respectablen Wirthsgarten fehlen dürfen. Auf diesem naiven Standpunkte der Verlockungen steht das Volk noch, aber alle seine Sommerlust vereinigt sich in den großen Volksfesten, welche es alljährlich sechs Wochen lang während der schönsten Jahreszeit im Thiergarten feiert. Der Thiergarten ist aber kein Garten oder Park, sondern ein vier Meilen großer Wald, der eine Meile von Kopenhagen beginnt. Der Hügel im Thiergarten ist der Mittelpunkt aller Sommerfreuden. Da stehen ein Dutzend Carroussels und Eisenbahnen, da orgelt und geigt es an allen Ecken und Winkeln, da tanzen Juden und Türken, da machen Seiltänzer ihre Künste, Equilibristen schleppen ihre Opfer zu ihren, mit Stricken umzogenen Kunsttempeln, Gaukler aller Art trompeten von den Gerüsten, Wachsfigurencabinete stellen ihre Mörder einladend an die Thüren, ausgestopfte Crocodile, Klapperschlangen, Polichinelltheater, Marionetten, lebendige Wölfe und sechsbeinige Schafe, welche mit ihren ärgsten Feinden in inniger Vertraulichkeit leben, alles dies und noch viel mehr ist hier zu schauen und Alles äußerst billig. Das Volksleben und die prächtige Wald- und Menschenstaffage geben sich aber als das Beste ganz umsonst. An Sonntagen und bei solchen Festen muß man die Thiergartenfreuden genießen. Es kommen dann auch viele seeländische Bauern mit ihren Weibern und Kindern, und in ihrem Putz mit scharlachrothen, vielknöpfigen Jacken leuchten manche stattlich durch den Wald.

Betrachtet man dies Volksleben mit seiner Beweglichkeit, diese bedeutende Zahl von Vergnügungsorten, das Leben in der Stadt selbst,

wo es in den Hauptstraßen zahlreiche Wirthschaften, große und kleine Verkaufslocale aller Art giebt und eine Menge Leute davon leben, daß sie Kleinhandel mit den verschiedensten Dingen treiben, so muß man zugeben, daß unter allen nordischen Städten hier die meiste Straßenlebendigkeit sichtbar wird. Die Dänen sitzen nicht gern in ihren Häusern; spazieren gehen oder durch die Straßen flaniren gehört zu ihren vorherrschenden Neigungen.

In Kopenhagen hört man häufig die üble Sitte vieler Frauen anklagen, sich so wenig als möglich um Haus und Wirthschaft zu kümmern, dagegen aber schon am frühen Morgen auszuwandern, um Besuche zu machen, und setzt es auf Rechnung moderner Verbildung, die sich des häuslichen Fleißes schämt, aber gern allen hochmüthigen und eitlen Tand zur Schau trägt. Die dänischen Fräulein lernen gewöhnlich mehrere Sprachen in den Schulen, deutsch, häufig auch französisch und englisch. Sie lesen sehr viel, treiben Musik, und bei der allgemeinen Bildung, welche in der Jugend und in den Mittelständen vorhanden ist, sind die Gesellschaften belebt und angenehm, aber der Drang, geistreich zu sein, über Alles mitzusprechen, zu urtheilen und sich einen ästhetischen Anstrich zu geben, führt zu anmaßenden Selbstüberschätzungen. Daß in keiner nordischen Stadt so viel auf Putz und Toilette gegeben wird und so viele Leute Lust und Zeit zum vergnüglichen Nichtsthun haben, ist überall zu bemerken. Alles eignet sich aber auch hier am Besten dazu.

In Dänemark ist Alles auf Kopenhagen zusammengedrängt, alle anderen dänischen Städte zusammengenommen haben bei Weitem nicht so viele Einwohner, alle zusammen sind elende Nester, wo Niemand wohnen mag, der es nicht nöthig hat. Daher kommt es auch, daß jeder Däne in Kopenhagen zu leben strebt, wo, wie sie selbst behaupten, der gebildete Mensch allein ausdauern kann. Bei den Dänen konnte nur ihre Hauptstadt emporkommen, die wie ein Schwammgewächs alle Kräfte aufsaugt. Von hier allein geht alle Bewegung aus, von hier kommt alle Bildung, ohne Kopenhagen ist kein Dänemark denkbar, es kann mit allem Rechte von sich sagen: ich bin der Staat! [104b]

---

3. Vogelberg auf den Faröer.

[Ausland.]

Dicht an der nordwestlichen Einfahrt des Sundes, welcher Streymoyj von Vagoyj trennt, liegt unweit des Vorgebirges Mulin der Vogelberg. Vor diesem Berge erhebt sich schwarz und senkrecht gegen 700 Fuß hoch eine freistehende Felswand, an deren Fuße sich eine durchgehende Spalte, einem riesigen Thore vergleichbar, befindet, durch welches man bei ruhiger See rudert und dann in ein schmales Bassin gelangt, in dem aber doch noch große Boote wenden und fahren können. Hier hat man eine ächt faröirische Situation vor Augen: unter uns das tiefe Meer mit seiner eigenthümlich dunkelgrünen Färbung im Schatten der Felsen, oben ein Stückchen klaren blauen Himmels gleich einem Dache, rund herum die schräg oder jählings himmelhoch aufsteigenden düstern Felsen, zu deren Füßen riesige Steinblöcke in chaotischer Verwirrung liegen; dazwischen wieder tiefe unerforschte Höhlen, aus denen dumpfes Brausen und Stöhnen der Wellen herausschallt, welche sich stöhnend und plätschernd an den Klippenwänden brechen. Wäre hier nicht so viel Thierleben, die großartige Scenerie müßte einen grauenhaften Eindruck machen, so aber lebt und wimmelt es von Bergvögeln jeder Art, welche auf den nackten oder durch Verwitterung dünn mit Erde bedeckten Steinen und Vorsprüngen reihenweise sitzen. Es ist ein buntes Leben; erschreckt man die Thierchen, so fahren sie in solcher Menge auf, daß man schlechterdings das Stückchen Himmel über sich nicht sehen kann; Alles wimmelt und lebt, der Lärm der Stimmen und des Flügelschlages ist ohrenbetäubend; das zornige orrr! orrr! der Lummen und Alke, das schläfrige ôhôh! der Lunde und der gellende Ruf der Möven lassen einen das eigne Wort nicht verstehen. In der Luft wimmelt es von Vögeln, im Wasser schwimmen Lunde und Alke so dicht um das Boot, daß man sie mit den Rudern erreichen kann, und blicken uns verwundert aber dumm an, dann tauchen sie eilig unter,

um eine weite Strecke weiter wieder hervorzukommen; die Rölt-Möve schießt unaufhörlich nach jedem unglücklichen Hering oder anderen Fische hernieder, der seinen fetten Rücken der Oberfläche des Wassers zu nahe bringt. Doch oft mühen sich die fleißigen Thiere vergeblich ab und werden um den Lohn ihrer sauern Arbeit schmählich geprellt, denn die große Raub- oder Diebsmöve schießt mit zusammengefalteten Schwingen pfeilschnell auf den ersten besten Proletarier herab, wenn er eben, reichlich beladen, an nichts Arges denkend, zu seiner Familie auffliegen will, und verfolgt ihn unter durchdringendem Geschrei so ausdauernd, daß dem unbescholtenen Manne nichts übrig bleibt, als seine Habe fahren zu lassen, welche der elegante Räuber dann sehr geschickt noch in der Luft aufzufangen versteht und davonträgt, unbekümmert um die Trauer des Beraubten. So ist hier Alles Leben und Bewegung, in der Luft, im Wasser und auf den Klippen; auf letzteren, die eigentlich nur zur Kindererziehung da sind, finden oft komische Raufereien zwischen Verwandten statt, wozu der Wohnungsmangel (denn hier horsten Hunderttausende) die Veranlassung giebt, da trotz der scheinbar auf den Klippen herrschenden Unordnung und Verwirrung doch ein strenges Hausregiment geführt wird: jede Vogelart hat ihren besondern Platz und jedes Pärchen wieder sein Stückchen Stein davon zum Brüten. Tritt nun einmal ein Nachbar aus Versehen in eine fremde Wohnung, so läuft sofort der Hausherr in aufrechter Stellung gegen den Besucher; es entspinnt sich eine Schieberei, welche durch das häufige Hintenüberfallen der Vögel sich recht komisch ausnimmt. Nester findet man übrigens auf diesen Brutplätzen nur wenig, da die meisten dieser Vögel, besonders Alke und Lummen, ihre hübschgezeichneten meergrünen Eier auf den nackten Stein legen; nur die Möven bauen sich aus Seegras und Tang ein dürftiges Nest, und die Lunde kratzen sich mit ihren scharfen Klauen eine Höhlung in die durch ihren Guano fruchtbare Erdschicht, welche stellenweise den nackten Fels bedeckt; die Lunde und eine Art Sturmvögel, hier Skrapur genannt, sind überhaupt sehr besorgt, kein Wasser in ihr Brutloch kommen zu lassen, deshalb stopfen die Vogeljäger auch das Loch sorgsam zu, welches sie von obenher, um die Jungen erreichen zu können, hineingegraben haben; denn sonst kommt der Vogel im nächsten Jahre nicht wieder. [6]

4. Islands Bewohner.

[W. Ebel.]

Seit dem Ende des neunten, besonders aber seit dem Beginne des zehnten Jahrhunderts wurde die Insel Island allmälig mehr und mehr von norwegischen Colonisten, die den Bedrückungen ihrer Könige zu entgehen suchten, bevölkert, welche man demnach auch als die Stammväter der jetzigen Bewohner von Island ansehen kann. Schweden und Dänen schlossen sich den Norwegern an. 868 suchte der Schwede Floke Wilgerdarsen die Insel auf, fand dort viel Treibeis, weshalb er ihr den Namen Island (Eisland) gab. Die erste bedeutendere Ansiedelung fand 874 unter Ingolf statt. Die normännisch-germanische Abstammung des Isländers spricht sich in seiner Gestalt und seinem Wesen aus. Er hat einen schlanken, eher kleinen als großen Wuchs, eine gesunde Gesichtsfarbe, schöne Zähne, helles, gewöhnlich blondes Haar. Seine Stimmung ist meistens ernst, sein Wesen kindlich. Im Umgange ist er gastfrei, offen, dienstfertig, bieder, zeigt viel natürlichen Verstand, dabei aber oft große Leichtgläubigkeit, die nicht selten mit Aberglauben gepaart ist. Die Abgeschlossenheit vom menschlichen Verkehr ist nicht geeignet, die geistigen Fähigkeiten zu einer höhern Bildungsstufe zu entwickeln, wenn man auch von der andern Seite nicht läugnen kann, daß diese Beschränkung des Isländers auf seine eigne Kraft, zumal im Kampfe mit so vielen von der Natur gebotenen Hindernissen, ihn erfinderisch und geschickt gemacht hat. Viele Bewohner von Island würden in Künsten, wenn die Mittel, diesen sich zu widmen, ihnen zu Gebote ständen, gewiß vor Andern sich auszeichnen. Auch in den Wissenschaften würden unter günstigern Umständen die Isländer mehr leisten. Ihr Trieb zu wissenschaftlicher Beschäftigung zeigt sich allgemein in ihrer großen Lese-

luft, die hauptsächlich auf die heilige Schrift, auf alte Geschichte, alte Lieder, und auf Kenntnißnahme der alten Landesgesetze gerichtet ist. Merkwürdiger Weise hat sich durch die vielfache Beschäftigung mit dem Alterthum auch die alte Sprache der Normänner noch ziemlich rein bei ihnen erhalten. Ehemals zeichneten sich die Isländer ebenso durch Gelehrsamkeit als durch ihre poetische Anlage aus. Island ist gewissermaßen die Wiege der nordischen Geschichte. Nachdem beim Beginne des elften Jahrhunderts alle Bewohner von Island die christliche Religion angenommen hatten, trat bald eine glückliche Zeit ein. Skalden oder Barden besangen die Heldenthaten der normännischen Seefahrer und standen als Gelehrte und Dichter in hohem Ansehen. Damals wurde auch die lateinische Sprache eingeführt, die noch jetzt viele Isländer ziemlich geläufig sprechen und schreiben. Die isländischen Sagas, handschriftliche, durch mündliche Ueberlieferung hervorgegangene Nachrichten aus alter Zeit, und die Jahrbücher der Geschichte (Landnama Book) liefern den besten Beweis von dem wissenschaftlichen Sinne der Isländer während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Darauf trat unter den politischen Stürmen eine traurige Periode ein, in welcher die frühere Cultur wieder verschwand, um nie mehr in dem Glanze der alten Zeit wieder zu erscheinen. Die Reformation fand unter Christian III. von Dänemark erst nach langem Streite mit den isländischen Bischöfen auf der Insel Eingang (1550); zwei bald darauf gestiftete gelehrte Schulen bildeten zwar einige Gelehrte, trugen aber zur allgemeinen Bildung des Volkes gar nichts bei. Jeder Hausvater muß noch jetzt die Seinigen selbst zu unterrichten suchen, so gut es angeht. Der Seehandel, durch welchen sich die Isländer äußerlich besser gestellt gesehen hätten, wurde ihnen von anderen Nationen entrissen, und erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Handelsfreiheit gestattet.

So isolirt die Stellung Islands selbst ist, so isolirt ist im Ganzen auch das Leben des Isländers und seiner Familie, und gleich den Stürmen, die das von den Fluten des atlantischen Meeres umbrauste Eiland leiden muß, brechen auch oft über den stillen Herd seiner Bewohner Noth und Unglück ein. Der Jahre des Unglücks, in denen furchtbare Kälte, Schneewehen, Erdbeben, verbunden mit Feuer- und Wasserausbrüchen, Hungersnoth, Viehsterben und Pest sich zeigten, zählte Island mehr als gute Jahre. Die Pest von 1402 tödtete in zwei Jahren fast 2/3 aller Bewohner. Mehrere Krankheiten, eine nothwendige Folge des höchst aufreibenden Fischerlebens, raffen eine Menge Isländer hin, besonders Männer, während die Frauen länger zu leben pflegen, dennoch aber in Folge zu früher Verheirathung bald altern. An Brustentzündungen und Schwindsucht stirbt in der Regel jedes 25. Individuum. Eine große Anzahl Kinder stirbt vor dem zehnten Jahre aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht gehörig gewartet und namentlich zu frühe mit den unverdaulichsten Speisen, mit saurer Milch, Fischen und fettem Vogelfleisch gespeist werden. Die Krätze herrscht in Island sehr allgemein, ohne daß man sich ihrer schämt. Nächst Brustentzündung sind rheumatische Uebel und Unterleibsentzündungen sehr gewöhnliche Folgen der Erkältungen bei veränderlicher, nasser und kalter Witterung. Augenleiden sind leicht erklärlich bei dem großen Luftwechsel, der durch die Dunkelheit der Wohnungen und den blendenden Schein des Schnees hervorgerufen wird. Aerztliche Behandlung können nur Wenige erhalten, weil die Zahl der Aerzte sehr gering ist. Einer Menge Krankheiten würde durch größere Reinlichkeit vorgebeugt werden.

Mit Ausnahme der Fischer, deren Handwerk zum Branntweintrinken Veranlassung giebt, leben die Isländer im Allgemeinen mäßig. Ihr häufigstes Getränk besteht in süßer und saurer Milch, in gekochten und sauren Molken, welche letzteren man in Tonnen aufhebt und fast ein Jahr lang gähren läßt. Die saure und geronnene Milch wird, mit Wasser gemischt, Syre genannt. Dicke Milch ist ein Hauptgericht. Zu diesen kann man auch die Butter rechnen, welche sie in außerordentlicher Menge genießen, am liebsten ungesalzen und recht alt. Wenn es an Butter gebricht, essen sie Talg. Auch verfertigen sie Käse, doch nur selten und schlecht. Die gebräuchlichen Speisen sind für die eigenthümliche Lebensweise der Isländer zu bezeichnend, als daß hier nicht einige speciellere Angaben von Interesse wären. In den verschiedenen Landestheilen zeigen sich hiebei manche Verschiedenheiten, nur sind die Tageszeiten, an denen Mahlzeiten gehalten werden, ziemlich übereinstimmend, nämlich des Vormittags um 7 Uhr, des Nachmittags um 2 Uhr und des Abends um 9 Uhr. Im südlichen Island besteht das Morgen- und Abendessen im Sommer aus Skyr oder aufge-

legter Milch, aus welcher die Molken ausgepreßt und worüber süße Milch gegossen ist; im Winter aus Mehlbrei in Molken gekocht, mit saurer und süßer Milch darüber. Zu Mittag ißt man sowohl im Winter als im Sommer trockne Fische mit Butter, doch auch, falls sie zu haben sind, frische Fische. Zum Nachtessen hat man den obenerwähnten Brei, Käse und Brod oder auch Kuchen, welcher letztere eine Art sehr dünner, über Feuer oder auf flachen Steinen gebackener Mehltafeln ist. Am Sonntage genießt man Brei von Gersten-, Buchweizen- oder Roggenmehl in Milch gekocht, Fleischbrühe, Fleisch, das in Molken gelegen, verschieden zubereitet. An Festtagen giebt es geräuchertes Fleisch. Von den Bauern wird frisch geschlachtetes Fleisch nicht eingesalzen, sondern, nachdem die überflüssigen Säfte ausgepreßt sind und es einige Zeit an der Luft getrocknet ist, in dem Schornstein geräuchert. Um Weihnachten läßt jeder Hausvater gern ein Schaf schlachten, wovon eine Suppe mit Grütze und Molken zugerichtet wird. Bei der Ernte wird ebenfalls ein Schaf oder Lamm zubereitet. Außer den genannten Speisen bereiten sich arme Leute eine Speise, Beina-Strilug genannt, indem sie Knochen oder Knorpeln von Hornvieh und Schafen, oder die Gräten des Dorsches in Wasser oder Molken so lange kochen, bis sie mürbe werden, dieselben hierauf beisetzen, gähren lassen und im Winter mit Milch essen. In denjenigen Gegenden, wo man die isländische Flechte (isländisch Moos) haben kann, setzt man sie allen Milchspeisen zu.

Warme Speisen werden im Sommer nur sehr selten genossen. Es besteht der isländische Kochapparat gewöhnlich nur in einigen eisernen Kesseln, welche auf einem Dreifuß ruhen. Unter diesen wird das Feuer unterhalten, genährt von verschiedenen Stoffen. Der beste ist Torf. Wo der Torf fehlt, bedient man sich des Düngers der Kühe und Schafe, welchen man erst formt, dann ins Freie stellt, woselbst durch Schnee, Regen und Luft alle Bestandtheile außer der trockenen Pflanzenfaser ausgelaugt werden, so daß er ein dem Torfe sehr ähnliches Brennmaterial giebt. Wo Torf und Dünger fehlt, nimmt man dürre Fischköpfe, Vögelknochen, Seetang u. dgl. Auf dem Westmanoe heizt man sogar mit getrockneten Seevögeln; Treibholz giebt verhältnißmäßig nur wenig Hitze, da es gewöhnlich ganz durchbohrt ist, auch findet es sich nicht überall. Braunkohlen sind zu selten. Da in den isländischen Wohnungen, außer in der Küche, sonst nicht geheizt wird, so bedarf man im Ganzen wenig Brennmaterial.

Der Isländer kleidet sich meistentheils in selbst gefertigte Zeuge. Die Kleider der Männer sind, ähnlich den Matrosenkleidern, eine kurze, rundabgeschnittene Jacke von blauer, grauer oder schwarzer Farbe, weite Beinkleider von demselben Zeuge, wollene Strümpfe und Schuhe aus Ochsenhaut oder Schaffellen, von welchen die Haare oder die Wolle abgekratzt sind, jedoch ohne Absatz und mit Riemen über den Fuß gebunden, die fast bis an die Waden reichen. Bisweilen bestehen die Kleider auch aus Seehundsfellen, die häufig mit einer Kappe versehen sind, welche von hinten über den Kopf herübergeschlagen wird. Außerdem pflegen sie auf dem Kopf einen runden Hut mit einer gerade aufstehenden Borte zu tragen. Wohlhabendere gebrauchen Kleider, gleich denen im civilisirten nördlichen Europa. — Die Frauen kleiden sich in Röcke und Jacken von selbst gewebtem Wollenzeug (Wadmel), worüber ein weites, schwarzes, in viele Falten gelegtes Kleid geworfen wird. Die Unterröcke sind nach unten gern mit einigen Reihen Band besetzt, und nach oben mit drei großen silbernen Knöpfen versehen; an diese wird die Schürze mittelst eines Gürtels befestigt, welcher mit hohen Silber- oder Messingplatten besetzt ist. Die Jacken sind gewöhnlich schwarz und haben enge, bis an die Hand hinabreichende Aermel; nach vorne sind die Jacken mit Sammet besetzt. Am Halse ist ein kleiner, drei Finger breiter, aufstehender steifer Kragen, der mit Seidenzeug oder mit Gold- und Silberschnüren besetzt ist. Häufig tragen sie auch einen Gürtel oder ein Leibband von Sammet mit Silbergeschmeide. Wenn sie in die Kirche oder sonst irgendwohin gehen, ziehen sie gewöhnlich eine Art Kappe oder Mantel über alles dieses; dieser Mantel ist gewöhnlich aus schwarzem Wadmel verfertigt und vorne mit zwei Streifen Tuch von anderer Farbe bekleidet, welche von oben bis unten der Länge nach auf den Mantel genäht und nach den Umständen des Besitzers auch wohl mehr oder weniger mit Silberschmuck versehen sind. Um den Kopf wickeln sie ein großes, weißes Tuch, und über dieses ein feineres, so daß daraus ein $^3/_4$ Ellen hoher krummgebogener Kegel oder ein nach vorn herüberstehendes Horn gebildet wird, um welches zuletzt ein Seiden- oder Kattuntuch gebunden wird, damit es fest an den Kopf schließt und das Haar ganz bedeckt.

Um den Hals tragen sie einen sammetnen Halskragen, oder auch wickeln sie blos ein seidenes oder kattunenes Tuch um. Sowohl dieser Halskragen als der Kopfputz wird mehr oder weniger mit silbernen Knöpfen und sonstigem Geschmeide besetzt, je nachdem die Person, welche es trägt, mehr oder minder vermögend ist; denn der ganze Silberputz einer vornehmen Dame kann wohl 400 Thaler werth sein. Manns- und Frauenhemde sind gewöhnlich aus Wadmel oder Flanell, selten aus Leinwand.

Die Wohnung der Isländer, isländisch Bai genannt, welches so viel als Bauerhof bedeutet, während ein Haus Hiabey heißt, besteht so zu sagen aus mehren kleinern Häusern, indem jedes nur einen einzigen Raum enthält und jedes seine besondere Bestimmung hat, alle aber wieder mit einander verbunden sind, und auf diese Art eine ganze Wohnung bilden. Die äußeren Wände bestehen aus Torf, sind meistens $4^1/_2$ Fuß hoch, unten 4—5 Fuß, oben 3 Fuß dick, und an der Außenseite oft noch mit Rasen, Erde oder Steinen belegt. Die Dächer bestehen aus Bäumen oder Buschwerk, sind ebenfalls mit Rasen belegt und haben kleine Oeffnungen, welche mit Glasscheiben oder auch mit einer sehr dünnen Schafhaut versehen sind, durch welche das Licht hineindringt. Die Wände zwischen den verschiedenen Räumen sind dünner als die äußern, bestehen aber auch aus Torf. Das ganze Gebäude, im Sommer schön grün, gleicht einem kleinen Hügel, der seines guten Grases halber nur zu oft von den Hausthieren besucht wird. Die Wohnungen sind zwar warm, doch ist die Luft in ihnen stets, aus Mangel an Lüftung, höchst unrein und feucht. Der innerste Raum ist bisweilen zu einem Fremdenzimmer eingerichtet, sowie einer der benachbarten Räume zur Badestube. Die äußeren Räume sind Vorrathskammern für größere Mengen von Lebensmitteln, als Fleisch, Fische u. s. w. fürs Vieh. Bei vielen Wohnungen befindet sich eine Art Schmiede. Größere Wohnungen umgeben noch besondere Pferde-, Kuh- und Schafställe. — Zwar höchst dürftig, dennoch aber mehr nach Art unserer Gebäude sind die Kirchen ausgestattet. Im Innern der Wohnungen bilden außer den schon erwähnten Kochgeschirren gewöhnlich nur die Betten das Hausgeräth. Zum Schreiben ist gewöhnlich am Bette ein Brettchen übergelegt. Einige Löffel, aus Horn gepreßt, oft mit zierlichen Inschriften am Stiele versehen, und ein hölzerner, krugförmiger Napf mit einem Deckel sind außerdem zu finden, wozu noch ein Wollspinnrad kommt. Wo man hölzerne Betten hat, stehen sie nach einander längs den Wänden hin und lassen in der Mitte einen Gang frei.

Die meisten Hausgeräthe, wie überhaupt Alles, was zur Haushaltung nöthig ist, verfertigen sich die Isländer mit vieler Geschicklichkeit selbst. Einen großen Theil der Arbeitszeit nimmt die Beschäftigung mit Wollarbeit ein. Die Kinder zupfen den gröberen Theil der Wolle aus der feineren heraus, andere spinnen auf Spindeln oder Spinnrädern die gezupfte und stricken daraus Strümpfe, Handschuhe, Jäckchen und Mützen. Der Hausvater oder sonst ein geschickter Arbeiter webt die im Lande bereitete Tuchsorte, Wadmel. Einiges Wollenzeug wird mit Pflanzenstoffen gefärbt, häufig mit Indigo, da Blau die Lieblingsfarbe der Bewohner ist. [34]

---

5. Die Geyser auf Island.

[Pliny Miles.]

Die Geyser dringen am Fuße eines etwa dreihundert Fuß hohen Hügels aus dem Boden. Die meisten heißen Quellen Islands befinden sich am Fuße von Hügeln. Die Geyser liegen auf beinahe ebenem Boden, der sich ein wenig von den Hügeln hinwegneigt, und bedecken eine Fläche von mehr als fünfzig Ackern. Die Zahl der Quellen beträgt mehr als hundert; sie sind von jeder erdenklichen Größe und Form, bald sehr groß, bald sehr klein. Der große Geyser — Geyser par excellence — nimmt bei weitem die meiste Beachtung in Anspruch, da er durch seinen Umfang, durch die Wassermenge, welche er ausströmt und durch die Großartigkeit und Herrlichkeit seiner Ausbrüche unvergleichlich dasteht. Er befindet sich auf einer kleinen Anhöhe, die er sich selbst gemacht hat, — einem hohlen Felsen oder einer versteinerten Masse, welche

durch einen kieselhaltigen Niederschlag aus dem Wasser gebildet worden ist. Wenn man sich der Stelle nähert, so sieht man bald an der über dem großen Geyser schwebenden Dampfmenge, wo derselbe ist. Seine Form ist genau die einer Untertasse, und er sieht rund aus, obgleich er ein wenig elliptisch ist. Dem Maße nach hält der größere Durchmesser sechsundfünfzig und der kleinere sechsundvierzig Fuß. Als ich an diese Untertasse trat, fand ich sie mit heißem, krystallhellem Wasser gefüllt, dessen Temperatur nach Fahrenheits Thermometer 209 Grad, also nur 3 Grad unter dem Siedepunkte war. Das Becken selbst ist vier Fuß tief und hat in der Mitte ein rundes Loch, oder wie man es nennt eine Pfeife, welche wie ein Brunnenloch in die Erde hinabgeht. Oben, wo sich diese Pfeife in das Becken öffnet, hat sie einen Durchmesser von sechszehn Fuß, der aber weiter unten schnell auf zehn Fuß zusammenschwinden soll. Sie ist rund, glatt und gerade und soll, nach den Angaben derjenigen, die sie gemessen haben, lothrecht fünfundsechszig Fuß tief hinabgehen. Der Felsengrund und die Seiten des Beckens und der Pfeife sind glatt und von heller, fast weißer Farbe. Die Dampfmenge, welche von der Oberfläche entwich, war bedeutend, aber noch lange nicht so groß, als ich sie von einer solchen Masse heißen Wassers vermuthet hätte. So sieht diese merkwürdige Quelle im stillen Zustande aus und sie scheint wirklich kein gefährlicher oder unruhiger Wasserbehälter zu sein. Wenn sich der Geyser in Thätigkeit befindet, verhält sich die Sache ganz anders. Als ich am Abend hinkam, war das Becken nicht mehr als zur Hälfte gefüllt gewesen, aber am folgenden Morgen war es voll und lief über, obgleich die daraus abfließende Wassermenge nicht sehr groß ist. Wenn sich die Quelle in ruhigem Zustande befindet, so sieht man in der Mitte des Beckens gerade über der Pfeife ein leichtes Wallen, als ob es koche. Einmal da, mußten wir warten, bis er sich in Bewegung setzen würde, denn die Ausbrüche folgen sich in sehr unregelmäßigen Zwischenräumen, zuweilen des Tages mehrmals, mitunter auch nur einmal in zwei bis drei Tagen. Da ich wußte, daß der Geyser jeden Ausbruch durch das Abfeuern von Signalschüssen ankündigt, so nahm ich mir die Zeit, die Gegend zu durchwandern und zu besichtigen, was zu sehen war. Etwa hundertundfünfzig Schritte südwestlich vom großen Geyser kam ich an zwei tiefe Teiche von klarem aber heißem dampfenden Wasser. Sie schienen von zwei Quellen gebildet zu werden, und waren von unregelmäßigen Umrissen, jeder zehn bis fünfzehn Fuß breit und an dreißig Fuß tief. Das Wasser war so hell, daß ich bis auf den Grund sehen konnte. Sie wurden durch eine schmale felsige Scheidewand getrennt, die, ebenso wie die Seitenwände, eine kieselhaltige Ablagerung oder Versteinerung aus dem Wasser selbst zu sein schien. Als ich bis nahe an den Rand ging und sie nach ihrem ganzen Umfange durchwanderte, bemerkte ich, daß das Gestein auf allen Seiten so über das Wasser hing, daß ich recht gut darunter sehen konnte; die Kruste war am Rande äußerst dünn und sah wahrhaft schauerlich aus. Man könnte sehr leicht geradewegs in diese Quellen, oder vielmehr in diese Doppelquelle, laufen, denn sie sind ganz voll Wasser und liegen auf ebenem Boden. Ich sah sie nicht eher, als bis ich dicht am Rande war. Ein neuerer Reisender sagt, daß sein Führer zu wiederholten Malen über die schmale Steinscheidewand zwischen den beiden Teichen gelaufen sei. Wäre er hineingefallen, so würde er auf dieser Welt nie wieder ein warmes Bad nöthig gehabt haben. Hierauf zeigte mir der Führer den Strokkr oder den neuen Geyser, wie ihn Sir John Stanley nennt. Dies ist nur ein Erdloch, wie ein Brunnen, welches weder ein Becken bildet, noch einen erhöhten Rand besitzt. Es hat oben neun Fuß im Durchmesser und verengt sich allmälig bis auf etwa fünf Fuß. Der Strokkr — das Wort bedeutet Aufreger — ist eine höchst eigenthümliche Quelle. Ich blickte hinab, und sah das Wasser etwa zwanzig Fuß unter mir heftig kochen. Er liegt hunderteinunddreißig Schritte südlich vom großen Geyser. Während ich noch hineinschaute, hörte ich ein Geräusch und sah, als ich aufblickte, in geringer Entfernung Wasser und Dampf in die Höhe kommen. Dies war, wie mir der Führer sagte, der kleine Geyser. Er befindet sich hundertundsechs Schritte südlich vom Strokkr. Ich ging zu ihm hin, und fand einen unregelmäßigen aber umfangreichen Wasserstrahl, der mit bedeutendem Lärm acht bis zehn Fuß hoch stieg. Er spielte etwa fünf Minuten lang und wich dann wieder hinab. Ich fand, daß er den ganzen Tag über in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen von etwa einer halben Stunde auf gleiche Weise spielte. Gegen Mittag vernahm ich die Signalschüsse des großen Geysers.

Die Explosionen — ziemlich ein Dutzend an

der Zahl — folgten schnell auf einander und klangen wie das Abfeuern von Artillerie auf dem Meere in ein bis anderthalb Stunde Entfernung. Ich eilte hin und sah das Wasser in heftiger Aufregung. In Kurzem stieg es in einer Säule oder Masse gerade über der Pfeife sechs bis acht Fuß hoch. Es wich jedoch bald zurück und sank wieder, nachdem das Wasser in dem Becken bis zum Ueberlaufen gekocht hatte, die Röhre hinab, daß das Becken fast ganz leer wurde. Gegen vier Uhr hörte ich die Schüsse abermals und lauter als vorher. Der Führer rief mich, und wir liefen bis nahe an den Rand des Beckens. Die Explosionen hielten wohl zwei Minuten lang an, wobei das Wasser in heftige Aufregung gerieth und das Becken bis zum Ueberströmen füllte, und dann brach der Wasserstrahl mit einem Schlage, der mich beinahe zu Boden warf, hervor. Das Wasser schoß in einer ungeheuren, volle zehn Fuß dicken Säule senkrecht empor, wobei es sich ein wenig in verschiedene Strahlen sonderte. Ein solches Schauspiel vermögen keine Worte zu beschreiben. Die Höhe der Wassersäule betrug, so viel ich beurtheilen konnte, siebzig bis fünfundsiebzig Fuß. Der furchtbare Lärm, womit die nachdrängenden Massen die Quelle im Spielen erhielten, klang, als ob tausend Dampfmaschinen ihren Dampf durch einen Teich von siedendem Wasser ausströmen ließen. Der Ausbruch war auch von einer großen Dampfmenge begleitet, die aber nicht hinreichte, um das Wasser zu verbergen. Wir standen, während die Quelle spielte, was sechs bis acht Minuten dauerte, in vollkommener Sicherheit, keine vierzig Fuß davon. Endlich wurde die Wassersäule niedriger und niedriger, und zwei bis drei Minuten darauf war Alles in die Röhre hinabgesunken, so daß das Becken völlig und selbst die Röhre bis auf etwa zehn Fuß leer wurde. Jetzt hatte ich zum ersten Male Gelegenheit, in diese hinabzuschauen. Die Bewegung des Wassers hatte fast ganz aufgehört, aber es stieg langsam aufwärts. Nach zwei und einer halben Stunde war das Becken wieder bis zum Ueberströmen angefüllt. Den zuverlässigsten Schätzungen nach ist die größte Höhe, welche der Wasserstrahl des großen Geysers erreicht, neunzig bis hundert Fuß.

Der Strokkr ist fast eben so merkwürdig und interessant wie der große Geyser. Obgleich er weniger großartig ist, wirft er doch seinen Wasserstrahl höher und weiter, und, in Folge der Unregelmäßigkeit seiner Röhre, auch wechselvoller. In Bezug auf sämmtliche Geyser oder Springquellen von Island scheint die Regel zu gelten, daß, je größer sie sind, ihre Ausbrüche desto seltener werden. Der große Geyser giebt, so viel ich erfahren kann, seine höchsten Eruptionen nicht öfter als einmal des Tages, der Strokkr gewöhnlich ein- bis zweimal, und der kleine Geyser alle dreißig bis vierzig Minuten. Man kann den Strokkr zum Springen nöthigen, indem man Steine oder Rasen hineinwirft. Die ersteren verstopfen ihn zuweilen, aber Rasen thut dies nicht und bringt überdies eine schönere Wirkung hervor, da er dem Wasser ein schwarzes tintenartiges Aussehen ertheilt. Ich ließ meinen Führer eine Quantität Rasen mit dem Spaten abstechen und am Rande der Quelle aufhäufen. Dann warfen wir ihn in Mengen von mehreren Scheffeln auf einmal in die Röhre. Das Wallen hörte ziemlich ganz auf und wir blickten eine Zeit lang mit großem Interesse hinab; unsere Aufforderung schien jedoch keine Ausbrüche hervorbringen zu wollen. Wir gingen einige Schritte weit fort und dachten bereits, daß diese Methode, einen Ausbruch hervorzubringen, nicht unfehlbar sei, als plötzlich ein furchtbarer Knall erfolgte und die schmutzige Wassersäule hoch empor geworfen wurde. So viel ich beurtheilen konnte, stieg das Wasser volle hundertunddreißig Fuß hoch. Die Explosiv- oder vielmehr die Eruptivkraft war nicht ganz so regelmäßig, wie bei dem großen Geyser, sondern ließ auf Augenblicke nach und erneuerte sich wieder, so daß die Höhe der Säule mitunter nicht mehr als siebzig bis achtzig Fuß betrug. Wie schwarz und tintenartig das Wasser aussah! Mitunter sahen wir große Rasenstücke hoch in die Luft steigen. Nachdem das Wasser unter die Erdoberfläche gesunken war, kam es zu wiederholten Malen wieder herauf und schoß, wie von einer Explosion getrieben, nicht nur hoch, sondern auch weit. Das niederfallende Wasser benetzte die Erde im Umkreise von zwanzig bis dreißig Fuß von der Röhre. Ich hob einige kleine Grasbüschel, welche wieder heraufgekommen waren, auf, und fand sie buchstäblich gekocht.

Vor zwanzig bis dreißig Jahren fiel einmal ein Pferd in eine von den Schlammquellen in der Nähe der Geyser, und kam nie wieder zum Vorschein. Im nördlichen Theile von Island fiel einst ein Ochs in einen Geyser, wurde aber, nachdem er gekocht war, wieder ausgeworfen. [101]

6. Eine Fahrt durch die Scheeren.

[L. Clarus.]

Nachdem wir Cap Landsort mit seinem Leuchtthurme umfahren, befanden wir uns in der Nähe des Ufers und bald zwischen den felsigen Erhebungen aus dem Seeboden, welche man die Scheeren nennt. Oft hatte ich im Unterrichte der Geographie als Knabe von den Scheeren vernommen und die Geschichte hatte den Begriff der Scheerenflotte hinzugefügt. Allein trotzdem war mir Beides eine dunkele Vorstellung geblieben. Als eine Wehr der Küste hatte ich mir in denselben Reihen furchtbarer Klippen vorgestellt, welche, scharf abgekantet und mit tosenden Brandungen umgeben, mit einzelnen engen Ausgängen in die See der Küste entlang sich ziehen. Allein ich fand es nun ganz anders. Zunächst schwand der Begriff eines Walles und fortlaufenden Riffes gänzlich. Auch war nicht Alles so furchtbar und grauenhaft, sondern die Anmuth hatte nicht selten hier mitten unter den Felsen sich niedergelassen. Tausende von größeren und kleineren Graniteilanden ziehen sich die schwedische Küste auf- und abwärts, aber keineswegs in einer regelmäßigen Lage neben einander, sondern in buntester Mannigfaltigkeit dicht und dünne hingesäet, wie ein anscheinend neckischer und planloser Zufall sie ohne Berechnung dahingeschleudert. Höher und niedriger ragen diese Felsen aus den Fluten empor, welche allerdings hier und dort eine scharfe Brandung erfahren haben, aber doch überall in runder und glatter Bildung zu Tage treten. Die Wasser irren in Strömungen, die sich nach allen Seiten durch ragende Eilande aufgehalten sehen und durch schmale Felsenengen sich den Ausweg ins Freie oder gegen das feste Land hin suchen müssen, wie geängstet in diesem Felsenlabyrinthe umher. Viele unter diesen Inseln und selbst ganze Strecken derselben sind in trostloser Nacktheit zu schauen und machen beim Mangel aller Ecken und scharfen Kanten, welche etwas Keckes in das Bild bringen könnten, einen trübseligen und poesielosen Eindruck. Dieses langweilige, regellose Felsenchaos hat aber auch seine reizenden Partien. Denn es tauchen unter einer Menge kahler Felsenrundungen streckenweise häufig genug angenehme Hügel hervor, deren frisches Grün und lieblicher Baumschlag mit den öden Felsenscheiteln ihrer Nachbarn einen gar anmuthigen Gegensatz bildet. Einige haben neben den Waldpartien sogar Weiden aufzuweisen.

Nur ein kundiger Schiffer darf sich in diese regellose Inselwildniß hineinwagen, durch welche nur zwei durch starke Forts gedeckte Fahrwasser zur Küste Schwedens hindurchführen. Und auch diese Fahrwasser sind oft schmal genug und wunderlich gekrümmt. Nicht selten überfiel mich in einem solchen Felsenpasse die Besorgniß, die Ruderschaufeln unseres Schiffes möchten an den steilen Granitwänden, denen sie auf beiden Seiten so nahe kommen mußten, Schaden nehmen. Allein so vorzüglich ward das Schiff durch Steuermann und Capitain geleitet, daß auch nirgends der leiseste Anstoß erfolgte. Bald darauf erweitert sich das Fahrwasser wieder zu einem weiten Becken, in welches sich von allen Seiten die Felsen hineindrängen, auf welche der Schnabel des Schiffes geraden Weges hinsteuert. Ganz nahe ragen die harten Granitseiten; jeden Augenblick scheint der Vordertheil des Schiffes daran zerschellen zu müssen. Aber jedesmal, wenn der unheilvolle Zusammenstoß eben erfolgen zu müssen scheint, öffnet sich rechts oder links hinter einer hervorspringenden Klippe eine Durchfahrt. Die schöne Fernsicht mit den abwechselnden Felsencoulissen verschlingt sogleich den eben gehabten Schrecken, den eine Wiederholung der Scene doch nur zu bald von Neuem hervorruft. Auch bewohnt sind einige dieser Eilande, jedoch nicht gerade immer die anmuthigern. Ab und zu gewahrten wir in kahlen, aber sichern Buchten mitten in dieser Felseneinöde graue Baracken, in welchen vereinzelte Fischerfamilien ihre Wohnung genommen hatten. Anderwärts zeigen sich die Gebäude schon freundlicher und in größerer Gesellschaft, so wie in der rothen Lieblingsfarbe der Schweden. So fehlt den Häusergruppen auf Dalarö nur Weniges, um den Eindruck einer lebendigen Stadt zu machen; malerisch ziehen sich die Häuserhaufen den Felsen hinan und hinab, je nachdem der Vortheil der Lage das Eine oder Andere bedingte. Eine

Viertelstunde davon ist die Schanze Dalarö, von welcher aus einem Wachthäuschen eine Wache trat und mittelst Sprachrohrs uns anrief. Auf gleiche Weise ward durch den Capitain Bescheid gethan. Wer die Antwort schuldig bleibt, hat zu gewärtigen, durch eine sausende Kugel daran erinnert zu werden. Dem metallenen Munde wagt man die Antwort nicht so leicht schuldig zu bleiben. Die Häuser sind aber in den Scheeren selten so wohnlich und behaglich, wie sie dies in Dalarö zu sein scheinen, über welches waldbedeckte Felsenkränze hinausragen. Ich habe Hütten bemerkt, welche von einem Stalle in ihrer äußern Physiognomie wenig Unterscheidendes hatten und in ihrer öden Umgebung an Grünem nichts aufzuweisen hatten als ein karges Rasenfleckchen, ein Kartoffelbeetlein, ein Getreidestückchen, welche eher für einen Liliputaner als einen handfesten schwedischen Fischer die nöthigen Vorräthe erzeugen zu können schienen. Robben und Vögel sind oft die einzigen Mitbewohner solcher verwaisten Winkel, deren meiste noch nie der Fuß eines Fremden betreten hat. An diesen steilen Charakter der Scheeren vermag Derjenige kaum zu glauben, welcher weiterhin Eilande dieser Art gesehen hat, auf denen in lieblichem Wechsel Fichten, Birken und Erlen umherstehen oder ein geschmackvolles Landhaus an den Granit sich anlehnt. Auch aus bescheidenem Stoffe gearbeitet zeigt sich oft in reizender Lage ein einfaches Balkenhäuschen. Es ragen hier und dort steile Felsen empor, auf denen verwegen eine Tanne wipfelt. Eine andere Ueberraschung bereitet in diesen Felsengassen die Begegnung eines Schiffes, welches mit geschwellten Segeln daherrauscht und neben den Ruderschaufeln zur Durchfahrt Raum behält. Auf den Verdecken der einander begegnenden Schiffe steht die Mannschaft versammelt; oft kennt kein Mann den andern. Gleichwohl erfolgt beim Vorüberfahren durch Schwenken der Hüte, Mützen und Taschentücher ein so herzliches Begrüßen, wie die nächsten Bekannten einander kaum spenden können. Eine ängstliche Begebenheit denke ich mirs, wenn in diesen Felsenengen ein dichter Nebel sich niedersenkt und dem Auge die sichere Abmessung des Fahrwassers unmöglich macht oder die Voraussicht eines entgegenkommenden Fahrzeuges täuscht. [28]

---

7. Bergen und der Heringsfang in Norwegen.

[Th. Mügge, C. Vogt.]

Unter allen norwegischen Städten hat keine ein so deutsches Gepräge wie Bergen. Machen es die Giebelhäuser mit den Erkern, machen es die reinlichen Straßen voller Lebendigkeit, die Plätze mit Bäumen bepflanzt, macht es auch, daß hier die meisten Einwohner deutsch sprechen, daß noch eine deutsche Kirche besteht: genug, überall steht es deutlich geschrieben, daß es eine deutsche Pflanzstadt jener meerbeherrschenden stolzen Hansa war, welche einst Königen Gesetze vorschrieb und deren Freundschaft die mächtigsten Fürsten ihrer Zeit suchten. Bergen führt seinen Namen so recht mit der That, denn es liegt mitten zwischen sieben hohen Fjellen, die es von allen Seiten einschließen. Nackte Massen von Glimmerschiefer und Granit steigen wohl zweitausend Fuß hoch auf und stürzen in den Fjord, der seine Arme zwischen felsige Landzungen in die Stadt schickt und den schönen sichern Hafen bildet. Rund umher liegt ein Thal mit Wiesen und Gärten, aus denen sich nah und fern die hübschen Landhäuser der reichen Kaufleute erheben. Das breite Wasserbecken des Fjord, der mastenvolle Hafen, die Festungswerke mit den hohen, alten Geschützthürmen daran, die Forts Bergenhaus und Frederiksberg, welche mit ihrem weißen Gemäuer niederschauen auf die weiße, geschäftige Stadt mit hellen, großen Fenstern und rothen Dächern, das Alles macht den Anblick der Stadt so anziehend, und ist so lieblich und traulich dabei, daß es zu längerem Verweilen einladet.

Eigenthümlich ist das Leben und Treiben der Seeleute in Bergen. Da sieht man Matrosen aller Nationen in ihren Glanzhüten und braunen oder blauen Jacken mit Ankerknöpfen. Schwarzbärtige Spanier aus Cadix und Männer mit dunkelrollenden Augen vom Cap Vincent, Römer und Neapolitaner gingen hier durch die Stadt; denn nach jenen katholischen Ländern

geht der größte Theil der getrockneten Fische, um als Fastenspeise zu dienen. Und mit diesen wildblickenden Söhnen des Südens geht der Seemann von den Inseln und Felsenküsten des Polarmeeres, dessen Hütte unter den Gletschern steht oder auf einer meerumbrandeten Klippe. In diesen nordischen Naturen liegt etwas Träges, Plumpes, Erstarrtes. Sie sind wie das Eis, unter dem sie geboren wurden: gleichmüthig, unerschütterlich, kalt, abgehärtet gegen Alles, was sie treffen kann. Diese Fjorde, diese Klippen und Scheeren sind ihr Vaterland. Das Boot auf den langen Meereswellen rollend ist ihre Wiege und ihr Sarg. Einen Theil des Jahres sind diese Männer Fischer, einen andern Theil kommen sie in den Yachten, die den Kaufleuten in den Fjorden gehören, vom Norden herunter nach Bergen und bringen den Thran und den Stockfisch, der auf den Lofoden gefangen und getrocknet wurde. Diese Nordlandsyachten sind plumpe, aber eigenthümlich gebaute Fahrzeuge. Sie haben einen hohen Mast in der Mitte, der ein ungeheures viereckiges Segel trägt, mit dessen Hülfe das Schiff sehr gut und schnell vorwärts kommt, so lange es vollen oder halben Wind hat. Laviren kann es jedoch nicht; bei jedem Gegenwind muß es still liegen, da aber die Fahrt mit diesen Yachten eine Küstenfahrt bleibt, so ist dies ein großer Uebelstand. Das einzige Segel macht die Bedienung leicht, und gewöhnlich sind selbst die größten dieser Schiffe nur mit sechs bis acht Seeleuten bemannt. In dem mächtigen Bauch derselben haben ganze Magazine von Fischen Platz. Wenn in der Blütezeit des Fischhandels mehrere Hunderte dieser Yachten in Bergen liegen, alle hoch vollgepackt mit Stockfisch, so kann man sich den lebhaften Verkehr wohl denken, das Geschrei und den Gesang der arbeitenden Matrosen, die Boote, welche den Hafen durchkreuzen, die Wagen und Karren, welche auf- und abfahren, die drängenden Menschen in verschiedenster Geschäftigkeit, und auf Allen liegt der Fischdunst, der wie eine unsichtbare Wolke über der Stadt schwebt. Die Haufen der trockenen Fische thürmen sich zu Bergen auf, was einen seltsamen Anblick gewährt. Die schnellen Bewohner der Tiefe liegen hier hart und verkrümmt wie Baumäste, und man tritt darüber hin, wie auf einem Knütteldamm. Bergen ist der recht eigentliche Fischplatz Europas, denn nicht allein der Stockfischhandel wird von hier aus betrieben, es ist auch der Stapelplatz für die Heringsfischerei, welche an keinem Orte so ausgedehnte Niederlagen hat, als hier.

Es ist auffallend, in welch sonderbarer Weise die Naturgeschichte des Herings, dieses in der Nordsee so allgemein verbreiteten Fisches, von Fischern und Romanschreibern verbrämt und verfälscht worden ist. Das plötzliche Erscheinen von ungeheuren Heringsschwärmen an den nördlichen Küsten Europas und Amerikas; das Auftreten dieser Schwärme zu einer bestimmten Zeit im Jahre; das geheimnißvolle Verschwinden von einzelnen Stellen, wo sie sich früher in Menge aufhielten, hat zu vielen Fabeln Veranlassung gegeben, die trotz der gründlichsten Beleuchtung von Seiten der Naturforscher noch immer in populären Schriften und Schulbüchern gäng und gäbe sind. Diesen Fabeln zufolge soll der Hering hoch im Norden in den geheimnißvollen Tiefen jener offenen Polarsee hausen, zu welcher man vergebens durch die Eisschranken der Sunde, in denen so viele kühne Seefahrer das Leben verloren, durchzubringen bestrebt war. Von dort aus soll der Fisch, von allen seinen Vertilgern gefolgt, zu bestimmter Zeit des Jahres in unermeßlichen Schaaren aufbrechen und den südlichen Küsten zuziehen, um zu laichen. Der Küste Grönlands folge der Zug und spalte sich an der Nordküste Islands in zwei Arme, von welchen der westliche theils die Küsten Amerikas hinabgleite, theils Großbritannien und Irland nebst den nördlichen Küsten des Festlandes besuche, bei welcher Gelegenheit er in zahlreiche, untergeordnete Ströme sich theile, während der östliche Hauptarm nach dem Nordcap segle und, der norwegischen Küste folgend, in das Kattegat und die Ostsee einbringe. Nach vollendetem Brutgeschäft, für dessen Vollziehung sie gewissermaßen den Zehnten an die Küstenbewohner zu zahlen hätten, zögen sich die Heringe wieder, doch in mehr aufgelöster Ordnung, nach ihren polaren Sommersitzen zurück.

So die Fabel. Was noch weiter hinzukommt, von Heringssendlingen mit geheimnißvollen Runenzeichen auf dem Körper, deren Bedeutung man als eine Anzeige von der bevorstehenden Minderung des Fischfanges auffaßte, gehört natürlich ganz in das Reich der Sage und bedarf keiner weitern Widerlegung; der Fabel von den Heringszügen aber muß mit allem Ernste entgegengetreten werden, da die Auffassung dieser Seite der Naturgeschichte des Fisches auch von höchster nationalökonomischer Wichtigkeit ist.



BERGEN.

Der Hering lebt weder vorzugsweise im Polarmeere, noch macht er weite Reisen. Er bewohnt die Tiefe derjenigen Meere, an deren Küsten er laicht; wird dort zu allen Zeiten vereinzelt gefangen, namentlich mit solchen Geräthschaften, welche in die größeren Tiefen reichen, und hebt sich nur aus diesen Tiefen zur Laichzeit empor, um der Küste zuzusteuern, an welcher er seine Eier absetzt. So fischt man unmittelbar an der Küste, z. B. im Molde-Fjord, den Hering das ganze Jahr hindurch und hat dort selbst den Hauptfang im Juli, wo der Hering außerordentlich fett ist und weder Eier noch Milch sich in seinem Innern entwickelt zeigen.

Am Eingange des großen Buke-Fjords, zwischen Stavanger und Högesund, wird namentlich im Frühjahre, im Februar, der Hauptheringsfang getrieben, der den fetten norwegischen Frühlingshering liefert. Die Weibchen strotzen dann von Eiern, die weit selteneren Männchen von Milch, und man zählt wohl 20,000 Menschen und bei 4000 Boote, welche während anderthalb Monaten auf der Küstenstrecke zwischen Stavanger und Bergen dem Fange obliegen. Die Besitzer der Inseln und der Höfe an den Küsten ziehen ein bedeutendes Miethgeld von den Fischern, welche hier ihre Niederlagen errichten, mit ihren Netzen den Heringen entgegeneilen und zum Lande kehren, sobald ihr Boot gefüllt ist. Zuweilen streichen die Heringe so nahe an der Oberfläche und in solch ungeheuren Schwärmen, daß man ihr Blinken an der Oberfläche gewahrt. Oft auch wird die Gegenwart eines Schwarmes in der Tiefe durch ein fettiges oder schleimiges Wesen angezeigt, welches die englischen Schiffer für die Milch der Männchen, die holländischen aber, wohl mit mehr Recht, für Heringslebertbran erklären, der seiner größeren spezifischen Leichtigkeit wegen aus den von Tausenden von Haifischen zerrissenen Heringen an die Oberfläche steigt. Auf den ersten Blick scheint dies eine Uebertreibung und doch muß die Ansicht demjenigen wahrscheinlich dünken, der bedenkt, daß außer dem Bedürfnisse der Fortpflanzung auch dasjenige der Flucht vor Feinden den Hering an die Küste treibt. Denn Alles, was stärker ist, sucht sich auf Kosten des Heringsschwarmes zu ernähren. Schreiend und zankend flattern die großen Heringsmöven, die Cormorane, Scharben und Sturmvögel über dem Heringsschwarm umher und wehe dem armen Fische, der sich in der Nähe der Oberfläche zeigt. Die Teisten, Alken, Lummen und Lunde sind unablässig beschäftigt, Beute aus der Tiefe zu holen, wo Kabeljaue, Schellfische, Dorsche, Seye und Hundshaie den Delphinen, Tümmlern, Meerschweinen und Seehunden in Vertilgung Concurrenz machen. Der gefräßigste Feind aber scheint der bis zu 100 und mehr Fuß anwachsende Finnfisch zu sein, welcher den Erzählungen der Reisenden nach von den Fischern mit Jubel begrüßt werden und mit ihnen in einer Art Freundschaft leben soll, da er ihnen häufig die Fische in die Netze oder Buchten treibe, vor welche er sich als lebendiger Damm lege und nicht eher den Platz verlasse, als bis der letzte Hering gefangen oder gefressen sei.

Es will mich bedünken, als spiele Münchhausen, der überhaupt den Norwegern nicht sehr entfernt steht, wie wir durch spätere Beispiele erhärten werden, in diesen Erzählungen eine große Rolle. Es mag sein, daß die Finnfische Heringsschwärmen aufs Eifrigste nachstellen, da sie sich um diese Zeit in größerer Zahl den Küsten nähern, ja sogar in der Hitze der Verfolgung auf den Strand getrieben werden, wo sie elendiglich umkommen, und daß auch ihr häufigeres Erscheinen an den Küsten mit unter den übrigen Anzeichen seine Bedeutung für den Fischer habe. Allein von da bis zur Jubelbegrüßung des ersten Walfisches und zur freundlichen Schonung des Ungethümes, das die Heringe tonnenweise verschlingt, scheint mir denn doch ein weiter Schritt, und die kolossale Armbrust, die wir im Museum von Bergen sahen, sieht auch nicht wie ein Instrument aus, das zur Bethätigung dieser Freundschaft geschaffen wäre. Man sieht Finnfische zu allen Zeiten an den norwegischen Küsten und wir haben deren im Laufe unserer Reise genug angetroffen, ohne bemerken zu können, daß die Küstenbevölkerung sie mit besonderem Jubel begrüßt hätte.

Wie dem auch sei, der Heringsfang fällt in dem einen Jahre ergiebiger als in dem andern aus, und gerade in diesem Jahre 1861, wo wir die Küste besuchten, war er außerordentlich unergiebig gewesen, indem kaum ein Viertel der gewöhnlichen Tonnenzahl aufgebracht worden war. Allein dies eine Fehljahr hatte genügt, den ganzen Küstenstrich in die bitterste Armuth zu versetzen, eine solche Armuth, daß man uns sogar von Fällen des Verhungerns in Bergen sprach und wir uns nun jene Fischer erklären konnten, die um ein Stück Brot uns meilenweit

in die See entgegenkamen oder eine ganze Bootsladung von Fischen austauschten.

Die Norweger haben im Allgemeinen die Eigenthümlichkeit, ihre von der Natur gegebenen guten Producte möglichst zu verderben, selbst wenn die Producte solche wären, auf deren Vertrieb in fremden Ländern sie angewiesen sind. Der norwegische frische Hering ist größer, fetter, feiner im Geschmacke, als jeder andere; der norwegische gesalzene Hering hat nicht, wie der holländische, die ganze Welt zum Markte, sondern wird nur mit Mühe und zu geringerem Preise in Pommern und den Ostseeprovinzen verkauft. Er ist im Handel theilweise unter dem Namen des hamburgischen Herings bekannt und seines unangenehmen, ranzigen und faulen Geschmackes wegen allgemein weniger geschätzt, als der holländische Hering.

Der Unterschied liegt einzig und allein in der Art und Weise der Zubereitung. Der Hering ist, wie alle seine Verwandten, ein außerordentlich delicater Fisch, welcher meistens schon im Netze stirbt und dessen Fleisch und Eingeweide kaum einige Stunden nach dem Tode sich zu zersetzen beginnen. Er gleicht hierin ganz den Forellen, deren zartes Fleisch ebenfalls nur wenige Stunden der Zersetzung widersteht. Da der norwegische Hering größer und fetter ist, so bedürfte er noch weit sorgfältigerer Behandlung und schärferer Salzung, als der kleinere und magere holländische Hering. Die Holländer nun wenden alle nur erdenklichen Mittel an, um den Hering so schnell als nur möglich zu entleeren und zu salzen. Ist die Fischerbarke klein und dem Lande nahe, so beeilt man sich, an das Land zu kommen und den in der vergangenen Nacht gefangenen Fisch noch während der ersten Frühstunden durch die Weiber aufschneiden, ausleeren und einpökeln zu lassen. Ist die Barke größer und weiter entfernt und will sie ihren Fischfang fortsetzen, so wird Tags über an Bord das Nachts Gefangene eingesalzen oder auf kleine, schnellsegelnde Schiffchen gebracht, die damit dem Lande zusegeln und während der Ueberfahrt schon das Geschäft des Ausweidens betreiben. Man verfährt auf das Sorgfältigste in der Auswahl der Fässer, damit das Holz den Fischen keinen Geschmack mittheile, und betreibt das ganze Geschäft überhaupt mit jener Pünktlichkeit und Genauigkeit, die sich bewußt ist, daß von ihr der Preis und die Güte des Productes abhangen. Und so sehr haben die Holländer das Uebergewicht erlangt, daß in den neueren Zeiten den französischen Fischern, welchen durch ältere Reglements verboten war, das zum Einpökeln nöthige Salz mit in See zu nehmen, erlaubt werden mußte, das Einpökeln an Bord selbst vorzunehmen. Die Norweger dagegen trotten unbekümmert um diese Erfahrungen hartnäckig in der alten Weise fort. Sie haben die seltsame Meinung, die in dem Darme des Fisches enthaltene Nahrung sei an seiner Verderbniß schuld und müsse erst entleert werden, bevor man ihn salzen könne. Statt den ganzen Darm mit seinem Inhalte auszuziehen, packen sie den Fisch erst Tage lang zusammen, bis die in dem Darm sich entwickelnden Fäulnißgase einen Theil des Unrathes austreiben. Statt ihn sogleich zu behandeln, wird der in der Nacht gefangene Fisch oft meilenweit an den Ort gebracht, wo sich der Kaufmann befindet, der den Fischern die nöthigen Vorschüsse auf den Fang hin während des Jahres gemacht hat. Dort wird ausgeladen, vorgezählt, aufgeschrieben und der Fisch dann aufs Neue in Barken geladen, um nach Stavanger, Högesund oder Bergen gebracht zu werden, wo dann endlich, oft erst nach tagelangem Umherwerfen und Mißhandeln, der Fisch ausgekehlt und eingepökelt wird. Die Eingeweide sind zerquetscht, die Fäulniß vorgeschritten, das Oel der weichen Leber, das schon an und für sich einen ranzigen Geschmack hat, in das Fleisch eingedrungen, die bittere Galle noch dazu — und nun soll das Salz Alles wieder gut machen, die Wirkung der begonnenen Zersetzung aufheben und den frischen Geschmack des Fisches herstellen! Vielleicht wäre aber dies noch zu erlangen, wenn man nur die Fische gehörig einpökelte und nicht in frische Tannenfässer brächte, die noch zu all dem Vorhandenen den Geschmack des Harzes bringen, von welchem sie reichlich durchzogen sind.

Es geht mit dem norwegischen Stockfisch genau so wie mit dem Hering. Der norwegische Kabeljau und Dorsch stehen demjenigen von Neufundland nicht im Mindesten an Güte und feinem Geschmacke nach; der norwegische zubereitete Stockfisch aber wird nur von dem gemeinen Volke in Rußland und an den Mittelmeerküsten gegessen und steht dem neufundländischen im Preise weit nach. In Deutschland und Frankreich würde es keinem Menschen einfallen, den Fisch, den die Norweger so erfolgreich in ungenießbares Holz umzuwandeln verstehen, zu berühren, während der neufundländer auf allen Tafeln erscheint. Und doch lebt — kann

man wohl sagen — die ganze norwegische Küste oberhalb Bergen nur von dem Stockfische und wäre sogar das Leben in dem höheren Finnmarken durchaus unmöglich ohne dieses Product. Aber wie man aus L. von Buchs Reise ersehen kann, hat es Mühe und Noth genug gekostet, bis man sich nur dazu verstand, bei dem Fischfange auf den Lofoden statt der unzweckmäßigen norwegischen gute englische Angeln anzuwenden, an welchen die Fische auch wirklich hängen blieben; hat es Mühe genug gekostet, Netze statt der Angeln einzuführen, den Leberthran so fertigen zu lassen, daß sein Werth verzehnfacht wurde, die Abfälle zu Dung und Guano zu benutzen, was englische und deutsche Industrielle zu Wege gebracht haben; aber von einer Verbesserung der Behandlung des Stockfisches, wie sie in Neufundland geübt wird, ist bis jetzt noch keine Rede gewesen, denn damit haben sich bis jetzt nur norwegische Fischer und Kaufleute befaßt.

Zur Zeit des Stockfischtausches — denn anders kann man wohl diesen Handel nicht benennen — herrscht in Bergen die größte Thätigkeit. Magazine und Comptoire bleiben in den hellen Nächten bis spät am Abend offen und im Hafen lärmt und rumort es die ganze Nacht hindurch. Spanier, Portugiesen, Italiener und Deutsche liegen mit ihren Schoonern, Briggs und Barkschiffen vor den Hafentreppen der Magazine, deren Winden in beständiger Bewegung sind, um die oben gewogenen Stockfischmassen hinab zu befördern. Gewöhnlich kommen diese fremden Schiffe mit Ballast; zuweilen haben sie einen kleinen Umweg gemacht, um Steinkohlen in England einzunehmen und diese nach Norwegen herüber zu verschiffen. Nur die Deutschen bringen häufiger bedeutende Ladungen von Colonialwaaren und Manufacturgegenständen mit, während die Schiffe aus dem Mittelmeer gewöhnlich ein gewisses Quantum von Salz mit sich führen. Denn Norwegen selbst besitzt kein Salz, seine Gebirgsformation ist der Art, daß keine Salzlager im Innern vorkommen, und um dieses unentbehrliche Lebenselement aus dem Seewasser auszuscheiden, dazu fehlt die Sonnenwärme, welche man am Mittelmeere umsonst hat.

Während nun die fremden Schiffe ihre Fischladungen einnehmen, die im Raume auf seltsame Weise gestaut werden, beschäftigt man sich zugleich, die Nordlandsyachten zu ihrer Rückfahrt mit einem Sammelsurium von Dingen zu befrachten, von welchen der ausgedehnteste Küchen- und Haushaltungszettel sich kaum einen Begriff machen kann. Da das Nordland rein gar nichts Anderes als Fische und Thran producirt, so muß ihm jedes Lebensbedürfniß für die niedrigste Hütte, wie für das wohl eingerichtete Haus des Kaufmanns vom Süden hergeführt werden, und da die Leute zu arm sind, um sich größere Vorräthe anlegen zu können, so hängt das nackte Leben des Nordländers in Wahrheit von der Freiheit der Schifffahrt in jenen Meeren ab. Man weiß wirklich nicht, wie entsetzlich für Finnmarken eine längere Blokade etwa in Folge eines Krieges sein könnte; — aber das weiß man, daß zur Zeit der großen Kriege im Anfange dieses Jahrhunderts blokirende Schiffe der kriegführenden Mächte zuweilen, gerührt von dem Elende, welches sie vorfanden, den Blokirten Lebensmittel zukommen ließen. [104a. 167]

---

8. Der Riukan.

[Th. Mügge.]

Der Weg, welchen wir verfolgten, wurde immer mühsamer. Die Felsen traten eng und hoch zusammen, rauschend stürzten die Bäche durch Spalten, über welche Brücken und Bohlen geworfen waren. Dann und wann lagen Hütten am Wege, ein Mühlrad drehte sich reißend schnell unter dem Schaume eines Wassersturzes; endlich wurde der Pfad so schmal, daß nur ein Pferd darauf gehen konnte, und aus dem Abgrunde zur Linken brauste der Donner der Maanelf herauf, welche sich bald ganz unter der dichtbewaldeten Tiefe versteckte, bald in helleren Stellen ihr schaumzerpeitschtes oder tiefblaues Gletscherwasser zeigte, das ungeheuere Felsentrümmer umspielte. In der Ferne lief das Thal hoch oben in eine Kluft aus, deren Wände schwarz und nackt bis an die Wolken zu steigen schienen, und plötzlich bei einer Biegung sah ich eine

Rauchwolke aufwirbeln, die aus dem Schooße des Gebirges hoch über jene Gipfel sich erhob. „Wer wohnt dort?“ fragte ich verwundert, und sah nach der feinen krausen Wolke. „Der Geist des Berge, der seine Esse dort ewig in Arbeit erhält!“ lautete die Antwort. Es ist der Riukan, der nicht umsonst den Namen des „Rauchenden“ trägt. So kündigt sich eines der schönsten und merkwürdigsten Naturwunder an, die in Norwegens Gebirgen zu finden sind.

Hier ist das Land der Wasserfälle. Von allen Seiten sieht man sie von den Felsen stürzen, bald als Cascaden, bald als Bogenfälle, bald von Absatz zu Absatz eilend, bald wie riesige Polypengewächse mit tausend weißen Fingern an den steilen Wänden wachsend und als schwer gediegenes, flüssiges Silber niederrollend, ganz in glänzenden Schaum gehüllt. Aber der Riukan ist unter dem Schönen das Schönste. Es ist ein so großartiges Schauspiel, gehoben durch die wild romantische Umgebung dieser schwarzen, mächtigen Felscoulissen, durch ein erhabenes, ewiges Schweigen der Natur, in welchem die schaumzerstiebenden Wasser allein ihre Donnerstimme erschallen lassen, daß Weniges mit ihm verglichen werden kann. Man ist wohl noch eine halbe Stunde vom Falle entfernt, wenn man dessen Dampfsäulen zuerst erblickt. Vergebens strengt sich das Ohr an, ein Rauschen zu vernehmen: der Strom in der Tiefe antwortet allein mit dumpfem Murren, und immer steiler und höher klettert das keuchende Pferd mit dir den Felsenweg hinauf. Jetzt liegen einige Hütten zur Linken am Abhange, und dies ist der Ort, wo eigentlich der Weg und die Welt aufhört, in welcher der Mensch sich ein festes Haus gebaut hat. Hier hat auch die Postbeförderung ein Ende.

Wir traten in eins der kleinen Häuser, um uns Rathes zu erholen. Es war so niedrig, daß ich mich bücken mußte. Drinnen sah es schmutzig düster aus. Der feine Regen schlug an die zerbrochenen Fenster, ein glühender Streif der Abendsonne verbreitete melancholisches Dämmerlicht. Es war ein alter Mann darin, im langen, grauen Rocke. Sein silbernes Haar fiel in breiten Locken auf seinen Nacken. So saß er am Heerde und quirlte in einem großen Topfe die Suppe von Mehl und Milch, die ihn wohl Jahr aus Jahr ein seit langer, langer Zeit ernährte. Er hatte eine Hornbrille auf und sah vor sich hin ins Feuer, ohne uns zu bemerken. Erst als wir ihm laut zuriefen, blickte er auf, und als er sah, daß es Fremde waren, erhob er sich und hieß uns freundlich willkommen. Seit siebenzig Jahren hatte er hier gewohnt, hier auf dem kleinen Fleck Erde zwischen den Wasserfällen, unter sich die kochende Maanelf, über sich das nackte Gebirg mit seinem langen schrecklichen Winter. So war er ein Greis geworden und hatte nichts vom bunten Menschenleben kennen gelernt. Er machte kleine Holzarbeiten, Löffel und Geschirr, das er verkaufte. Arm und alt, wie er war, sah er mild und friedlich aus, ganz zufrieden mit sich und dem still verbrachten Leben. Er nahm uns die Hoffnung, hier irgend Pferde zu finden; wir machten uns daher um so schneller auf den Weg zum rauchenden Voß; ein Führer schritt uns voran. Gleich hinter der Hütte des alten Mannes senkte sich der Weg in die Tiefe. Dort ging es hinab, dann am Rande eines jähen Sturzes hin und bei ein paar Wasserfällen vorüber, die aus der Felswand in Spalten stürzten, über welche glatte, vom Wasser bespülte Balken und Stämme eine Art Brücke bildeten, die wir indeß kühn überschritten. — Schon hörte ich in der Ferne ein dumpfes Gebraus, das immer stärker wurde, je weiter ich vordrang, bis endlich plötzlich der Fall vor uns lag.

Lange stand ich und lehnte an den Büschen von Ellern und Birken, welche dicht gedrängt an der Senkung wachsen, dann setzten wir uns am Vorsprunge nieder, um das ganze Bild zu überblicken. — Die Felsen schließen sich zu einem Kessel; vor uns, links und rechts steigen hohe, glatte Wände auf, welche fast senkrecht in eine schwindelnde Tiefe stürzen. Mit scharfen Graten treten diese Wände zusammen, als wollten sie den schwarzen Spalt zuschließen; aber hoch von oben fällt ein langer, glänzend weißer Streif herunter, eine rauschende, kochende, zischende Masse, die klingend an die schwarzen Felsen schlägt, dort abprallt, dort aufspritzt und unten, zu Staub zerschmettert, in Dampfwolken wieder emporwirbelt. Da hat das Auge keinen Ruhepunkt. Fast magnetisch angezogen folgt es dem Sturz der Wasser, die rastlos brausend sich verschlingen und wiedergebären. Staunen und Entsetzen lassen das Herz schneller schlagen; aber unauslöschlich bleibt die Erinnerung, als jetzt durch die Regenwolken ein Sonnenblitz über den ganzen Fall lief. Es war, als habe die unsichtbare Hand des Allerhalters in jenen schwarzen Steinen plötzlich ein silbernes Meer geöffnet, das nun in schweren, gediegenen

Wellen hervorbrach: so leuchtete es und fuhr in weißen Blitzen auf. Aber die Myriaden sprühender Funken umglänzten Alles in Regenbogenfarben, welche auf- und abzogen, schnell wechselnd sich bildeten und verschwanden; — Stunden und Tage lang könnte man hier sitzen und wieder und immer wieder in dies Gebraus und Leuchten schauen; denn Wasserfälle und Meereswellen haben die Macht erhalten, die Seele des Menschen in Träume zu wiegen und mit ihrem Rhythmus von rauschendem Gehen und Kommen Phantasie und Sehnsucht aufzuwecken. Solche Wunderwerke machen den fühlenden Menschen gut.

Wir folgten dem Führer nun den steilen Pfad durch das Gebüsch nieder, wo einige hundert Fuß tief ein Felsenstück wie ein mächtiger Altan über den Abgrund hinausspringt. Hier muß man stehen! Gerade gegenüber setzt der Fall herab, und man sieht in den engen, finstern Zauberkreis, den das allmächtige „Werde!" um ihn geschlossen. Darin braust und brandet es, da kocht es auf und schäumt und donnert hervor. — Aber näher heran bilden die Felsen einen zweiten, größeren Kreis; über diesem hängt der luftige Altan, auf dem du stehst. Auf deinen Stock gestützt schaust du hinab, und unter dir fünfhundert Fuß tief bricht der Strom hervor. Der schäumige Schnee schmilzt von seiner Brust, er sieht zu dir auf mit hellen, hellen Augen, und rauscht in seinen blaugrünen, prächtigen Gewändern dahin, erlöst und neu geboren, ein edler freier Geist, den keine tyrannische Gewalt sich beugen kann. Man schreitet zurück und eilt von Neuem vorwärts; der Blick hängt sich an diese Zacken und Kanten, an jeden wilden Busch in der Tiefe, an den Vogel, der ängstlich entflieht; er folgt dem Steine oder Baumstamme, den der Führer in den Abgrund schleudert, wo er nach langem Falle tausendfach zersplittert.

Es begann zu dämmern, als wir vom Riukan zurückkehrten. An einer einsamen Hütte zwischen den Felsen saß ein Kind, kaum ein Jahr alt und fast nackt, auf seinem Stühlchen. Mit den großen blauen Augen schaute es die fremden Männer furchtlos an; die blonden Löckchen hingen um seine Stirn so dicht, wie an Engelsbildern. Wir sahen in die Hütte, sie war leer. Fast gar kein Geräth stand darin, nur im Winkel ein ärmliches Lager. Das Kind saß einsam, und neben ihm ging es in die finstere Tiefe hinab, wo der Tod auf verirrtes Leben lauert. — Wir legten ihm Geldstückchen in die kleine Hand; es sah sie gedankenlos an und schloß die Finger. Aber die Eltern werden kommen, das Kindchen herzen und sich des unverhofften Segens freuen. [104 a]

---

9. Hammerfest.

[Th. Mügge.]

Hat man die Meeresstraße zwischen Seiland und Kvalö und die Strudel hinter sich, welche hier, wie vor Tromsö, mit heftigem Brausen die Flut durch ein enges Felsenthor treiben, so erscheint erst die Kirche, dann die Bucht von Hammerfest, an deren Rand die Stadt liegt. Hier ist das letzte 1789 gegründete Emporium des Handels und des europäischen Lebens, und seltsam genug steht es auf diesen öden Klippen kaum zehn Meilen von der äußersten Spitze unseres Erdtheils.

Was das meiste merkantilische Leben nach Hammerfest bringt, ist sicher der Außenhandel. Dies zeigt schon die Menge des ausgeführten Salzfisches, wie denn auch keinem Orte die Steuerfreiheit mehr zu Gute kommt, als dieser Stadt und ihren Kaufleuten, welche Finnmarken nun ungestört versorgen können.

Der Prinz Gustav ankerte mitten unter einem Dutzend der plumpen russischen Fahrzeuge mit drei Masten, die roh und schmutzig sind, wie die Menschen, welche sie führen. Es gehört ein barbarischer Muth dazu, sich diesen fürchterlichen Meeren in solchen Fahrzeugen anzuvertrauen. Von wohlgefugten Planken ist bei ihnen nicht die Rede. Das Holzwerk ist übereinander gelegt und mit Weidenruthen genäht; damit fahren sie um das stürmische Nordcap und durchs Eismeer und das weiße Meer bis Archangel, mitten durch Sturm, Klippen und Nebel, ohne daß einer der sogenannten Capitaine einen Sextanten oder eine Bussole zu ge-

brauchen verstände; ja die meisten haben wohl nie einen gesehen. Die Russen vom weißen Meer in ihren langen Kaftanen und rothen Bärten sind aber so beherzte Seeleute, wie die alten Gothen, die übers schwarze Meer in Kuhhäuten fuhren, und das Glück ist stets mit dem Muthigen, daher hört man selten von Unglücksfällen.

Außer den Russen ankerten auch ein paar hamburger und norwegische Briggs hier, welche Thran gen Süden nach Deutschland fuhren, und vom Ufer zogen unausgesetzt die Düfte aus den Thranbrennereien, welche ich nicht eher los werden konnte, als bis wir Hammerfest verlassen hatten. Dazu kam, daß am Tage nach unserer Ankunft drei Sloops Anker warfen, die von den Kaufleuten nach Spitzbergen auf den Walroßfang gesandt waren und längst erwartet wurden. Große Freude verbreitete sich, denn die Schiffe kamen reich beladen, ganz vollgepfropft mit Walroßhäuten, Speck und Fischbein. Sie waren in zwei Tagen von Spitzbergen hergefahren, so nahe lag die fürchterliche Insel bei gutem Winde, aber sie hatten zwei Monate an der Küste dort herumgekreuzt, ohne einen Fang zu thun, bis eines Nachmittags eine Schaar Walrosse entdeckt und in wenig Stunden an fünfhundert davon getödtet worden. Das glückliche Schiff war viel zu klein, um diese Beute aufzunehmen, es mußte 168 Walrosse liegen lassen, deren Fleisch nun eine Speise der weißen Bären wurde; denn wieder hinüber zu fahren getraute man sich in dieser späten Jahreszeit nicht. Eben so gut, wie man in zwei Tagen herfuhr, konnte man viele Wochen gebrauchen und doch nicht hinkommen. Als eine Seltenheit hatte das Schiffsvolk aber einen jungen weißen Bären mitgebracht, ein wildes, grimmiges Thier, das den Pestgestank noch vermehrte, den diese Schiffe über den ganzen Hafen verbreiteten.

Auf ihren von Fett schlüpfrigen Verdecken wurden die ungeheuren Häute der Walrosse umhergeschleift und in die Vorrathsräume der Thranbrennereien geschafft, wo der handhohe Speck davon losgelöst wurde. Einen widerlicheren Geruch kann man sich kaum denken; aber den Kaufleuten in Hammerfest dünkte er köstlich, denn er brachte blankes Geld, und ein Handelsmann hat keine feinen Nerven, wenn er an seinen Vortheil denkt.

Daß Hammerfest nichts Bemerkenswerthes bietet, brauche ich kaum hinzuzufügen. Am Wasser hin stehen die Vorrathshäuser der Kaufleute, die alle, selbst die reichsten, mit Ausschluß eines einzigen, Kramhandel für Quäner und Seefinnen darin treiben, welche hier Pelze, Decken, grobes Wollenzeug, Branntwein, Mehl, Stricke, Eisenwerk und Alles, was sie bedürfen, finden. Dieselben Kaufleute machen aber auch sehr bedeutende Geschäfte nach Deutschland und Rußland und befrachten ganze Schiffe aus ihren Magazinen.

Das fürchterliche Wetter verfolgte uns auch hier, fast unaufhörlich regnete es; aber vom 70. Grad war zu dieser Jahreszeit (September) nicht viel mehr zu erwarten. Das Klima ist hier durchaus veränderlich. Es ist nicht so kalt, wie man denken sollte, denn das Thermometer fällt selten unter 12 Grad, aber es wechselt beständig. Ist eine Woche lang anhaltender Frost gewesen, so wendet es sich zu Regen, oder ein heftiger Schneefall folgt dem andern. Dabei stürmt es fast beständig, und dies macht den Aufenthalt um so unerträglicher; den größten Theil der bessern Jahreszeit aber (die hier keine bessere ist) hüllen Nebel Land und Meer ein, als wollten sie diese schrecklichen Wüsten den Augen der Menschen mitleidig entziehen.

Hier in Hammerfest ist die lange Nacht die Zeit der Ruhe für alles Handelsleben und man möchte sagen, vom Polarkreise setzt die Natur dadurch dem ruhelosen Menschengeschlecht einen Markstein seiner Thätigkeit. Das Wasser ist öde, die Fische haben Frieden, der schmutzige Seelappe und der nordische Fischer liegen in Erdhütten am qualmigen Feuer und warten dort im trägen Winterschlaf, bis der neue Tag erscheint. Die Kaufleute in Hammerfest bringen ihre Bücher in Ordnung, und dann sitzen sie wohl am Bostontische Tag oder Nacht, halten Bälle und Schmausereien, spielen sogar Komödie, denn sie haben sich ein kleines Privattheater errichtet, und sehnen sich endlich unruhig nach der Zeit, wo der Lichtstreif im Osten hervorbricht. Wenn das erste Segel auf der Rhede erscheint, welcher Jubel mag da in die Herzen kommen, welch neue Speculationen auf Stock- und Klippfische, Thran und Haifischflossen mögen da die Seelen durchzittern! In Hammerfest wohnt außer den Kaufleuten kein anderer gebildeter Mensch als ein Arzt; einen Apotheker brachte unser Schiff zum erstenmale mit.

Die Zeit der langen Nacht ist doch nicht ganz so, wie wir sie uns vorstellen. Die Sonne geht freilich acht Wochen unter den Horizont,

und vier Wochen lang, von Mitte December bis Mitte Januar, ist tiefe Finsterniß, wo beständig Licht gebrannt werden muß. Indeß ist sie doch nicht so schwarz, daß nicht bei hellem Wetter zur Zeit der Mittagsstunde eine Art Dämmerung einträte, bei der man am Fenster eine halbe Stunde, oder eine Stunde, lesen könnte. Die Sterne stehen dabei glänzend hell am Himmel; Nordlichter sind jedoch hier seltener, als mehr südlich. Ist aber trübes Wetter, so herrscht die finsterste, ununterbrochene Nacht. Mitte Januar wird die Dämmerung lichter, und ist der Tag erst einmal angebrochen, so wächst er rasch. Nun gleicht die Natur den Unterschied aus und im Juni und Juli beschreibt die Sonne Kreise um den Himmel, ohne jemals unter den Horizont zu sinken. Der Unterschied zwischen Mittag und Mitternacht ist dann, daß die Strahlen etwas bleicher und matter werden, ohne daß sie aufhörten, die belebende Wärme zu verlieren. Es ist sehr eigenthümlich, daß, so lange diese tageshelle und sonnenvolle Nacht dauert, der Wind ganz schweigt und eine durch nichts gestörte Ruhe in der Natur herrscht, als wolle diese gleichsam dadurch die Zeit des Schlafes ankündigen. Mit dem Morgen erhebt sich der Wind wieder und die Wetter werden losgelassen von den Nebelgeistern und abendlich eingefangen; die Sonne der Nacht scheint aber oft so heiß, daß sie lästig werden kann. Ein Bekannter erzählte mir, daß, als er sich in Hammerfest auf einem Ball befand und gerade um Mitternacht an den Bord des Schiffes zurückfuhr, die Sonne so mächtig war, daß er den Rock ausziehen mußte.

Am Strande bei der Stadt sah ich auch die Erdwohnungen mehrerer Fischer. Ein Balkengebau mit Rasen bekleidet; fast wie ein Grab ohne Licht. Aber innen ist es so übel nicht, und wenigstens muß es hier wärmer sein, als in den dünnen Holzhäusern, denn hier kann der schneidende Wind nicht durchdringen und der Schnee legt seinen Wall schützend über das Ganze. Auf Mageröe und andern Inseln sind diese Erdhäuser häufiger und der Gesundheit gewiß zuträglich, weil sie zum Klima passen. Ein hohes Lebensalter werden hier Wenige erreichen, am Wenigsten die Fischer und Seeleute auf den Klippen. Die fürchterlichen Mühsale ihres Lebens raffen sie früh hin unter diesem nebelvollen, eisigen, feuchten Himmel.

Wie seltsam ist aber der Mensch. Es wohnen hier reiche Handelsherren, welche ihr ganzes Leben unter diesem fürchterlichen Klima zubrachten. Manche von ihnen könnten, wenn sie wollten, im schönen Süden leben, allein sie bleiben in dieser Wüste und sterben darin. Wer hierher kommt, sagte mir ein Anderer, thut es natürlich des Gewinnes wegen, wer möchte sonst wohl hier wohnen? Ist man aber ansässig, so kommt man nicht wieder fort, denn wer kauft uns ab, was wir besitzen? Menschen, welche Vermögen haben, wandern nicht nach Hammerfest, es sind nur solche, die es sich erwerben wollen. Wer hier geboren ist, der liebt diese Einöden eben so sehnsüchtig, wie der Lappe seine Rennthieralpen oder der Grönländer seine Eisbuchten. Man erzählte mir von der Tochter eines reichen Handelsherrn, welche einen Beamten geheirathet hat, der in der schönsten Gegend des Landes wohnt, die aber unaufhörlich nach Hammerfest zurückverlangt. So kehren auch die wieder, welche Reisen nach Frankreich und Italien machten, und wenn man sie hört, sollte man meinen, nirgend in der Welt sei es besser als hier.

Und doch haben sie nichts, als die materiellen Freuden des Lebens, für all ihr Geld und ihre Mühen; und der edelste Lohn derselben ist vielleicht die schöne Gastfreundschaft, welche auch hier geübt wird. Am Abend vorher, ehe das Schiff den Hafen verließ, war im Casino ein großer Abschiedsball. Da mußte tanzen und tanzte, wer da war. Bei uns sagt Jeder, der das dreißigste Jahr erreicht hat: ich tanze nicht mehr, meine Zeit ist um. Hier fällt das Niemandem ein. Alt und Jung dreht sich mit Begeisterung; da war keine Ruhe, keine Rast. Es schwankten und ächzten die Balken und Dielen des hölzernen Gebäudes, und so ging es fort bis gegen Morgen, bis die Kraft der beiden unglücklichen Violinvirtuosen von Hammerfest vollkommen erschöpft war. Es fehlte nicht an jungen rüstigen Damen, nicht an dem Ballputz der großen Welt, und wahrscheinlich habe ich hier die nördlich-letzten Tänzerinnen der gesitteten Welt gesehen, denn die beiden Töchter des Kaufmanns von Havesund am Nordcap drehten sich im nordischen Fandango.

Der deutsche Walzer, der deutsche Galopp wirbelt über die ganze Erde sammt deutschen Weisen und Gesängen, und die Deutschen selber fliegen hinterher. Wo träfe man sie nicht? Hier sowohl, wie am Südpol, in den Fabriken der Norweger, als Schneider in Paris, als Schuster in London, als Kaufmann in Mexiko, als Hin-

terwäldler am blauen Gebirg, als General der Russen am Kaukasus und als Generalconsul der Engländer in China. Zerstreut wie die Juden über die ganze Erde und gleich diesen mit dem Wahlspruch: ubi bene ibi patria ausgerüstet, haben sie kein Vaterland; Liebe und Schmerz dafür gehen verloren. Wie der Engländer oder der Norweger immer Engländer und Norweger bleibt, er komme und gehe wohin er wolle, so macht sich der Deutsche zum Russen, zum Türken und Chinesen meist mit derselben Leichtigkeit, wie man einen Handschuh umkehrt. Dies falsche trübselige Weltbürgerthum wird nicht eher ein Ende nehmen, als bis wir einmal eins und einig ein großes, freies Volk bilden, gleich andern Völkern, sonst nimmermehr! [104 a]

---

10. Das Nordcap.

[Bayard Taylor.]

Als ich gestern Morgen (26. Juli 1857) auf das Verdeck kam, befanden wir uns in einer engen Straße zwischen der Insel Magerö, deren nördlichste Spitze das Nordcap bildet, und dem festen Lande. An beiden Seiten stiegen die Ufer — nackte, öde Felsen, hier und da mit einem Fleck von Moos oder kurzem Gras bedeckt — steil aus dem Wasser, ihre Schluchten vom Gipfel bis zur See mit Schnee ausgefüllt. Kein Baum, kein Strauch, keine Spur einer menschlichen Wohnung war sichtbar; kein Segel eines Fischers belebte die einsamen Gewässer, nur der Schrei einiger Möven, welche die Klippen umflogen, brach das Schweigen. Als die Straße sich nach Osten öffnete, erschien an der Südostspitze der Insel ein Boot, nach Kjelvik auffreuzend, ein Ort, der durch ein Vorgebirge unsern Blicken noch entzogen war. Dies ist die Stelle, die v. Buch im Sommer 1807 besuchte, und seine Beschreibung hat heute noch nichts von ihrer Wahrheit verloren. Hier, wo der Skorbut die Hälfte der Bewohner hinwegrafft, wo Geistliche, die vom Süden Norwegens kommen, binnen einem Jahre dahin sterben, wo kein Baum wächst, kein Gartengewächs reift, und Stürme aus jedem Winkel des Eismeeres die letzte schwache Spur alles Lebens aus der Natur peitschen — hier besteht allein der Mensch darauf, zu leben, anscheinend allen Naturgesetzen zum Trotze. Und doch hat er hierfür am Ende eine Entschuldigung in der wunderbaren Weise, mit der die Vorsehung ihn hier mit Nahrung und Feuerung versorgt. Das Meer und die Fjords wimmeln von Fischen, aus denen er nicht nur Speise, sondern auch Geld gewinnt, während der Golfstrom, welcher tausend Meilen weit den atlantischen Ocean durchkreuzt, um in dieser ultima Thule im letzten Kampfe mit dem Polarmeere hinzusterben, den Raub aus den tropischen Wäldern an die Küsten wirft, zur Nahrung für sein Feuer. Man denke, wie der arctische Fischer auf seinem Herde die Palmen von Hayti, den Mahagoni von Honduras und die kostbaren Hölzer des Amazonenstromes und des Orinoco brennt.

Als wir uns dem Ende des Vorgebirges näherten, welches den Porsanger- vom Laxe-Fjord trennt, wurden die Felsen noch steiler und wie mit Gewalt zersprengt. Ungeheure Massen, vom Gipfel herabgestürzt, umsäumten die Basis des Abgrundes, die in höhlenartigen Bogen gewölbt war, der Wohnstätte von Myriaden Möven. Der Felsen von Svaerholt-Klubben, gegenüber der Spitze, glich einer massiven Festung in Ruinen. Die glatt gemauerten Wände ruhten auf drei ungeheuren Gewölben, deren Grundpfeiler von andern Felsstücken, schräg abfallend, gleich Streben gestützt waren. Die Wälle, unversehrt an der einen Stelle, waren an der andern eingesunken, und man glaubte in den Rissen und Spalten der gigantischen Steinmassen die Spuren der Kugeln und Bomben zu erblicken, die ihre Zerstörung bewirkt hatten. Tausende weißer Möven, bereits zur nächtlichen Ruhe gegangen, saßen auf jeder Felsenleiste, jedem Vorsprung, aber schon waren die Vorbereitungen getroffen, ihren Schlummer zu stören. Die Kanone des Dampfers, gegen das größte Gewölbe gerichtet, wurde abgefeuert. Die Festung erbebte in dem krachenden Widerhall:

„Then rose a shriek, as of a city sacked" —

ein Schrei, so wild, durchbohrend, verwirrend, vieltausendstimmig, daß er mir noch heute in den Ohren tönt. Mit dem Schrei kam ein Rauschen, wie von einem Sturm im Walde; eine weiße Wolke brach aus dem hohlen Thorweg, wie der Rauch eines antwortenden Geschützes, und in einer Secunde war die Luft von Vögeln erfüllt, so dicht, als die Blätter im Herbste liegen, und erbebte von einem allgemeinen gellenden Geschrei. Ein zweiter Schuß, gefolgt von einem zweiten Aufschrei und einer Entladung aus den andern Höhlen zur Antwort, verfinsterte fast die Luft. Das Schwirren, Rauschen und Schreien der Vögel, die über unsern Häuptern kreisten oder wie dicke Schneewolken auf das Wasser niederfielen, war wahrhaft entsetzlich. Es konnten wohl nicht weniger als 50,000 auf einmal in der Luft sein, während gleich viel an der Außenseite des Felsens hingen oder aus der Tiefe der Gewölbe hervorschrien. Einem solchen „indignation meeting“ hatte ich noch nie zuvor beigewohnt, aber wie bei so vielen andern, die ich sah: die Zeit zum Handeln war vorüber, ehe man sich entschlossen, was zu thun sei. [161]

11. Leben in Stockholm.

[Bayard Taylor.]

Die Schweden sind stolz auf Stockholm, und zwar mit Recht. Keine europäische Hauptstadt (?), mit Ausnahme von Constantinopel, kann sich einer so malerischen Lage rühmen, und keine bietet eine so große Abwechselung von schönen Ansichten. Die Reisenden nennen es gern das „Venedig des Nordens“. Die Stad oder eigentliche Stadt umfaßt drei Inseln, welche in der Mündung der schmalen Enge liegen, wodurch die Gewässer des Sees, nachdem sie 100 Meilen aus dem Westen gekommen sind und auf ihrem Laufe die Ufer von 1300 Inseln bespült haben, sich in den äußern Archipel ergießen, der das baltische Meer genannt wird. Auf der größten dieser Inseln wurde nach der Sage Agne, König von Schweden, mit seiner eigenen goldenen Kette von der finnischen Prinzessin Skiolfa, die er gefangen genommen hatte, erdrosselt. Dies war vor 1600 Jahren, und eintausend Jahre später baute Birger Jarl an derselben Stelle die Feste, aus welcher Stockholm entstanden ist.

Diese Insel und der benachbarte Riddarholm oder Ritterinsel enthält alle die historischen Spuren der Stadt und fast alle ihre merkwürdigsten Gebäude. Die Thürme der Storkyrka und der Riddarholmskirche erheben sich hoch in die Luft. Die dunkelrothe Masse des Riddarhus, oder Ritterhauses, und die weißen Thürmchen und Vierecke des Zuchthauses sind weithin sichtbar unter den alten, weißen, mit Ziegeln gedeckten Häusermassen, während der hervorragendste Gegenstand bei jeder Ansicht von Stockholm das Slot oder der königliche Palast ist. Auf einer ungeheuren Granitterrasse als Grundlage stehend, erhebt sich ein großes Viereck mit Flügeln, die im Allgemeinen dem Palast Pitti in Florenz gleichen, über die ganze Stadt, die es wie mit einer Mauerkrone schmückt. Die keusche und einfache Majestät dieses Gebäudes und seine bewundernswürdigen Verhältnisse machen dem Auge, das beständig darauf hingezogen wird, als Mittelpunkt ein beständiges Vergnügen und halten es dadurch ab, auf den etwaigen unharmonischen, öden, häßlichen Zügen zu weilen, die auf dem allgemeinen Bilde vorkommen mögen.

Prächtige Granitbrücken verbinden die Inseln mit der nördlichen und südlichen Vorstadt, deren jede von viel größerer Ausdehnung ist, als die eigentliche Stadt. Der Palast liegt unmittelbar gegen die Norrbro oder nördliche Brücke. Die große Durchfahrt von Stockholm, welche nach dem Platze Gustav Adolphs führt, ist zu beiden Seiten von dem Palaste des Kronprinzen und dem Opernhause begrenzt. Die nördliche Vorstadt ist das vornehme Quartier und enthält die hübschesten Privatwohnungen. Der Boden erhebt sich allmälig aus dem Wasser, und da man sehr wenig Rücksicht darauf genommen hat, Stufen zu machen, so folgen die Straßen den Wellenformen der niederen Hügel, über die sie führen, erheben sich zu den Windmühlen auf den äußeren Höhen, und sinken in

die dazwischen liegenden Thäler hinab. Die südliche Vorstadt indeß ist ein einziger langer Hügel, an dessen steilen Seite die Häuser reihenweise hinanklimmen, bis sie die Kirche der heiligen Katharina erreichen, welche den höchsten Gipfel krönt. Vor der Stadt, das heißt nach Osten und nach dem baltischen Meere hin, liegen zwei andere Inseln, die fast ganz von dem öffentlichen Park und den Sommervillen der reichen Stockholmer eingenommen sind. Seine natürlichen Vorzüge stellen denselben über alle Parks Europas. Selbst im April, wo noch kaum ein Zeichen des Frühlings zu sehen war, zogen seine Klippen von grauem Gestein, seine wogenden Wiesen von braunem Grase und seine ehrwürdigen Eichen mit ihren ehernen Stämmen und ihren knorrigen Aesten, nach allen Seiten mit der Aussicht auf eisfreies Wasser, täglich Hunderte von Besuchern herbei.

An jenen langen goldigen Abenden, welche einem unendlichen Zwielicht folgen, wo die Birke ein Netz von Silber und Grün ist und die Wiesen mit den prächtigen Feldblumen des Nordens besäet sind, müssen diese Labyrinthe von Land und Wasser wahrhaft bezaubernd sein. [161]

---

12. Fahlun und Dannemora.

[F. v. Gall, J. Hahn-Hahn.]

Schwedens Schätze liegen unter der Erde. Wer kennt nicht die Namen Fahlun und Dannemora? Dalarne's Hauptstadt trägt einen ganz eigenen Charakter. In ihrer Nähe ist Alles wüst und todt. Man sieht nichts als braune Schlacken, neben welchen kaum ein Grashalm hervorkeimt. Dunkle Rauchwolken ziehen einen kaum durchsichtigen Flor über die Einöde. Hier und dort erscheinen dampfende Erdhaufen, während eine Anzahl größerer und kleinerer Kupferschmelzen Feuer ausspeiet. Die Gebäude der Werke und alle sie umgebenden Hütten der Arbeiter sind vom immerwährenden Qualm und Rauch so geschwärzt, daß kein Schimmer einer andern Farbe sichtbar wird. Aus der Mitte der Stadt erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe eine bedeutende, mit Kupfer gedeckte Kirche.

Fahlun liegt in einem ziemlich engen Thale zwischen dem Wargen- und Runnsee. Die Stadt hat etwa 5000 Einwohner. Mitten hindurch fließt ein kleiner Fluß. Die Straßen sind größtentheils gerade, die Häuser theils von Stein, theils rothe Blockhäuser. Eine unter dem Volk verbreitete Sage leitet die Entstehung der Kupfergruben von den Zeiten Salomonis her; nachweislich haben sie allerdings schon vor 500 Jahren bestanden. Gegenwärtig werden die Minen auf Rechnung von Privatpersonen bebaut.

Nachdem man sich durch den erstickenden Schwefeldampf der erwähnten Erdhäuser hindurchgearbeitet, wo das rohe Erz zum ersten Male durch Ausbrennen gereinigt wird, gelangt man an die Tagöffnung der Grube, welche man die große Pinge nennt. Dieser mächtige Schlund von 1200 Fuß Länge, 600 Fuß Breite und 180 Fuß Tiefe, mit vollkommen schroffen Wänden, entstand durch mehrere Grubeneinstürze. Fünf große, von Wasser getriebene Winden umgeben den Rand des Schlundes und fördern das Erz aus verschiedenen Schachten zu Tage. Von diesen Schachten ist der über 1000 Fuß messende Adolph Friedrichs-Schacht der tiefste. Dicht an dem Abhange steht ein kleines Haus, wo immer mehrere Arbeiter mit den Kienfackeln beschäftigt sind. Diese bestehen aus einem armlangen Bündel von dünnen, gespaltenen, dürren Tannenholz-Spänen, welche durch eiserne Reifen zusammengehalten werden. Aus jenem Hause steigt man im Grubenkittel bei Fackelschein die ersten 180 Fuß auf Treppen hinab und befindet sich nun auf dem Boden der großen Einsenkung. Hier sind nur wenige Arbeiter damit beschäftigt, Schwefelkies von dem frei liegenden Gestein abzusprengen. An einigen Stellen führen unterirdische Gänge oder Stollen in den Berg. Nachdem man die ganze Breite des Schlundes durchwandert, steht man am Haupteingange zu den Minen. An die Stelle der Treppen kommen bald Leitern, auf denen man bis zum Boden der oberen Grubenabtheilung niedersteigt. In den mit Fackel- und Pulverdampf angefüllten Gängen ertönte nur das Geheul der Aufförderungsmaschinen und hie und da hallten die auf den Ambos fallenden Hammerschläge einer funken-

sprühenden Schmiede. Oft wurde die Dunkelheit eines langen Ganges durch die entfernte Fackel von Arbeitern mit flackerndem Lichte erhellt. Die Luft war drückend warm; zuweilen wehte Zugwind. Nach einer halbstündigen Wanderung gelangten wir an den bis in die unterste Tiefe gehenden Adolph Friedrichs-Schacht. Hier an dem Abgrunde des viereckigen Schachtes stehend, der wohl 30 Fuß im Durchmesser hat, sollte mir ein seltenes, schönes Schauspiel zu Theil werden. Auf den Ruf des Obersteigers wurden auf die um den Rand des Schachtes laufende Galerie einige 20 brennende Fackeln gelegt, deren Schein den obern Theil des finsteren Schlundes hell erleuchtete. Allmälig trennten sich brennende Kohlen von den Fackeln und senkten sich im leichten Feuerregen. Auf einen abermaligen Ruf des Obersteigers schleuderten die Arbeiter die Fackeln nacheinander in den Abgrund, nachdem sie zuvor einen Schlag gegen die Galerie gethan. Dadurch ergoß sich nun ein Strom von tausend Kohlen und Funken, mit dazwischen flammenden Spänen und Brandwirbeln, und erleuchtete so den schaurigen Riesenschlund in seiner ganzen, über 1000 Fuß messenden Tiefe. Gleichzeitig dröhnte durch die Minen der dumpfe Donner der Sprengungen. Allmälig versiegte der Feuerstrom, einzelne Funken schwebten noch hinab, dann wurde es oben wieder finstere Nacht, während unten am Boden, bergetief, wenige brennende Späne wie entfernte Lichter verglühten. — Ich fuhr noch in eine andere Grube, deren unterste Gänge schmaler und sehr naß sind. Hier setzt sich der Vitriol in einer verhärteten, beinahe durchsichtig grünen Masse an und wird alle vierzehn Tage abgebrochen. — „Es freue sich, wer da oben athmet im rosigen Licht!“ Das war mein Gedanke, als ich wieder an der Oberfläche der Erde auftauchte und die balsamische, von der Sonne erwärmte Luft einathmete.

Das zweite weltberühmte Bergwerk Schwedens ist jenes von **Dannemora**. Die Ausbeute an Eisen beträgt alljährlich ungefähr 280,000 Centner. Dieses Eisen gehört zu dem besten der Erde und steht daher in sehr hohem Preise. Eigenthümlich wie bei Fahlun ist auch hier die Lage des Bergwerkes. Die Umgegend ist so flach, groß und weit, daß man sich nicht in der Nähe eines Bergwerkes glauben kann; allein man ist es! Rings um Dannemora giebts keine andren Berge, als die, welche aus Schlacken und Steinen aus der Grube aufgeworfen sind. Dies berühmte Bergwerk einigermaßen anschaulich zu machen, ist wirklich sehr schwierig, weil es ganz von der Vorstellung abweicht, die man sich von einem solchen macht. Ich wenigstens war ganz verwundert, keine Höhle zu finden, sondern einen weiten Abgrund, an dessen Rand man hinantreten und bis auf seinen Boden blicken kann. Es versteht sich, daß Rand, Boden und Wände nicht so glatt und eben wie die eines Zimmers sind. Mit einem Steinbruch, wo statt des hellen Gesteins schwarzes Erz gesprengt wird, hat es große Aehnlichkeit, nur mit dem Unterschiede, daß ein Steinbruch sich gewöhnlich auf einer Seite an einen Berg lehnt, und daß dies in die Erde hineinsinkt wie ein weiter Krater. Die größte Tiefe ist 540 Fuß; an anderen Stellen beträgt sie nur 300 bis 400. Nicht gleichmäßig ist die ungeheure Grube ausgesprengt, an der man nun schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert arbeitet. Hügel, Blöcke, Pfeiler, Bogen sind stehen geblieben wie Ruinen eines Cyklopen-Palastes, und auf ihnen kriechen die Arbeiter herum und sehen von oben herab nicht größer aus als Mäuse. Sie tragen nicht die deutsche Bergmannstracht, sondern die gewöhnliche des gemeinen Mannes in Schweden, Jacken von grobem Tuch, Leinwandbeinkleider, plumpe Schuhe. Einige wenige Schachte sollen von der Tiefe aus horizontal ins Erdreich hineingehen; das kann man von oben herab nicht wahrnehmen, aber daß der Boden an einigen Stellen mit Wasser, an andern mit Eis bedeckt ist — sehr genau. Rund um den Rand der Grube ist eine Art Pavillons erbaut, in denen Pferde die Räder drehen, welche Eimer in die Tiefe lassen und wieder emporwinden, nachdem die Arbeiter sie mit Erz gefüllt. Man hat versucht, statt der Pferde eine Dampfmaschine anzuwenden, aber es kostbarer gefunden und darum wieder aufgegeben. Die Eimer hängen an Stricken von Hanf oder Eisendraht, auch an Ketten; und Leitern von Ketten für die Arbeiter hängen von einem Vorsprung, von einer Klippe zur andern; daran klettern sie behend hinab und herauf. In die Tiefe müssen sie im Eimer fahren. Es ist ein schwindelerregender Gedanke, sich von der Spitze des Straßburger Münsters in einem Eimer auf die Erde zu lassen; und hier ist die Reise noch länger als vom Straßburger Münster. Gefahr ist übrigens nicht im Allergeringsten dabei.

In alten Zeiten sind die Minen von Dannemora auf Rechnung des Staats bearbeitet wor-

den. Im Jahre 1627 nahm Louis de Geer, ein Holländer, sie in Pacht, kaufte sie später, und durch Vergrößerung und Zertheilung sind sie jetzt Eigenthum von elf Privatpersonen, unter denen Graf de Geer den ansehnlichsten Theil besitzen und dadurch der reichste Edelmann in Schweden sein soll. Das Eisen gilt für das beste in der Welt. Es wird Alles nach England verkauft, um dort zu den allerfeinsten Stahlwaaren verarbeitet zu werden. Dreihundert Arbeiter werden in den Minen beschäftigt. Die Arbeiten sind so ansehnlich, daß man jährlich 120 Centner Pulver zu den Sprengungen verbraucht. Es wird hier nicht, wie in anderen Bergwerken, Nachts gearbeitet, und die Leute haben auch nicht die matte Farbe, die der Bergmann so leicht durch sein unterirdisches, licht- und luftloses Leben bekommt. [39. 56]

---

13. Die Waldprovinz Jemtland in Schweden.

[Th. Mügge.]

Jemtland, die alte norwegische Provinz, hat in Leben, Sitten und Gewohnheiten ihrer Einwohner gar Vieles noch mit dem Mutterlande gemein. Die Sprache ist der norwegischen ähnlicher, als in irgend einem andern Theile Schwedens. Es sind dieselben Blockhäuser, gedeckt mit Birkenrinde und Baumstämmen, dieselbe Treuherzigkeit und Einfachheit, dieselbe Armuth und Ehrlichkeit, dieselbe Einsamkeit des Landes und dasselbe Naturleben, dem sich das Leben der Menschen anschließt. Einzelne Höfe liegen mitten in den unendlichen Gewinden des Waldes, und meilenweit kann man fahren, ehe der Rauch aus einer Hütte am Wege steigt oder der Schlag einer Axt gehört wird. Erst wenn man tiefer hinabkommt, merkt man mehr und mehr den Einfluß, welchen die schwedische Herrschaft auf dies Hirtenvolk geübt hat. Man sieht Soldaten, man sieht Beamte in Uniformsröcken, man erkennt die Standesunterschiede, und das höfliche Volk knixt und grüßt, wenn es vorübergeht, mit einer gewissen Art, die wie Demuth und Unterwürfigkeit aussieht. Tiefer nach Schweden hinein, in dem alten Norrland, in Helsingland und Dalekarlien, sind die Bauern oft keineswegs so freundlich und höflich gegen den Reisenden. Ein trotziger Ernst liegt meist auf ihren Gesichtern, mürrisch thun sie, was sie müssen, aber jedenfalls auch nicht mehr als das. In Jemtland giebt es dagegen viel fröhliche und dienstfertige Leute; es ist ein gutes, mildes Volk, das in diesen waldigen Bergen wohnt.

Abends in den Herbergen auf den Stationen gab es zuweilen nichts als Fladbröd, kaum ein wenig Butter und einige Kartoffeln. Der Reisende muß hier etwas Proviant mit sich führen, wenn er nicht hungern will, bis er jenseits Öresund und auf der großen Straße am Meere manche recht wohl eingerichtete Gärds findet. Die Regierung hat dafür gesorgt, daß überall Räume für die gastliche Aufnahme in Stand gehalten und mit Betten und Geräthen versorgt werden. In dem armen oberen Jemtland kann dies jedoch nicht immer genügend der Fall sein. Dafür hat der Reisende dort immer ein schönes, helles Feuer, Holz im Ueberfluß, freundliche Gesichter, und er läßt dankbare Menschen zurück, wenn er ihnen bei der Abreise eine Vergütung reicht, die halb so groß als in Norwegen ist.

Der Kamin in Jemtland mit dem hellen, lebendigen Holzfeuer ist außerordentlich erquickend für den müden, halb erstarrten Wanderer. Man kennt keine Oefen hier, welche in Schweden sehr gut eingerichtet und auf Holzersparniß berechnet sind. Die Familie sitzt um den Heerd; lange Stücke von Fichtenholz, im Winkel aufgestellt, schlagen ihre Flammen so hoch hinauf, daß die Funken über den Schornstein sprühen. Brennen die Scheite nieder, so werden frische aufgelegt, man hat ja genug davon, und so geht es den Abend über fort. Das Feuer spart auch jede sonstige Erleuchtung des Raumes, und gar kein übler Anblick ist es, wenn man Abends durch die Weiler am Wege fährt und fern und nah die großen Flammen aus den Hütten leuchten sieht. Im Zimmer des Reisenden ist auch ein Kamin, in welchem er die Flamme nährt, so lange er will. Sind die Lehmsteine gehörig durchgeheizt, so ist oben am Rauchfange eine Klappe, die, wenn die Flamme erlischt, zugezogen wird. Dann hauchen die

heißen Wände ihre Wärme aus und geben dem kleinen Raume die nöthige behagliche Temperatur. Wie unvollkommen eine solche Art der Zimmererwärmung ist, liegt zu Tage; in keinem anderen Lande würde man sie anwenden mögen als hier, wo das Holz zu Bergen am Wege liegt. Je näher der Küste, je mehr hört diese Verschwendung auf. Denn Schweden, so reich auch Jemtland und ein großer Theil der Provinzen an Holz sind, ist doch eigentlich kein holzreiches Land, weil dieser Reichthum zum Theil unnütz, zum Theil sehr verschieden vertheilt ist. Der Süden ist vielfach abgeholzt und hat manchen Orts Mangel an Brennmaterial; für Stockholm muß dies weit zu Schiffe und sogar von Finnland herübergebracht werden; denn von den Wäldern des alten Schwedens, welche einst viele Tagereisen weit das Land bedeckten, ist meist wenig oder nichts mehr übrig.

Vielfach sind dies die Folgen gedankenloser Waldverwüstungen, aber glücklicherweise hat man im Jahre 1825 den Anfang mit einer geregelten Forstcultur gemacht, welche dem Uebel Einhalt thun wird. Es ist ein Forstinstitut errichtet worden, Baumschulen sind angelegt und eine regelmäßige Schlagwirthschaft in den Staatswaldungen ins Werk gesetzt, deren Vortheile den Gutsbesitzern zu einleuchtend sind, um nicht nach und nach auch von ihnen befolgt zu werden. Bei Alledem wird es lange Zeit brauchen, in einzelnen Gegenden den Mangel zu beseitigen, den Ueberfluß aber, den verschiedene Provinzen besitzen, andern zuzuführen.

Norwegen treibt einen äußerst wichtigen Holzhandel, in Schweden ist dieser unbedeutend, eben weil die Küstenwaldungen niedergeschlagen sind. Man hat berechnet, daß auf den 2000 Quadratmeilen Waldboden, welche noch vorhanden sind, ein dreimal größerer Holzvorrath producirt werden kann, als man verbraucht; allein eben die Lage der Wälder und die schlechte Wirthschaft der Waldbesitzer vereiteln die vollständige Benutzung. So ist man denn endlich dahin gekommen, die Ausfuhr von Brennholz ganz und gar verbieten zu müssen, und ein Land, das wenigstens viermal so viel Wald hat, als Preußen, kann bei weitem nicht den Vortheil davon ziehen, wie dieses. Das bedenkt man freilich nicht, wenn man die endlosen Wälder Jemtlands sieht, doch dieser Boden ist, wie ein großer Theil Schwedens, von der Natur bestimmt, Holz zu tragen. Wenn die Grundbesitzer in den dem Meere näher liegenden Landstrichen die Vortheile der Waldcultur gehörig ins Auge faßten, würden sie mehr Gewinn daraus ziehen, als aus dem Ackerbau, der hier im Norden immer zweifelhaft sein wird. Man nimmt gewöhnlich an, daß auf sieben Jahre drei gute Ernten, drei mittelmäßige und eine Mißernte fallen, allein im Norden kommen wohl mehr schlechte als gedeihliche Jahre vor: die armen kleinen Felder in Jemtland, welche so mühsam in den Wäldern reifen, werden sicher weit häufiger von Mißwachs heimgesucht. Wenn die klaren, kalten Augustnächte kommen, ist Alles in Angst. Dann werden auf der Windseite große Feuer angezündet, so daß Rauch und Hitze über die Felder streichen und den eisigen Reif abwehren. Der Mensch kämpft auch hierin oft glücklich gegen die Natur und benutzt das Holz, das sie mit der einen Hand ihm gab, um die andere drohende von sich abzuwenden. Bei kleinen bebauten Flächen mag das wohl angehen, größere zu schützen reicht die Menschenkraft nicht aus, und wenn man bedenkt, daß hier der Winter zuweilen bis in den Mai dauert, es auch schon vorgekommen ist, daß am Johannistage die Seen noch fest gefroren waren, so wird man leicht einsehen, daß vom Bau der Cerealien überhaupt nicht viel die Rede sein kann. Kartoffeln, Gerste, Hafer und ein wenig Roggen gedeihen allein. Viehzucht ist eine andere Quelle der Erhaltung und Ernährung der Einwohner. Bei der geringen Bewohnerzahl und dem Mangel an Absatzwegen für die Producte derselben ist sie jedoch auch nicht beträchtlich. Jemtland ernährt gegen 10,000 Pferde, 30,000 Kühe, 40,000 Schafe und wenigstens eben so viele Ziegen, die in den Wäldern am leichtesten sich erhalten, da man wenig darnach fragt, welchen Schaden sie anrichten. Im Ganzen ist der Viehstand Schwedens nicht so bedeutend, daß seine Erzeugnisse Handelsproducte sein könnten. Viel Fleisch und Talg kommt von Finnland herüber, und Schweden ist und bleibt für einen wichtigen Theil nothwendiger Nahrungsmittel seiner ehemaligen Provinz tributpflichtig, welche jetzt russisch ist. Finnland ist ihm noch immer nothwendig und unter allen Verlusten, die es erlitten hat, brennt diese Wunde am tiefsten fort und hält den Schmerz wie das Verlangen und die Gefühle des Hasses wach. Schwedens Trennung von Finnland ist eine unnatürliche, denn beide Völker stehen sich nahe durch Religion, Sitten, Gesetze, Einrichtungen, langhundertjährige Verbindung und gegenseitigen Austausch der Natur-

und Handelsproducte. Die Finnländer werden nie Russen werden, so wenig wie die Deutschen an der Ostsee.

Zu den Uebelständen, welche das Aufblühen einer großen Viehzucht in Schweden hindern, unter denen auch die Erhaltung der Heerden während des langen Winters keiner der geringsten ist, kommt der jährliche Schaden, welchen zahlreiche Raubthiere anrichten. Es giebt in den Gebirgen, Haiden und Einöden viele Bären, Wölfe, Luchse und Füchse, weit mehr als in Norwegen, und diese fallen, aus ihren Verstecken hervorbrechend, häufig auf das weidende Vieh, das sie verwunden und zerreißen. Im Jahre **1827** wurden nicht weniger als **36,510** Hausthiere von ihnen getödtet, deren Gesammtwerth **131,091** Thaler betrug. Im Jahre **1838** wurden **11,600** Raubthiere getödtet, darunter **98** Bären, **325** Wölfe, **186** Luchse, **5796** Füchse.

Schließt man aus dieser Masse von räuberischen Geschöpfen auf das Land zurück, so sieht man wohl, daß Wildniß genug vorhanden sein muß, wo sie ungestört sich vermehren und wohnen können. Die Raubthiere sind aber keineswegs etwa auf den Norden beschränkt; sie sind auch im Süden, mit Ausnahme der Bären, häufig; häufiger in Calmar und Gothland, als in Jemtland; denn in den bewohnteren Gegenden haben sie mehr Gelegenheit zum Raub, als hier, wo der Arme seine wenigen Thiere mit größerer Sorge überwacht. Bei diesem Zustande, kämpfend mit der Natur und kämpfend mit den wilden, starken Räubern, muß der Mensch sich selbst wenigstens immer einen Theil seiner ursprünglichen Kraft und Kühnheit erhalten. Das findet man auch in Schweden meist überall. Der Bauer ist in seiner bittern Armuth unter dem Druck der Verhältnisse doch von hohem und starkem Gliederbau, schnell und gelenkig, voll Rüstigkeit, gesund und voll muthigen Sinnes. Oft greift er allein, mit Speer und Messer bewaffnet, ohne Feuergewehr, den Bären an und wird seiner Meister. Will man die ganze Rührigkeit der Schweden kennen, so muß man im Winter zu ihnen kommen. Der Winter mit seiner leuchtenden Schneedecke verbindet, wie in Norwegen, die Menschen und bringt sie sich näher. Die Schlitten jagen über das ganze Land, Jagden und Lustbarkeiten giebt es überall, in seinen Pelz gehüllt, achtet der Landmann den Frost nicht, und wie oft haben die Schweden gegen Dänen und Russen Winterfeldzüge gemacht und auf dem Eise der gefrorenen Seen, selbst auf dem festen Spiegel des Meeres Schlachten geliefert. Der Winter ist stärkend und belebend für die Kinder des Nordens; er ist mit ihnen befreundet und paßt für ihre Körper.

Noch immer ist auch der Schafpelz die Nationaltracht, in welcher der Bauer den größten Theil des Jahres erscheint und für die er jetzt nur in der heißen Sommerzeit die Tuchjacke anzieht. Früher kannten die Schweden kaum eine andere Bekleidung. Gustav Adolphs siegreiches Heer durchzog in Schafpelzen das deutsche Land, aber es saßen Wölfe darin, von denen unsere Bücher und Chroniken noch viel zu sagen wissen. „Daß dich die Schweden kriegen!" ist ein bleibendes Drohwort aus jener argen Zeit, und: „Herr, bewahre uns vor den Schweden!" eine Schlußformel vieler alten Kirchengebete. [**103**]

---

14. Die Lappländer.*)

[A. Pancritius.]

Die Lappländer gehen fast nie zum Ackerbau über. Diese schwedischen Hinterwäldler leben bei schwerer Arbeit dürftig, gehen oft ganz zu Grunde und gelangen sehr selten zu einem einigermaßen beträchtlichen Wohlstande. Das Land ist nicht sehr dankbar. Oft reift die Saat nicht und man kann die Körner nur am Feuer gedörrt zur Nahrung brauchen, muß die neue Saat aus den Städten kaufen. Man bereitet das Brod aus den innersten weißen Lagen der Fichtenrinde und es kostet ziemlich viel Mühe, bis sie gespült, geklopft, getrocknet, pulverisirt und mit Mehl — oft nur mit Aehrenspitzen vermischt, zu dünnen Fladen gebacken werden kann. Der Geschmack ist, wenn man reichlich Butter dazu nimmt, nicht unangenehm. — Kein Acker-

*) S. hierzu ergänzend die Schilderung eines „russischen Lappendorfs" unter „Rußland", S. 307.

stück nährt die Arbeiter, die zu seiner Bestellung erforderlich sind. Die Viehzucht, die Jagd und der Fischfang müssen aushelfen. Der Lappländer jagt mit Beharrlichkeit nur den Wolf, der oft mordend in seine Heerden fällt, während der Bär sich mit seiner fortschleppbaren Beute begnügt. Die Lappen verfolgen das furchtsame Thier auf Schneeschuhen oft tagelang und bedienen sich zu seiner Erlegung nur des Spießes und allenfalls des Knittels. Der Bär wird geschossen und ist weiter nicht gefährlich. Wenn man einzeln jagt, so muß man den Kampf vermeiden oder ganz sicher sein, daß der erste Schuß vollkommen tödtlich ist. Eine Umarmung des grimmigen Thieres, das unverwundet nie angreift, ist für den Menschenbau zu gewaltsam. Man erzählt manch schauerliches Abenteuer vom wilden Ringen zwischen Bär und Jäger — es mag wohl viel Jagdgeschichtliches darunter sein. Die Lappländer führen lange Büchsen von sehr kleinem Kaliber, fast wie die türkischen geschaftet und oft am Kolben hübsch geschnitzt und eingelegt. Sie sind sehr gute Schützen. Der Bogen ist wenig mehr üblich, obgleich die Meisten noch damit umzugehen verstehen. Die Schneehühner werden zahlreich in Schlingen gefangen. Das wilde Rennthier ist sehr scheu und flüchtig. Zahme Thiere, die versprengt werden oder sich verlaufen, schließen sich den wilden Heerden an und werden ganz wild. Man hat schon oft solche Thiere erlegt, die durch das Hauszeichen an den Ohren als früher gezähmte kenntlich wurden. Ists dem Jäger erst gelungen, eine Heerde bis auf Schußweite zu beschleichen, so kann er seiner sicher sein, es müßte denn das verwundete Thier in einen Abgrund stürzen, was wohl mitunter vorkommt. Der Bewohner dieser Gegenden ist entschieden auf animalische Nahrung gewiesen. Linné's Idee, eine einheimische Grasart, deren Körner etwas mehr Mehlgehalt zeigten, im Großen anzubauen, hat sich nicht ausführen lassen. — Der Fischfang in Seen und Flüssen ist in gewissen Jahreszeiten ergiebig, wird aber schlecht betrieben. Nach der Grenze der zweiten Region zu hört der Ackerbau mit Ausnahme der ganz ins Gebirge geschnittenen Thäler auf. Die äußersten Anbauer, die oft mehr als eine Tagereise von ihrem Nachbar, wenigstens von ihrer Kirche entfernt wohnen, sind Fischer und Jäger. Die Weiber bestellen daheim ein kümmerliches Landfleckchen rings um das Balkenhaus. Die schwarz verkohlten Baumstumpfen ragen aus dem spärlichen Getreide fast schauerlich hervor. Die Kartoffel gedeiht so ziemlich. Ganz unfruchtbar ist vielleicht nur das Gebirge. Die Sumpfstrecken könnten durch Canäle und Bohrungen vielfach trocken gelegt werden, die schwarze Moorrinde giebt ein hartes, aber reichliches Heu, das nebst Birkenblättern die Hauptnahrung der Pferde und Kühe im Winter bildet. Im Sommer häuft sich die Arbeit sehr, und man braucht die langen Tage vollständig. Während der langen Winternächte wird mancherlei Hausgeräth gearbeitet, das oft von Geschicklichkeit und Kunst zeugt, Handel wird damit nicht getrieben. Der Flachs- und Hanfbau geht ziemlich weit hinauf. Die norrländische Leinwand ist beliebt und oft recht fein. Im Allgemeinen ist die Saatzeit Mitte Mai und die Ernte Ende Juli. Unter günstigen Umständen ist in sechs bis sieben Wochen Alles überstanden. — Die Fischlappen pflegen einige Rennthiere zu halten, die sie ihren nomadisirenden Brüdern zur Hütung anvertrauen. Das Rennthier hält sich nur in größeren Heerden, und eine Zahl geringer als etwa zweihundert vermindert sich schnell. Das Leben der Fischlappen ist nicht angenehm. Sie fangen besonders reichlich eine Lachsart, dort Sik genannt. Was sie nicht frisch verzehren, wird getrocknet und hält sich dann lange. Sie führen ihren Vorrath im Reisebeutel mit sich. An der Lagerstelle hocken sie ums Feuer, stecken ihre Fische einzeln an Zweige und rösten sie an der Glut. Es ist, wenigstens für unsern verwöhnten Gaumen, ein unschmackhaftes Gericht. — Sie haben zwar feste Wohnungen, aber diese Baracken von Brettern und Zweigen sind viel weniger wohnlich als ein ordentliches Lappenzelt. Wenn sie an ihre bestimmten Seestellen auf den Fang ausziehen, so errichten sie nach der Windseite zu eine dachartige Strauchwand, zum Schutz für das Feuer. Wohlhabendere haben auch wohl ein Zelt für solche Fälle. — Diese Lappen wohnen meist einzeln und sind ungesellige Leute. Nur zu größern Fischereien verbinden sie sich mitunter. Dem Gaste ihr Brod zu brechen, fällt ihnen nicht ein. Sie backen aus Fischen und Fichtenrinde eine Art fast ungenießbaren Brodes. Nur wenn der Reisende mit der Flasche in der Hand zu ihnen kommt, findet er Aufnahme. Ein Jukastaka, d. h. ein Schluck, macht ihn zum lieben Bekannten. Die Gastfreundschaft der Araber, die unter Palmen in glühendem Wüstensande wohnen, findet man nicht, wo die Lappen hausen, unter düsteren Fichten auf Eis

und Schnee. Mit schwedischen Redensarten, mit Silbergeld und mit Branntwein muß man in Lappland versehen sein, wenn man weiterkommen und nicht in ernstliche Gefahr gerathen will. Selbst von den Berglappen verstehen viele schwedisch und die meisten sprechen die bei ihnen so genannte Bürgersprache, d. h. ein Gemisch ihrer eignen mit allerlei Wörtern ihrer Nachbarn. Papiergeld nehmen sie sehr ungern, Kupfer gar nicht, aber das schöne schwedische Silbergeld reizt sie, vor Allem die großen blanken Speciesthaler, die man in Schweden selbst fast nie zu Gesicht bekommt. — Aber Branntwein! Man wird wie ein Freund aufgenommen, man wird mit dem Besten bewirthet, was die Gamme bietet, man wird am Ende gar besungen. — Ich werde mich eines solchen Schauspiels immer erinnern, als die Rumflasche in ihrem Kreise herumging und sich ein Concert anhob, das man bei vernunftbegabten Menschen nicht erwarten sollte. Jung und Alt, Mann und Weib kauerte im Kreise um das dampfende Mückenfeuer. Die Flasche kreiste, so lange ein Tropfen darin war. Sie nickten sich mit seliggrinsenden Gesichtern zu, die höchste Befriedigung spiegelt sich in allen Augen. Die Unterhaltung wird reißend lebhaft, bis sie ins Musikalische übergeht. Die Sprache der Lappländer ist eben nicht wohlklingend, wenn die Schweden auch mit ihrer Redensart arg übertreiben, daß, wer lappisch sprechen will, erst bellen lernen soll. Es scheint, als ob Jeder nur seine eigene Melodie beachtet und seinen eigenen Text improvisirt, ja Viele kümmern sich offenbar gar nicht um Melodie und Sinn, gurgeln ihre beliebigen Worte oder stoßen unarticulirte Töne aus. Am Ende fiel Einer nach dem Andern um. Der Letzte lallte noch Einiges vom „braven Deutschen" — und legte sich zu den Seinen nieder. Es war ein unentwirrbarer Knäuel, um so wunderlicher verschlungen, da Jeder den Kopf unter das Gewand des zunächst Liegenden gesteckt hatte, um sich vor dem blutdürstigen Mückenschwarm zu bergen. — Die rothglühende Sonne stand über Schneebergen, Rennthiere kletterten daran umher. Ich saß an einem Felsblock und schrieb, einen zusammengebrochenen Hut auf dem Kopfe und einen großen Schleier umgewickelt, der, am Rockkragen befestigt, ein helmartiges Visir bildete.

Ich muß dabei aber bemerken, daß, je mehr die Lappen mit den cultivirten und raffinirten Küstenbewohnern in Berührung kommen, auch ihre Brutalität um so greller an den Tag tritt. Im Hochgebirge bewahrt jeder ordentliche Hausvater seinen Branntweinvorrath bis tief in den Winter hinein und spart ihn für Nothfälle oder zu festlichen Gelegenheiten, auch findet der Reisende da freundliche Aufnahme und es gilt bei ihnen das nordische Sprüchwort: „Wer Raum im Herzen hat, der hat auch Raum in der Gamme!" — Selbst eine Neigung für Poesie findet man bei diesen Naturmenschen. Sie gehen in der gewöhnlichen Rede bald in eine Art von rhythmischer Redeweise in halb singendem Tone über.

Im Winter ziehen die Alpenlappen bis in die Wälder hinab, im Sommer treiben Hitze und Mücken sie mit ihren Thieren nach den Bergen. Das Renn bleibt nicht in der Ebene, wenns zu warmer Jahreszeit kommt. Die Heerde macht sich sogar, wenn im Winter einmal ein Thauwetter eintritt, was freilich sehr selten geschieht, ohne den Führer auf den Weg. Mücken giebts übrigens auch da, wo der Schnee bis tief in das Jahr liegen bleibt. Das Renn wird besonders von zwei Arten Bremsen geplagt, die eine legt ihre Eier auf den Rücken, die andere in die Nasenlöcher. Es entsteht dadurch eine Beulenkrankheit, die oft sehr verderblich wird. Die Felle der um diese Zeit geschlachteten Thiere sind durchlöchert und nur zum Nachtlager brauchbar. —

Die Nähe eines ächten Lappenlagers kündigt sich schon von ferne an. Das Geklaffe der kleinen Hunde, das eigene Grunzen der Renne und der aufsteigende, sich nach den Seiten verbreitende Rauch sind weithin wahrnehmbar. Die Hütte selbst sieht sehr unregelmäßig aus, hat aber doch im Allgemeinen die Form eines abgestumpften Zuckerhuts. Es werden 16 bis 20 Stangen kreisförmig in die Erde gesteckt und oben zusammengebunden. Das Gestell wird mit Segeltuch oder Walmar oder auch mit Filz umhängt. Einige Stangen werden oben freigelassen, und so bildet sich auf die einfachste Weise die Rauchöffnung. Der Eingang ist mit einem dreieckigen Stück Tuch geschlossen. Die Zeltdecke liegt ringsum ziemlich weit auf der Erde, um die nicht im Innern aufbewahrten Gegenstände des Haushalts und etwaige Vorräthe gegen Wetter und andere Feinde zu sichern. — Oft wirft ein Sturm die ganze Herrlichkeit um, besonders im Winter, wenn die in den Schnee gesteckten Stangen noch nicht festgefroren sind.

Große Vorräthe schleppt der Lappe nicht mit sich, den täglichen Bedarf geben ihm ja die

Renne. Er geht alljährlich dieselben Wege und schlachtet und wintert sich immer an denselben Plätzen ein. Da baut er in Mannshöhe sein Vorrathshaus wie ein Vogelnest auf einen oben abgehauenen, entästeten Baumstamm. Ein an der Erde daneben liegender eingekerbter Baum kann als Leiter angesetzt werden. Hier werden Fleisch- und andere Vorräthe, auch die Kleidung der just nicht herrschenden Jahreszeit bewahrt gegen lüsterne Thiere. Ein Diebstahl ist in jenen Gegenden unerhört, der vorüberreisende Fremde nimmt dagegen ohne Scheu und ohne Tadel, was er zum Unterhalte braucht.

Wir heben die Thüre der Hütte auf und treten tiefgebückt ein. Es ist Mittagszeit. In der Mitte brennt am Boden ein Feuer von rohen Steinen eingeschlossen. An Ketten hängt von den Zeltstangen ein Kessel darüber. Der Rauch füllt den ganzen Raum und zieht sich behaglich aus dem obern Luftloch. Mücken giebts hier nicht. Nur Lappländer können hier ausdauern. Der Hausherr bereitet eben das Mahl. Er kocht Rennthiermilch, brockt Käse dazu, und würzt die Speise mit Rennthierblut. Er ist ein reicher Mann und guter Wirth, darum hat er auch Salz und etwas Mehl „zum Anrühren". Das ist die gewöhnliche Sommerkost. Brod zu backen ist dem Lappländer viel zu weitläufig. Er bedarf dessen auch nicht und muß im scharfen Winter namentlich vor Allem um sein tägliches Fleisch sammt dazu gehörigem Fett bitten. Da gehts dann hoch her; und es fehlt keineswegs an Delicatessen. Man bereitet Wurst, man kocht das Fleisch und röstet kleine Stückchen davon als Zwischenessen, taucht das Uebrige in das abgeschöpfte Fett und trinkt die kräftige Brühe; der Fischlappe begnügt sich mit dem Wasser, in dem er seine Beute kochte. — Man zerschlägt die im Sommer gesammelte Milch und läßt ein Stück im Munde zergehen, oder man schabt sich etwas mit dem Messer ab. Auch wird wohl ein Bär, ein Biber geschossen. Der Fjälllappe führt einen sehr kräftigen Tisch und hats viel besser als unser Landmann. — Tische freilich hat er nicht. Eine Matte, Dällo, von Birkenrinde wird auf die platte Erde neben das Feuer gebreitet. Es ist gegen ihre Sitte, vom bloßen Boden zu essen; selbst auf der Reise legt der Lappe wenigstens seinen Handschuh an die Erde, um darauf zu essen. — Rings um das Feuer am Rand der Hütte liegen die Schlafstellen, Birkenreisig mit Fellen bedeckt. Der Hausherr hat auch wohl ein mit farbigem Tuch besetztes Schaffell, das ihm als Kopfkissen dient. Die Schlafstätten dienen am Tage als Sophas. Dem Eingange gegenüber sitzt der Vater, neben ihm seine Frau, zur Seite die Kinder, gegenüber Dienstboten oder arme Anverwandte, die deren Stelle vertreten. Der Gast wird auf den Ehrenplatz zwischen den Eheleuten geführt. Man reicht ihm die Hand. Die sonst allgemein übliche Sitte des Nasenreibens wird ihm selten zu Theil. Die Leute riechen nicht zum besten, und die Bettellappen stinken sehr. Der Kuß ist nur unter manchen Verwandten üblich; bei den Besuchen, die sie namentlich im Winter auf Schneeschuhen einander abstatten, werden viele unnütze Redensarten gewechselt und das Nasenreiben nach Stand und Würde modificirt. — Vor und nach Tische wird barhäuptig und still und kurz gebetet. — Beim Vorlegen des Fleisches wird Allerlei beobachtet. Namentlich dürfen die Weiber von alter Heidenzeit her nicht Alles essen. — Am Eingange des Zeltes steht ein Wassergefäß, das fleißig benutzt wird. Das Wasser ist wenig kohlensäurehaltig, im Winter blos geschmolzener Schnee. — Nach dem Mahl reicht man sich die Hand, zuerst Mann und Frau und dann in der Reihe herum. — Nun waschen die Weiber das Geräthe, die hölzernen Teller und den Kessel. Die Löffel trägt man meistens bei sich; sie sind oft ganz artig aus hartem Holz oder Rennthierhorn geschnitzt oder verziert. — Dann wird Alles ziemlich ordentlich weggelegt. Der Raum ist zur Unordnung in der That zu enge. An den Stangen hängt auch Allerlei. Diese schwarzberäucherten, rundlichen Beutel sind Rennthiermagen, in denen man die Milch für den Winter aufbewahrt. — Man hat dazu noch kleine Holztönnchen, die, wenn die Milch gefroren ist, in der Mitte auseinander genommen werden.

Treten wir nun ins Freie! Der Lappe nimmt sein Fläschchen mit aufgelöstem Pech hervor und frischt den mückenfeindlichen Geruch seines Gesichts an, wie wir es etwa mit Eau de Cologne thun. Es ist Abend, obwohl die Sonne noch hoch am Himmel steht. Wir sind nun schon an den stetigen Tagesschein gewöhnt, der im Anfange sehr beschwerlich fällt, namentlich wenn man den Schnee vor sich hat. Der Lappe hat viel mehr Tag als wir. Die langen Dämmerungen, das Schneelicht, der Nordschein machen auch seinen sonnenlosen Winter fast beständig hell. Die Luftspiegelung ist so stark, daß man oft schon in Torneo am längsten Tage die

Mitternachtssonne beobachten kann. Bei warmem Wetter soll man die halbe Scheibe, bei kaltem wenigstens den obern Rand sehen. Besehen wir uns nun unsere Wirthsleute. Sie sind alle gleich gekleidet. Mann und Frau unterscheiden sich nur durch die Form der Kopfbekleidung, die bei dem Mann ein rundes Käppchen, bei der Frau etwas complicirter ist. Die verschiedenen Marken haben hierin ihre bestimmten Moden. — Den Körper deckt eine braune Blouse von Walmar, mit rothen und blauen Streifen besetzt. Der breite Gürtel von Leder ist mit selbstgezogenem Zinndraht gestickt, mit viereckigen Silberbuckeln verziert. Alles Silbergeräth muß klingeln und klappern, an Ringen, Bechern und Löffeln hängt allerlei Blattwerk und kleinere Ringkettchen. Dergleichen Zierrathen sieht man übrigens auch in schwedischen Provinzen. — Am Gürtel hängt das Messer in einer Scheide, ein Beutel mit Feuerzeug, Tabak der kurzen Pfeife von Eisen oder Holz, Tabaksdose u. s. w. Tabak raucht Jeder: Herr und Knecht, Mann und Frau, Vater und Kind. Auch allerlei sonderbare Sachen von unerklärlichem Gebrauch tragen sie am Gürtel, zum Theil gewiß Zauberamulete. Die Stiefel sind an die Hosen befestigt und haben vorn umgelegte Sohlen, was bei dem steinigen Terrain sehr zweckmäßig ist. Um die Schenkel wickelt sich der Komager, eine Lederkamasche, — in den Sumpfstrecken ganz unentbehrlich. Der Komager wird um die Knöchel so fest gebunden, daß nur ein Lappländer es ertragen kann, der blos davon seine dünnen Beine herbekommt. Statt der Strümpfe wird trockenes, weichgeklopftes Riedgras zwischen Hose und Haut gebracht. — Da man sich dort, wenns nöthig ist, ohne Scheu entkleidet, so darf ich noch hinzufügen, daß die Haut unter dem Walmar, der die Empfindung von Leinenzeug durchaus fremd blieb, bräunlich aussieht. — Die Weibertracht ist ganz ähnlich, nur von Rennthierfellen gemacht und doppelt. —

Wer, wie ich, fünf Fuß zehn Zoll mißt, ragt durchschnittlich über alle Lappen vor. Die Gesichtsbildung ist nicht schön; namentlich senken sich die Augen scharf nach der Nase, sind klein und entzündet. Das breite Gesicht läuft über die eingefallenen Backen in ein spitzes bartloses Kinn aus. Es giebt viele Augenkranke unter ihnen, im Alter werden sie oft blind und fast alle blinzeln beständig mit den Augen. — Die Lappländer erscheinen vielleicht auch kleiner, als sie eigentlich sind, weil sie etwas seitlich gebückt gehen, woran sie sich beim Skilaufen gewöhnen mögen. Die Figur ist schlank, ein Dickbauch selten; sie sind überaus gelenkig und behend, wenn sie es wollen oder müssen.

Abends, wenn die Heerde heimkehrt, ist Alles Leben und Thätigkeit. Man hört das eigenthümliche Knicken in den Fußgelenken der Renne schon von weitem. Es ist oft und sehr passend mit dem Geräusch verglichen worden, das der elektrische Funken beim Ueberspringen hervorbringt. Es rührt von einem länglichen Knochen unter dem Horn des Hufes her, der einige Aehnlichkeit mit dem sogenannten Krebsstein hat(?), und die Natur hat es den Thieren gegeben, damit sie sich im dichten Schneetreiben nicht von einander verlieren, denn also sollen sie leben. — Die Heerde ergießt sich von der Höhe wie ein Strom. Die Hirten treiben mit lautem Ruf, die Hunde bellen laut rund umher. Einzelne Thiere, dort auch ein Paar zusammen, verweilen und rupfen noch einmal an dem moosbewachsenen Grund. Die Heerde drängt sich dicht zusammen. Die Geweihe — unser Gastfreund mag wohl tausend Thiere haben, es giebt aber doppelt und vierfach so zahlreiche Heerden — bilden einen wandelbaren Wald. Wäre all dieses Geäste belaubt, man dächte an den Hain von Birnam im Macbeth. Gewaltsam strömt endlich Alles in ein lockeres Gehege. Die Thiere stellen sich in den Rauch, der sich von den Feuern über sie wälzt, die man an der Windseite anzündete. In der Mitte des Geheges stehen Stangengerüste. Hier wird jede Kuh gebunden, um sie zu melken. Das Renn ist ein unbändiges Thier, es sträubt sich, es hält die Milch zurück und der Melker oder die Melkerin, denn an diesem Geschäft nehmen auch die Weiber theil, tractirt es mit Faustschlägen, von denen die Haare reichlich in die Melkgefäße stäuben. Kleine Buben fangen die Thiere, indem sie ihnen eine Schlinge über das Geweih werfen. Sie treffen mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit mitten im dichten Schwarm jedesmal das bestimmte Thier. — Merkwürdig ists, wie der Lappe die Thiere kennt, wie er mit einem Wort jedes einzelne Stück den Seinigen bezeichnet. Er steht vor der Gamme und überzählt schon von weitem die Heerde, weiß, ob ein Thier und welches sich verlor.

Bei Nacht wechseln die Glieder der Familie sämmtlich in der Bewachung. Die Uhr haben sie am Himmel und im Kopf. Sie sind gute

Astronomen, halten auch viel vom Kalender, weil ihre Geschäfte ziemlich nach dem Datum bestimmt sind. Wer seine Wache gethan hat, kommt in die Gamme, kriecht mit seinen Hunden, denn es hat Jeder seine bestimmten Wachtgehülfen, über die Schlafenden und schickt seine Ablösung fort. — Die Hunde sind klein, schmutzig braun mit zottigen Haaren und aufrecht stehenden Ohren. Der Lappländer liebt seinen Hund sehr, er theilt mit ihm seine Speise, was seine Brüder schwerlich von ihm erlangen würden.

Im Gebirge ist ein Platz bald abgeweidet, im Walde, der nur im Winter bezogen wird, ist das Terrain größer. Deshalb wechselt der Lappländer auch im Sommer sehr häufig seine Lagerstätte. [111]

15. Eine Winterreise durch Lappland.

[Bayard Taylor.]

Das ist nun also endlich ein arctische Reise. Beim Odin, sie ist herrlich! Die glatte, feste Straße, so rein wie Alabaster, auf der die Kufen unserer Schlitten gleich dem musikalischen Murmeln der Bäche im Sommer plaudern; das glänzende, windstille Firmament, das herrliche, rosenfarbige Morgenroth, das nach und nach sich dunkler färbt, bis die orangengelbe Scheibe der Sonne den Horizont durchschneidet; die goldfarbige Glut der Gipfel der bronzefarbigen Fichten, das Schimmern der glasartigen Birken, die große, trauernde Landschaft, der eiskalte Nektar der schönen Luft, das Jucken des Bluts in jeder Ader, wo es munter die Außenposten des Lebens gegen die belagernde Kälte bewacht: — es ist prachtvoll! Selbst die Landeseingebornen erklärten die Kälte für ungewöhnlich streng.

Ein wenig nach 10 Uhr ging die Sonne auf, und ich habe nie etwas Schöneres gesehen, als die Beleuchtung der Wälder und Schneefelder in ihren wagerechten orangegelben Strahlen. Selbst zur Mittagszeit stand sie nicht höher als 8 Grad über dem Horizont. Nur die Wipfel der Bäume wurden von den Sonnenstrahlen berührt; ruhig und fest wie Eisen und von den glänzenden Eiskrystallen bedeckt, waren die Stämme derselben in schimmerndes Gold und ihr Laubwerk in ein feuriges Orangenbraun verwandelt. Die zarten, mit Eis überzogenen Zweige der Birken glänzten gleich Stäben von Topas und Amethyst, und die gegen die Sonne liegenden und mit jungfräulichem Schnee bedeckten Abhänge schimmerten in den schönsten safrangelben Strahlen. Im Süden findet sich nichts, was diesem Anblick gleichgestellt werden kann — nichts, was so reich, blendend und prachtvoll wäre. Ich glaubte in den Winterlandschaften des fernen Nordens die Erhabenheit des Todes und der Verödung, eine wilde, finstere, traurige Monotonie dieses Ausdrucks zu finden; ich habe aber in der Wirklichkeit den beständigen Genuß der seltensten, zartesten und bezauberndsten Schönheit vor mir.

Die Leute, die uns auf der Landstraße begegnen, stehen mit diesen unerwarteten Eindrücken in vollem Einklange. Sie sind so klaräugig und rosenroth wie der Morgen, schlank und kräftig wie die jungen Tannenbäume in ihren Wäldern, und einfacher, rechtschaffener und unverfälschter als irgend eine Classe von Menschen, die ich je gesehen habe.

Wir machten zwei schwedische Meilen bis Mittag und dann genossen wir ein Frühstück von gebratenem Rennthierfleisch und Pfannkuchen, von dem wir sehr viel aßen, um einen gehörigen Vorrath von Wärmestoff in uns zu bekommen. Braisted und ich genossen gemeinschaftlich gegen ein Pfund Butter. Verwundern Sie sich nicht, meine jungen Damen, über unsern gemeinen Appetit. Diese heftige Kälte erzeugt die Nothwendigkeit von Fett, und mit der Nothwendigkeit stellt sich der Appetit darnach ein, — eine weise Einrichtung der Natur! Ich bezweifle durchaus nicht, daß ich, ehe ich meine Reise durch Lappland beendigt habe, im Stande sein werde, Fischthran und Talgkerzen Geschmack abzugewinnen.

Auf jeder Station kostete es mir viel Arbeit, meinen Kopf von seiner Umhüllung zu befreien, die mit meinem Barte und Haar zu einem festen Körper verbunden war. Anstatt sich zu vermindern, nahm die Kälte zu; zur Zeit der Dämmerung, als wir in Humboda ankamen, stand

das Thermometer — 32° R. Hier fanden wir eine Gesellschaft Finnländer, die südwärts reiste und fünf Pferde gemiethet hatte; was uns zwang, einige Stunden zu warten. Da wir diesen Tag bereits 40 englische Meilen zurückgelegt hatten und mit unseren Leistungen ganz zufrieden waren, so beschlossen wir, hier zu übernachten. Als das Thermometer hereingebracht wurde, zeigte es sich, daß das Quecksilber gefroren war, und nachdem ich mich aus meiner Verhüllung herausgeschält hatte, fand ich meine Nasenspitze so brennend, als sei sie von einem glühenden Eisen berührt worden. Das Gasthaus war vortrefflich; wir hatten ein warmes, mit einem Fußteppich versehenes Zimmer, Betten von reinen, nach Lavendel duftenden Linnen und alle gewohnten Bequemlichkeiten. Abends setzten wir uns zu einem Weihnachtsschmause von Bratwurst, Kartoffeln, Pfannkuchen, Himbeergelée und einer Flasche des besten Porter von Barclay und Perkins nieder, und tranken die Gesundheit aller theuern Verwandten und Freunde in beiden Hemisphären. Und das war in Umeå Lappmark, von dem man uns erzählt hatte, wir würden daselbst vor Hunger umkommen! Vor Schlafengehen ging Braisted mit dem Thermometer wieder ins Freie; als er mit demselben zurückkehrte, sahen wir mit Erstaunen, daß das Quecksilber unter allen Ziffern der Scala gefroren war.

Torneå, am 2. Jan. 1857.

Es war finster, als wir Ersnäs erreichten, von wo aus wir mit ermüdeten Pferden auf schlechtem Wege und mit einem trägen Kutscher 12 englische Meilen bis Alt Luleå zurückzulegen hatten. Ich legte mich wieder nieder und schlummerte. So vergingen drei Stunden; die Nacht hatte sich längst eingestellt, bei einem klaren Himmel hatten wir — 20° R. und es blies ein scharfer Wind. Plötzlich wurde ich durch einen Ausruf Braisteds munter. Ich öffnete meine Augen und da ich in seinem Schooße lag, so blickte ich in die Höhe und sah einen schmalen Gürtel oder eine Schärpe von silberfarbigem Feuer gerade über dem Zenith, deren unverbundene Enden sich an den Abhängen des Himmels langsam auf- und abwärts schwangen. Jetzt begann das Phänomen zu schwanken, indem es sich, als ob es seine Elasticität prüfen wolle, zuweilen langsam, zuweilen mit einer schnellen springenden Bewegung rückwärts und vorwärts neigte. Nun nahm es die Gestalt eines Bogens an; dann bewegte es sich wellenförmig in Hogarths Schönheitslinie, indem es in seiner schlangenförmigen Bewegung glänzte und erbleichte, und bildete endlich einen Schäferhaken, dessen Ende sich plötzlich von ihm trennte und abfiel, als ob es von einem heftigen Winde fortgetrieben werde, bis der ganze Gürtel in langen, sich fortziehenden Linien von feurigem Schnee fortschoß. Dann sammelte er sich wieder in einem Dutzend tanzender Theile, welche wechselweise voranschritten und sich zurückzogen, hierhin und dorthin, gegen- und übereinander wegschossen, in gelben und rosenrothen Strahlen aufloderten oder wieder erblaßten, und sich tausend phantastische Streiche spielten, als ob sie durch irgend eine seltsame Grille geleitet würden.

Wir lagen mit in die Höhe gerichteten Gesichtern schweigend da und betrachteten dieses wundervolle Schauspiel. Plötzlich rannen die zerstreuten Lichter, wie von einem gemeinschaftlichen Impuls getrieben, zusammen, vereinigten ihre glänzenden Enden, verflochten sie untereinander und fielen in einem breiten, erleuchteten Vorhange in der Luft herab, bis der mit Franzen besetzte Saum scheinbar nur wenige Ellen über unseren Häuptern schwebte. Diese Erscheinung war so unerwartet und überraschend, daß ich einen Augenblick lang glaubte, unsere Gesichter würden von dem Rande der prachtvollen Nordlichtdraperie berührt werden. Das Phänomen folgte der sphärischen Curve des Firmaments nicht, sondern hing senkrecht von dem Zenith herab, indem es scheinbar Millionen Meilen durch die Luft niederfiel, seine Falten zwischen den Sternen zusammenfaßte und seine Stickerei von Flammen sich über die Erde dahinzog, und über die grenzenlosen Schneefelder einen blassen, überirdischen Glanz ausgoß. Einen Augenblick später wurde der Vorhang wieder in die Höhe gezogen, er zertheilte sich, schwang seine Fackeln und schoß seine Lanzen hierhin und dorthin, die sich wie vorher vorbewegten und zurückzogen. Ich habe keine Hoffnung, je in meinem Leben etwas so Seltsames, so Launisches, so Wundervolles, so ausgezeichnet Schönes wiederzusehen. — —

Die Landschaft war niedrig, etwas wellenförmig, bot uns aber gelegentlich weite Aussichten nach Norden über die Buchten des Meerbusens und große Strecken von Wald dar. Die Niederlassungen waren noch eben so häufig wie bisher, doch man beschränkte sich dem

Anscheine nach auf den Anbau des Flachses. Rånby ist ein großes Dorf mit einer sehr ansehnlichen Kirche. Die Leute beschäftigten sich eben damit, Buden für einen Jahrmarkt aufzuschlagen. (Ein Jahrmarkt im Freien unterm 65. Grade nördlicher Breite bei gefrornem Quecksilber!) Dies erklärte das vermehrte Reisen auf der Landstraße. Wir fuhren bis Hvitå weiter, um dort zu frühstücken, und kamen dabei nördlich über die Breite von Torneå; von dort wendete sich unsere Straße in einem rechten Winkel ostwärts um die Spitze des Meerbusens. Es war viel Schnee gefallen, doch die Straße war mit einem Schneepfluge gebahnt worden und wir hatten eine erträgliche Schlittenbahn, ausgenommen, wenn wir an anderen Schlitten vorüberfuhren, wobei wir zuweilen umgeworfen wurden.

Wir hatten nun zwischen den Stationen ununterbrochen eine Waldlandschaft vor uns, und was für eine Landschaft! Es ist beinahe unmöglich, die Schönheit dieser Winterwaldungen zu malen. Jeder mit dem reinsten Schnee beladene Baum gleicht einem gothischen Springbrunnen von Bronze, der mit gefrornem Schaum bedeckt ist. Von jeder Anhöhe blicken wir auf Tausende solcher scheinbaren Springbrunnen, die sich gleichsam von ihrem Fußgestell von Elfenbein und Alabaster niedriger oder höher erhoben. Es war eine verzauberte Wildniß, weiß, schweigsam, strahlend und mit unerschöpflichen Formen der Schönheit angefüllt. Womit soll ich diese Lichtblicke unter den Aesten, in die Tiefe der Wälder hinein vergleichen, wo der Schnee jede Perspective vernichtete und die entferntesten feenhaften Winkel und Dickichte, die zu schön und zerbrechlich aussahen, um kalt zu scheinen, in den glänzenden Vordergrund brachte? „Wundervoll! Herrlich!" konnte ich blos in athemloser Bewunderung ausrufen. Einmal erblickten wir an der Seite der Straße ein nordisches Schneehuhn, so weiß wie Schnee, mit rubinrothen Augen, die wie Juwelen glänzten, als es, ohne im Mindesten erschreckt zu sein, langsam und schweigend vorbeiflog. —

Juoxengi in der kalten Zone,
am 6. Jan. 1857.

Der heutige Tag wird mir ein unvergeßlicher bleiben; eine solche Pracht der Dämmerung, volle sechs Stunden lang, übertraf den Reiz des Tageslichtes in irgend einer Zone bei weitem. Wir fuhren bei einer Temperatur von über 23° R. unter Null um 7 Uhr ab und hielten uns fortwährend an dem linken Ufer des Torneå. Die Landschaft erhob sich nun in kühne Hügel und die Scenerie wurde großartig und majestätisch. Der nördliche Himmel wurde wieder reines Violett und auf den Spitzen der mit Schnee bedeckten Hügel blieb von der Dämmerung eine blaßrothe Schattirung. Die vorherrschende Farbe des Himmels ging langsam in schönstes Lila über, wurde dann fleischfarbig, dann rosenroth, und verwandelte sich zuletzt, als die Sonne erschien, in ein glänzendes Orangegelb. Jeder Farbenwechsel wirkte auf den Ton der Landschaft ein. Die Wälder, welche so in Schnee gehüllt waren, daß nicht eine einzige grüne Nadel zu erblicken war, nahmen wechselsweise die Farben des Himmels an und schienen den Glanz des Morgens weit eher auszuströmen zu lassen als ihn wiederzuspiegeln. Der Sonnenschein ließ diese Wirkungen noch mehr erglänzen, anstatt sie zu zerstören. Um 12 Uhr stand die Sonnenscheibe nur einen Grad über dem Horizonte und warf horizontale goldene Strahlen über die Hügel. Der Norden vor uns war so blau wie das mittelländische Meer, und das Himmelsgewölbe bildete einen blaßrothen Baldachin über uns. Jeder Gegenstand wurde in dem magischen Lichte verschönert und umgestaltet. —

Die Nachmittagsdämmerung war noch wundervoller als die am Morgen. Es waren breite Streifen von Purpurroth, Karmoisinroth und Gelb, die an der Südseite in ein feuriges Orangegelb verschmolzen, während an der Nordseite ein Halbbogen von Fleischfarbe, Lila und dem schwächsten Violett stand. Die blendenden arctischen Hügel nahmen an diesem Farbenspiel theil, das nicht erblich, wie im Süden, sondern fortdauerte, als ob Gott wünsche, die Gegend durch diese herrliche Dämmerung für den Verlust des Tages zu entschädigen. Weder in Italien, noch in der heißen Zone kommt irgend Etwas der Pracht dieses nordischen Himmels gleich. Die Dämmerung wich dann dem Mondlicht, das kaum weniger glänzend war. Unsere Straße war sehr schlecht und führte uns bald durch tiefen Schnee, bald über den Fluß oder durch enge, kleine Thalschluchten, die mit Kiefern eingefaßt waren, — eine feenartige nordische Einsamkeit, weiß, schweigsam und geheimnißvoll. —

Torneå, am 29. Jan. 1857.

Des Morgens fror das Quecksilber, nachdem es —36° R. gezeigt hatte. Die Kälte war wirklich jetzt beunruhigend, besonders nach den Erfahrungen, die wir am vorhergehenden Tage gemacht hatten. In der Luft schwebten und funkelten Millionen feiner Krystalle, der gefrorne feuchte Dunst der Atmosphäre; ein rauher Wind blies vom Norden, der Himmel war gleich dem Stahle, wenn darauf gehaucht worden ist — kurz, die Kälte war selbst für ein ganz unbewaffnetes Auge sichtbar. Wir wärmten unsere Handschuhe und Stiefeln und verhüllten unsere Gesichter so, daß nicht das Mindeste von ihnen zu sehen war. Ich hatte eine kleine Oeffnung zwischen meiner Mütze und Boa gelassen, doch dieselbe wurde durch meinen Athem bald mit Eis ausgefüllt, was dazu diente, mich warm zu halten. Die Straße war fest und glatt wie Marmor. Wir hatten gute Pferde und als wir Awasaxa und den Polarkreis hinter uns gelassen hatten, eilten wir auf dem festen Bett des Torneå nach Niemis hinab. Auf der zweiten Station fingen wir an aus Mangel an Nahrung zu frieren. Die Luft war wirklich schrecklich. Niemand, der zu Hause bleiben konnte, wagte sich aus seiner Thür heraus. Der Rauch war weiß und dicht, gleich dem Dampfe; der Wind blies aus Norsemann's Hölle, und wenn derselbe das Gesicht traf, mußte man fast aufschreien. Nichts kann schmerzhafter sein — geschunden, mit einem glühenden Eisen gebrannt, mit einem stumpfen Messer geschnitten zu werden u. s. w. mag etwas Aehnliches, doch nicht schlimmer sein.

Oeska in Norrland, am 6. Febr. 1857.

Wir reisten an diesem Tage zu schnell, um uns der wundervollen Landschaft längs der Straße ganz erfreuen zu können. Ich glaubte, ich hätte meine Bewunderung dieser Winterwälder erschöpft — doch nein, die Wunder wollen kein Ende nehmen. Solche Springbrunnen, Candelaber, gothische Zinnen, Federbüsche, kolossale Korallenzweige können weder mit der Feder, noch mit dem Pinsel beschrieben werden. Es war eine Wildniß von Schönheiten. Wir wußten nicht, wohin wir blicken, oder welche Formen wir bei der blendenden Verwirrung wählen sollten. Schweigsam und unbewegt von dem Winde standen sie da, scharf und spröde wie von jungfräulichem Erz — nicht irdische Bäume, sondern die so viel gerühmten Wälder in Allvater Odins Paradiese, die himmlische Stadt Asgaard. Keine lebenden Formen der Vegetation sind so herrlich. Die tropischen Palmen, die baumähnlichen Farrnkräuter auf Penang, die Lotospflanze in den indischen Gewässern, der gefiederte Bambus, die pfeilartige Areca — Was sind sie neben diesen wunderbaren winterlichen Gewächsen, diesen glänzenden Reisern von Perlen, Elfenbein und Opal, die in dem milden orangegelben Lichte der arctischen Sonne schimmern? [161]

